

Editorial .....	151
Volker Braun: Zwei Gedichte .....	153
Wolfgang Fritz Haug: Roter Orpheus, taube Zeit .....	154
Nachrichten aus dem Patriarchat (Christina Schenk) .....	158

## Immaterielle Arbeit

Steve Wright

Negris Klassenanalyse. Die autonomistische italienische Theorie in den siebziger Jahren .....	161
-----------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Wolfgang Fritz Haug

»General Intellect« und Massenintellektualität .....	183
------------------------------------------------------	-----

Frigga Haug

Immaterielle Arbeit und Automation .....	204
------------------------------------------	-----

Carola Möller

Die neue Dominante in der Wertschöpfungskette .....	215
-----------------------------------------------------	-----

Ella von der Haide und Andrea Jana Korb

Durch das Frau-Werden der Arbeit zur Revolution? .....	227
--------------------------------------------------------	-----

Jörg Nowak

Automatische Autonomie? Immaterielle Arbeit, Aneignung und Staat .....	235
------------------------------------------------------------------------	-----

Antonio Negri

Wert und Affekt .....	247
-----------------------	-----

\* \* \*

Ingrid Galster

Kurz vor dem Brechreiz

Die Rezeption von Beauvoirs <i>Anderem Geschlecht</i> .....	253
-------------------------------------------------------------	-----

### *Neoliberalismus als Krieg*

Mario Candeias

Die Gewalt der Globalisierung .....	261
-------------------------------------	-----

### *Kongressberichte*

Queer – beliebt oder beliebig? (A. Wolf/K. Pühl/W. Hörbe)

Haben Kriege ein Geschlecht? (K. Jura) .....	272
----------------------------------------------	-----

### *Besprechungen*

Kritische Theorie, Faschismus und Literaturwissenschaft

Wissenschaftsforschung, DDR, Zukunft des Staates, Finanzmärkte

Turbo-Kapitalismus und Globalisierung .....	275
---------------------------------------------	-----

Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries .....	315
------------------------------------------------------	-----

## Besprechungen

### Philosophie

- Hentges, Gudrun*: Schattenseiten der Aufklärung. Die Darstellung von Juden und »Wilden« in philosophischen Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts (*G.Auernheimer*) ..... 275
- Van Reijen, Willem*: Der Schwarzwald und Paris. Heidegger und Benjamin (*S.Lettow*) ..... 276
- Schweppenhäuser, Gerhard*: Theodor W. Adorno zur Einführung (*H.A.Leidig*) ..... 277
- Marcuse, Herbert*: Nachgelassene Schriften Band 1. Das Schicksal der bürgerlichen Demokratie (*R.Behrens*) ..... 279
- Eidam, Heinz, Frank Hermenau und Dirk Stederoth (Hg.)*: Kritik und Praxis. Zur Problematik menschlicher Emanzipation (*R.Behrens*) ..... 280

### Sprach- und Literaturwissenschaft

- Falasca-Zamponi, Simonetta*: Fascist Spectacle. The Aesthetics of Power in Mussolini's Italy (*M.Hinz*) ..... 280
- Garber, Klaus, und Ludger Rehm (Hg.)*: global benjamin. Internationaler Walter-Benjamin-Kongress 1992 (*P.Garloff*) ..... 282
- Hausmann, Frank-Rutger*: »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Aktion Ritterbusch« (1940-1945) (*P.Jehle*) ..... 284
- Bräutigam, Thomas*: Hispanistik im Dritten Reich. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie (*P.Jehle*) ..... 286
- Rudin, Bärbel, und Marion Schulz (Hg.)*: Vernunft und Sinnlichkeit. Beiträge zur Theaterpoche der Neuberin (*R.Graf*) ..... 287

### Soziologie

- Laitko, Hubert, Heinrich Parthey und Jutta Petersdorf (Hg.)*: Wissenschaftsforschung – Jahrbuch 1994/95 (*H.Meyer*) ..... 289
- Greif, Siegfried, Hubert Laitko und Heinrich Parthey (Hg.)*: Wissenschaftsforschung – Jahrbuch 1996/97 (*H.Meyer*) ..... 289
- Boudry, Pauline, Brigitta Kuster und Renate Lorenz (Hg.)*: Reproduktionskonten fälschen. Heterosexualität, Arbeit und Zuhause (*S.Engel*) ..... 292
- Mitchell, David T., und Sharon L. Snyder (Hg.)*: The Body and Physical Difference. Discourses of Disability (*A.Tervooren*) ..... 294

### Soziale Bewegungen und Politik

- Messner, Dirk (Hg.)*: Die Zukunft des Staates und der Politik. Möglichkeiten und Grenzen politischer Steuerung in der Weltgesellschaft (*M.Candeias*) ... 295
- Panitch, Leo, und Colin Leys (Hg.)*: Global Capitalism versus Democracy – Socialist Register 1999 (*E.Göll*) ..... 297

(Fortsetzung S.X)

## Editorial

Streng genommen ist der Titelbegriff dieses Heftes, *Immaterielle Arbeit*, ein Unbegriff. Das weiß auch der prominenteste der politischen Gefangenen des italienischen Staates, Toni Negri, obwohl er nicht müde wird, ihn zu propagieren: »Natürlich ist es Unsinn, wenn von einer ›immateriellen Arbeit‹ die Rede ist. Die Arbeit ist immer materiell!«

Immateriell waren in der Einbildung der Scholastik die »Intelligenzen«, als welche man die Engel begriff. Nun sind zweifellos die Intellektuellen keine Engel. Für sie gilt die Definition, die Karl Marx von der Arbeit gibt, nicht weniger als für die verdinglichend sogenannten »Handarbeiter«: »einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn«, ist sie es andererseits »in besondrer zweckbestimmter Form« (*Kapital*, I, MEW 23, 61). Was Arbeitende einsetzen, sind die ihrer »Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand«, und am Ende »kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben [...] schon ideell vorhanden war« (192f). Marx betont, dass »der zweckmäßige Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert«, desto wichtiger wird, je weniger eine Tätigkeit »den Arbeiter mit sich fortreißt, je weniger er sie daher als Spiel seiner eignen körperlichen und geistigen Kräfte genießt« (ebd.).

Zwei weitere Aspekte sind für Marx entscheidend, um den Zusammenhang von Arbeitsarten (besonders ›geistiger‹ und ›körperlicher‹) zu denken: Den *ersten* nach dem Begriff *Gesamtarbeiter*, mit dem Marx der Verwandlung des Produkts in das eines »kombinierten Arbeitspersonals« Rechnung trägt, »dessen Glieder der Handhabung des Arbeitsgegenstandes näher oder ferner stehn. [...] Um produktiv zu arbeiten, ist es nun nicht mehr nötig, selbst Hand anzulegen« (MEW 23, 531). – Der *zweite* Grundgedanke besteht just in der Dialektisierung ›produktiver Arbeit‹ als Relationsbegriff, der vom Standpunkt der Bedürfnisbefriedigung Gebrauchswert-, vom Standpunkt des Kapitals Mehrwertproduktion meint. Im Kapitalismus ist es deswegen kein Glück, sondern »ein Pech, produktiver Arbeiter zu sein«, heißt es schneidend (MEW 26.1, 196). Nimmt man dazu, dass im Zuge der Vollendung des Weltmarkts, die heute ›Globalisierung‹ heißt, die dem *market universel* (wie es in der *Kapital*-Übersetzung von Roy und Marx heißt) entsprechende »Maßeinheit« für den Wert »die Durchschnittseinheit der universellen Arbeit ist« (584), dann sind einige derjenigen begrifflichen Ansätze zum Weiterdenken unter heutigen Bedingungen beisammen, deren Rezeption am meisten ›verschlammt‹ ist, falls sie nicht überhaupt ausgeblieben ist, wie bei der Kategorie *universelle Arbeit*, oder beerdigt unter der Phrase vom ›Ende des Wertgesetzes‹.

Wenn es also ›immaterielle Arbeit‹ nicht geben kann, warum dann darüber reden? Es verhält sich hiermit wie bei einem anderen falschen Begriff, dem der »unbezahlten Arbeit«, den selbst Marx verwendet, weil er nun einmal »populärer Ausdruck« für Mehrarbeit im Verhältnis zur notwendigen Arbeit sei (556). Spontan stellt man sich darunter etwas vor, was einen handfesten Wirklichkeitskern hat: ist es bei der »unbezahlten Arbeit« die Ausbeutung fremder Arbeitskraft, so bei der

»immateriellen Arbeit« die mehr geahnte als klar gedachte Umwälzung gesellschaftlicher Arbeitsteilung, des typischen Tätigkeitsprofils und der »organischen Zusammensetzung der Gesamtarbeit« unter Bedingungen der Computerisierung. Hier haben sich die Gewichte zugunsten der intellektuellen Anteile verschoben. Im *Argument* und seinem Umkreis (Projekt Automation und Qualifikation) haben wir uns mit Automationsarbeit befasst, als noch die Dequalifizierungsthese galt und der PC unbekannt war.

Die Rede von »immaterieller Ökonomie« rutscht im Zeichen der »Informationsgesellschaft« wie von selbst ins Feuilleton und auf die Lippen. Die eigentliche Wertschöpfung verlagert sich, glaubt man dem Zeitgeist, ins Virtuelle des Internet. Das ist ein Wunderglaube des wissenschaftlich-technischen Zeitalters. Er spiegelt sich in der spekulativen Aufblähung der Kurse an den »Technologiebörsen«, seine Enttäuschung im unweigerlich folgenden Absturz. In Wirklichkeit ist es Wert- oder Mehrwert-*Abschöpfung*, was sich ins Internet verlagert, vor allem Werbung und Verkauf. Da die Mittel endlich sind, ist es entsprechend »die drohende Abwanderung des Anzeigengeschäfts ins Internet, nicht [...] die hoch auflösende elektronische Zeitung«, was dieses »Printmedium« in seiner Existenz gefährden kann (Gespräch mit Philip Evans, in: FAZ, 5. April 2000, 29).

Es war vor allem der italienische »Postoperaismus«, der »immaterielle Arbeit« zum Sammelnamen für postfordistische Arbeit gemacht hat – und damit gesellschaftliche Klassen- und ökonomische Formunterschiede ausblendet. Im Vergleich zu traditionellen Positionen zeichnet sich diese Richtung dadurch aus, dass sie sich Hals über Kopf in die praktisch-theoretische Erkundung des Postfordismus gestürzt hat, den sie (wie es *Das Argument* seit den 1970er Jahren tut) als neuartige Produktionsweise fasst.

In vielen Texten dieser Richtung gehen Realanalyse und illusionäre Setzungen, experimentelles Denken und radikal klingende Quacksalberei eine schwer durchschaubare Mischung ein. Die Analyse der neuen Handlungsbedingungen und die Frage nach den neuen Subjekten und Ansätzen solidarischer Vergesellschaftung sind jedoch ebenso grundwichtig wie das Postulat einer Politik, welche die gesellschaftlichen Gruppen und Richtungsströmungen übergreift. Pluraler Marxismus und strukturelle Hegemonie waren Kategorien, unter denen wir uns seit Ende der siebziger Jahre in teilweise gleicher Richtung vorangetastet haben und die für die Volksuni-Bewegung der 1980er Jahre strukturbildend geworden sind.

All das zusammengenommen rechtfertigt es, wenn wir uns in diesem Heft mit Theorien, Praxisformen und Perspektiven vor allem des italienischen Postoperaismus auseinandersetzen. Dass dies kritisch geschieht, versteht sich. Aber die Kritik ist darauf aus, vom Kritisierten auch zu lernen, sich mit seinen Fragen und dem, was es gesellschaftlich bewegt, zu verbünden. Ist es fragwürdig, alle Arbeit im »Postfordismus« ins vulgärphilosophische Kostüm des »Immaterialismus« zu kleiden, so ist es von kardinaler Bedeutung, den Verwandlungen der Arbeit und ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung im transnationalen High-Tech-Kapitalismus und den veränderten Bedingungen und Potenzialen ihrer Emanzipation auf die Spur zu kommen.

Volker Braun

## Zwei Gedichte

### DIE IDEOLOGIE

Wer tanzt da an, aufs Stichwort. TOTGEBOREN.  
Die lockere Larve aus dem Mußtopf  
Der Weltanschauung. Was isst sie in einem fort  
Blätterteig der Beliebigkeit. Das verhaftete Denken  
Auf dem Freigang in der Spaßgesellschaft.  
Mit langem Bein hüpfte sie über die Pfützen Blut  
oder Wasser, wer will das unterscheiden.  
Der Dealer liefert die tägliche Mahlzeitung  
Sie plappert NATO NATO was für ein Unsinn  
Sie wiederholt sich bis zur Bewusstlosigkeit.

### DIE KUNST

Sie tanzt auf den Gräbern, mit Grazie  
Mit ihrem wilden Gedächtnis.  
WIR KÖNNEN JA NICHTS BEHALTEN. Sie  
Ruft die Verreckten herauf, die Vergessenen  
Mit ihren Messern und Forderungen. Erloschene  
Liebe, kalter Zorn, vertane Zeiten. Was  
Ist der Gedanke, dass wir sterblich sind  
Gegen das GROSSE UMSONST. Sie wagt es zu denken  
Im Untergrund, wo alles lebt.  
Wie, ist es möglich? dass die Verhältnisse tanzen

## Roter Orpheus, taube Zeit

Zur Verleihung des Büchner-Preises an Volker Braun

Als in den siebziger Jahren eine heimlich mit dem Eurokommunismus sympathisierende Mitarbeiterin des SEW-Parteivorstands mir ein Bändchen mit Texten Volker Brauns in die Hand drückte, war dieser gleichsam noch in historischer Stellung, die er auf unvorgesehene aber vorhersehbare Weise ausfüllte: Hier endlich fanden sich funkelnde Elemente der Selbsterkenntnis und Dialektik des Staatssozialismus, Wahrnehmungen und Fragen, für die der Marxismus-Leninismus sich so taub, blind und stumm stellte wie die notorischen drei Affen. Von diesem Autor wollte ich mehr. Am Berliner Ensemble ließ ich mir die ungeheure Geschichtsstunde des *Großen Friedens* erteilen mit einem der boshaft-vergnügelichsten Stücke des neueren Theaters, der Beamtenprüfung; ich entdeckte das Drama eines vom lebensverschlingenden Stand der Produktivkräfte niedergehaltenen Sozialismus in den *Kippen*, geriet schließlich an die konspirativ weitergereichte Abschrift der Revolutions-trilogie. Für einen westlichen Marxisten waren dies ebensoviele Anstöße, ja Aufträge. Die *Theorien über Ideologie* von 1979 haben bei Volker Braun Anhaltspunkte gefunden, der Band zur *Aktualisierung Brechts* von 1980 enthält eine Studie zur *Widerspruchskunst des Volker Braun* (von Rolf Nemitz), und der Band *Aktualisierung Marx* von 1983 beginnt mit Volker Brauns Gedicht *Karl Marx*:

Aber was hat er uns überlassen!  
Welchen Mangel an Illusionen.  
Welchen weltweiten Verlust  
An sicheren Werten. Welche verbreitete  
Unfähigkeit, *sich zu unterwerfen!*  
Und wie ausgeschlossen, unter uns  
Nicht *an allem zu zweifeln*. [...]  
Und wie unmöglich, nicht ans Ende zu gehn:  
Und es nicht für den Anfang zu halten!

Durchsetzt mit (kursiv gedruckten) Marxzitaten agitierte dies die unter dem Bleidach eines zur Staatsreligion pervertierten Marxismus gekrümmten Marxisten, sich aufzurichten und die ureigensten Orientierungen aus ihrem Phrasendasein zu befreien. Der Gegensatz zum real existierenden Kontext beflügelte diesen Text zu verheißungsvoller Verständlichkeit.

Das muss vor hundert Jahren gewesen sein. Seit das missratene Sorgenkind Sozialismus, dieser Alptraum unserer geheimsten Hoffnungen, untergegangen ist, hat der neu-alte, kapitalistische Kontext den Sub(versiv)text ins esoterische Exil der Geschichte geschickt. Das vorerst letzte Mal, dass Büchner-Heinescher Volkston sich treffen ließ, ereignete sich in einem Gedicht, das unter dem Titel *Das Eigentum* die Signatur des geschichtlichen Moments und damit die eigene Verban-nung ins ›Unverständliche‹ ausspricht:

Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.  
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.  
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.  
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.  
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.  
Und ich kann *bleiben wo der Pfeffer wächst*.  
Und unverständlich wird mein ganzer Text  
Was ich niemals besaß wird mir entrissen.  
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.  
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.  
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.  
Wann sag ich wieder *mein* und meine alle.

Dies findet, für die postkommunistische Situation, noch einmal die Töne, die denen eingehen, die (und für die sie) gemeint sind. Der Moment des definitiven staatssozialistischen Untergangs war auf widersprüchliche Weise befreiend, weil er eine schon lange sich hinziehende Aushöhlung jäh beendete. Die Oberen konnten, die Unteren wollten nicht mehr. Da trat, vor aller Augen, eine revolutionäre Situation an den Tag, während, hinter aller Rücken, die Restauration sich anschickte, das Ganze zu kassieren. Für die Poetik des Volker Braun hatte diese Wende in der Wende dramatische, für seine Dramatik aber poetische Auswirkungen. Die zum Repressivstaat versteinerte Revolution hatte ja jenen immerhin als untergründige Möglichkeit heimgesucht. Ihr Untergang, sei es auch in ihrer verknöcherten und entfremdeten Gestalt, bedeutete für Volker Braun ein Ende seiner bisher eigensten Möglichkeiten. Diese Vergängnis aber schlägt seinen Text mit der Form der Dauer. Es ist, als erlaubten die Verhältnisse ihm zunächst nurmehr, Felsenmelodien in den zementierten Horizont zu meißeln. Von fremdem Text durchquert und intensiv zusammengeschoßen, nehmen sie, obgleich weiterhin »an alle« gerichtet, Züge orphischer Rätselhaftigkeit an. Sie stellen sich dar als geladen mit Hintergedanken, Denk-Schrift als Denkbilder-Folge. Nichts wird aus-gesprochen, im Doppelsinn von zu Ende sprechen und der schlichten Ausdrucksweise für die Bedeutung. Aber was ist denn auch – und wer verfügte über – die Bedeutung, da die Deutungshoheit wie ein fremder Geist über der Szene schwebt? Mussten wir nicht, wie Brecht gesagt hatte, die Verhältnisse als durch uns veränderbare erfahren, um sie erkennen zu können? Das *liebe Zimmer der Utopie* aber hatte uns längst in den *Un-Sinn entlassen*.

Seither, wann immer das war (und immer, wenn es wieder sein wird), ist das unmittelbar Darzustellende der Un-Sinn, durchlungert von Sinn als negiertem. Die geschichtliche Negativität durchdringt die Poetik. Die Darstellung gerät zur Ent-Stellung; sie verhackstückt, wessen sie sich annimmt, widerspricht allem, was sie ausspricht, zerspielt jeden Ton, den sie anstimmt. Sie wird In-Schrift als ineinandergeschriebener Widerspruch, erzeugt mittels Material-Schnitt- & Montagetechnik.

»Die alten Autoren«, ließ Hans Magnus Enzensberger, der wie ein Fisch in den neoliberalen Gewässern der Gegenwart schwimmende, sich dazu vernehmen, »haben das Verschwinden ihres großen Themas, wie der Sozialismus zu verbessern sei, schlecht verwunden. So berühmte Autoren haben sich damit befasst wie Christa Wolf oder Volker Braun. Heiner Müller, der alte Zyniker, hat mehr Erfolg

gehabt, weil es ihm möglich ist, zynisch zu sein, doch diese treuen und gläubigen Schriftsteller haben sich von dieser Erfahrung nicht erholt.« Wenn es für viele ein Glück ist, Zyniker zu sein, so bleibt dieses ›Glück‹ Volker Braun versagt. Ein Schreiber, der gnadenlosen ästhetischen Wahrheitskriterien folgt, kann nicht ›zurücktreten‹ aus dem Mist der Geschichte wie ein Finanzminister. Der Kommunist war und ist immer der Narr. Bei Shakespeare ist es der besiegte König, den sein Sturz zum Repräsentanten des (all)gemeinen Menschen gemacht hat: inmitten des normalen Irrsinns redet er unnormal irre, uns irre machend an der Normalität. Die Wahrheit lugt aus den Schründen der poetischen Zer-Setzung. Solche Poesie beruht auf *dys-poiesis*. Sie verdichtet, indem sie es durcheinander bringt, das falsche Durcheinander. Sie äußert sich in Sprüchen, in Schul- oder Kirchenbänke zu schnitzen oder in Wände zu kratzen, darauf wartend, verschüttet und von Archäologen ausgegraben zu werden. Wo die Gegenwart am meisten sich brüstet, wird eben diese in ihren stolzesten Figuren wie Trojas Schutt ausgestellt. Wir suchen unwillkürlich nach Spuren des Lebens in ihr.

Der herrschende Geschmack durchforstet die Zeugnisse solcher Suche indes nach Zügen, die für ihn genießbar sind. Er mag vielfach fragmentiert sein, aber herrschend im Sinne von vor-herrschend sind, etwa in der *Frankfurter Allgemeinen*, kulinarische Gütekriterien. Mit ihnen wird, im Feuilleton, eine Kriegserklärung nicht viel anders beurteilt als ein neu erschienener Gedichtband. Es sind die für verwöhnte, überfütterte und überreizte Gaumen gesteigerten und überhöhten Effekte des Marktes, der das je Neue will. Ein kommerzielles Diesseits, das für alle Fälle ein Jenseits unter seinen Fittichen hält, auf jeden Fall zur Unterhaltung, gegebenenfalls zur Erhaltung seiner gott- und götterleeren Welt. Herrschend ist, im Feuilleton, die Gleichgültigkeit des Was & Worumwillen. Die Vorkoster der Konsumenten machen deren Recht geltend, mit Wirklichkeit in Ruhe gelassen und überrascht zu werden durch neue Verbindungen des »scheinbar Unzusammengehörigen«, wie es in einer Rezension der FAZ heißt. Als Handke die Bombenangriffe der Nato auf Jugoslawien kritisiert hatte, wurde im Organ, dessen Politikteil zum Krieg trieb, nicht etwa diese Kritik, sondern die dabei gebrauchte Metaphorik vom angreifenden Mars verworfen. Das sind höfische Umgangsformen einer Macht, die sich so konsolidiert gebärdet, dass sie ihre Noten rein nach Esprit austeilend erscheinen möchte. Wer mit Geist gesegnet ist und ihn entsprechend nutzt, indem er dem überfütterten und vom *dégoût* beschlichlenen Kulinarismus einen Vorwand dafür liefert, ihn trotz nichtkulinarischer Züge zu integrieren, hat eine Chance, mitgeführt zu werden im Zug des Feuilletons, der hinter Politik und Wirtschaft herfolgt. So heutzutage Volker Braun. Die zweite Kunst, die eigentliche, besteht darin, möglichst kräftigen Widerspruch in den Triumphzug einzuschleusen.

Die Bauern tanzen

Um den Galgen

An dem die Partei hängt, das Gesinde l

Ustig Plakate im Frühling in Prag

ER IST GEKOMMEN. WIR AUCH. DEUTSCHE BANK

Das liebe Zimmer der Utopien

Entlässt den Gast in den Unsinn

ES GILT ALLE VERHÄLTNISSE stehenzulassen



## IN DENEN DER MENSCH EIN GEKNECHTETES

Ich stand mit der Karre in Zeusch

Ein Fuß auf der Bremse ein Fuß auf dem Gas

Die Äste krachten herunter und die Blätter

Wehten UND EIN ELENDES WESEN IST

Der Schluss lässt sich auch auf dem IST betonen: was jetzt als Herrschendes existiert, ist ein elendes Wesen. Das Gedicht ist schwierig zu sprechen, man muss es als Schrift zumindest mitsehen: »das Gesinde I / Ustig«. Deutsche Bank IST GEGENWART, Marxens kategorischer Imperativ aber, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen Menschen geknechtete und gedemütigte Wesen sind, ist INS GEGENTEIL VERDREHT; an die Stelle des Prager Frühlings, von dessen Würgern die Reformer einst »Gesindel« genannt worden waren, trat, als Quittung für die Abwürgung, der frostige Frühling der Privatisierung; hinverdichtet ist der dumme Selbstverrat derer, die das ewige Gesinde(I) stellen; der Un-Sinn herrscht alternativlos, die Utopie ist erloschen ...

Wo erscheint diese Inschrift zuerst, wenn nicht am Hofe der Sieger über die entlegene Alternative, der Nutznießer der Privatisierung des Gemeinguts, appreciiert als Kunst-Stück? Wenn Günther Anders von jiddischen Elementen in der deutschen Umgangssprache nach 1945 sagen konnte, sie seien die Goldzähne der Sprache (bald wird dies Diktum den Jüngeren erklärt werden müssen), so figurieren hier die pervertierten Marxzitate als Beutestücke aus der Kommune, deren Freiheit gegen sie zeugt, die so eingesetzt sind, dass sie gegen das Verlogene dieser Freiheit zeugen sollen. Volker Braun hat das Glück, dass die Deutschen in ihm ihren bedeutendsten lebenden Lyriker haben und dass genügend Kundige dies wissen und deshalb bewirken, dass seine Texte gedruckt werden (obwohl skandalös wenige seiner Schriften im Buchhandel greifbar sind). Doch das Glück ist relativ, denn nicht was er sagt, sondern wie er es sagt, ist seine Eintrittskarte ins Theater der Öffentlichkeit. Der Stückeschreiber Volker Braun zahlt den Preis. Das Drama kristallisiert ihm zur Lyrik, und deren dialektischen Tanz versteinern die Verhältnisse zur Inschrift. Die von der geschichtlichen Situation aufgezwungene Produktionsweise ist nicht ungefährlich. Indem hier die Verdichtung auf einen Zusammenbruch folgt, streben dessen Implosionskräfte die Verdichtungskräfte der Poesie zu verstärken, bis diese sich hermetisch verschlüsse und ihre Gebilde künftiger Hermeneutik ergäbe. Schwer zu bewahren ist dann, wenn die einfache Sprache als Sprache der Einfachen sich verweigert, die linksorphanische Leichtigkeit des Ineinander Schreibens von Lust und Schrecken, von unten herablickend aufs Herrschende. Sie ist eines der Geheimnisse der Poesie, wo das Schöne, wenn es nicht als des existierenden Schrecklichen Anfang und Unterbrechung auftritt und von weit unten ausholt, zur Nettigkeit wird. Der Lust aber kommt es zu, den Schrecken vor der Resignation zu bewahren. Darin besteht die Kunst.

Sie tanzt auf den Gräbern, mit Grazie

Mit ihrem wilden Gedächtnis.

## *Frauen in die Bundeswehr?*

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat in seinem Urteil vom 11.1.2000 ein generelles Berufsverbot aufgrund des Geschlechts für unvereinbar mit der europäischen Gleichbehandlungsrichtlinie erklärt und damit an eine vorangegangene Entscheidung angeknüpft, die bereits die Unzulässigkeit von Diskriminierungen wegen der sexuellen Orientierung fixiert hatte. Die jetzige Lesart des Art. 12a (4) Grundgesetz, wonach Frauen der Dienst in Kampfeinheiten der Bundeswehr verboten sei, ist nunmehr obsolet.

Die Öffentlichkeit nahm das Urteil gelassen zur Kenntnis. Lediglich unter Linken, insbesondere in der PDS, und auch unter Feministinnen wird es kontrovers diskutiert und von nicht wenigen wird eine Öffnung der Bundeswehr für Frauen strikt abgelehnt. Angesichts der Tatsache, dass das Urteil lediglich die banale Selbstverständlichkeit bestätigt hat, dass eine Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zum europäischen Recht im Widerspruch steht und zu beenden ist, verdient die Aufregung über die Aufhebung eines der letzten Berufsverbote für Frauen gerade von denjenigen, die den Kampf gegen Diskriminierung und Benachteiligung sowie für die Gleichstellung der Geschlechter auf ihre Fahnen geschrieben haben, einen genaueren Blick.

Die Argumente: Eine Zustimmung zur Öffnung der Kampfeinheiten der Bundeswehr für Frauen bedeute eine zusätzliche Legitimation der Armee, die man abschaffen wolle, und das sei mit einer antimilitaristischen Grundhaltung nicht vereinbar. Es existiere ein Zielkonflikt, bei dem die Interessen von Frauen zugunsten des Kampfes gegen Militarisierung zurückstehen müssten. Hier werden zwei grundverschiedene Fragen – zum einen die nach dem Verhältnis zum Militärischen und zum anderen die nach dem Umgang mit Frauen – vermischt. Man kann sehr wohl mit allen Kräften gegen den Krieg als Mittel der Durchsetzung von Interessen kämpfen und für Methoden friedlicher Konfliktbeilegung eintreten und gleichzeitig dagegen sein, wenn Frauen nur aufgrund ihres Geschlechts Dinge verboten bleiben sollen, die anderen Menschen erlaubt sind. Der behauptete Zielkonflikt existiert nicht. Man kann sehr wohl den Ausstieg aus der Atomenergiegewinnung fordern und gleichzeitig dafür streiten, dass Frauen einen gleichberechtigten Zugang zu allen Berufen bekommen, auch dem der Kernkraftwerks-technikerin.

Selbst wenn aus dem Urteil unmittelbar die Wehrpflicht für Frauen folgen würde, gäbe es keine Argumente dagegen, solange es die Wehrpflicht für Männer gibt. Die Verteidigung antimilitaristischer Identität zu Lasten elementarer demokratischer Prinzipien ist illegitim. Wer das Prinzip »Gleiches Recht für alle« zur Disposition stellt, ebnet der Willkür und Diskriminierung den Weg und beraubt sich aller Argumente dagegen – »gute«, weil ethisch hochstehende Begründungen für letztlich willkürliche Aus- oder Einschlüsse lassen sich immer konstruieren. Der Zweck heiligt die Mittel nicht.

Auch die Befürchtungen, durch den Zutritt von Frauen zur Bundeswehr würde diese stärker legitimiert werden als bisher und die Militarisierung der Gesellschaft nähme zu, vermögen eine Verweigerung des Zugangs nicht zu begründen. Selbst wenn es so wäre, rechtfertigt dies nicht die Abkehr vom Gleichheitsprinzip.

Die Begründungen verraten, dass man Frauen gegebenenfalls politisch in Sippenhaft zu nehmen bereit ist. Passt das vermutete Ergebnis in die eigenen politischen Zielvorstellungen, wird die universelle Geltung der BürgerInnenrechte bejaht. Ist dies nicht sicher, wäre man auch schon mal bereit, die Rechte von Frauen zu beschneiden bzw. eine bestehende Diskriminierung weiter hinzunehmen. Ein solches Denkmuster missbraucht

Frauen als politische Verfügungsmasse. Offenbar nehmen es auch Linke mit den Rechten von Menschen nicht so genau, wenn es sich um Frauen handelt. Die Verwirklichung des Prinzips »Gleiche Rechte für alle« ist die Grundvoraussetzung für jede Form von Demokratie – welcher konkreten und unvollkommenen Art und Form sie auch sei. Der Gleichheitsgrundsatz ist die Voraussetzung für die Abwesenheit von Diskriminierung und hat selbstverständlich auch für die Berufswahl zu gelten.

Ein anderes Argument lautet, der Zugang zum Dienst mit der Waffe sei »nicht emanzipatorisch«, oder eine »Emanzipation auf dem falschen Gebiet«, da es sich um einen mörderischen Beruf handle. Zudem sei eine Gleichberechtigung in diesem Beruf nicht möglich. Für gleiche Rechte kann es keine »falschen Gebiete« geben. Absonderlich ist es, die Zugangsrechte zu Berufen mit Verweis auf deren »Qualität« regeln zu wollen und die Entscheidungen von Frauen dabei nicht zu respektieren. Das Selbstbestimmungsrecht von Frauen muss auch dann gelten, wenn es einem politisch nicht in den Kram passt. Solange es Armeen gibt, gibt es keinerlei Rechtfertigung, Frauen den Zugang zu verwehren. Schließlich wird ja auch nicht gefordert, Frauen sollte es verboten werden, BILD-Journalistin, Managerin beim IWF oder Polizistin zu werden – allesamt potenziell im eigentlichen Wortsinn mörderische Tätigkeiten. Wenn von Frauen erwartet wird, sie sollten sich andere Berufsfelder suchen als ausgerechnet die militärischen, werden sie als Subjekte mit eigenen Anschauungen, Willensbildungen und Entscheidungen nicht wahrgenommen. Vielfach werden Frauen noch immer als Andere, von Männern durch Friedfertigkeit und Friedensliebe unterscheidbar, als Projektionsfläche für das Gute oder doch wenigstens das Bessere angesehen. So werden alte Fixierungen ausgerechnet auch von denen perpetuiert, die meinen, sie zu bekämpfen.

Im Übrigen belegen die Erfahrungen in Ländern, in denen Frauen Zugang zu Kampfeinheiten haben, dass kaum etwas die unerträglichen Geschlechtskonstruktionen so nachhaltig zu erschüttern vermag, wie die Teilnahme von Frauen an einem Beruf, der wie kein anderer mit Männlichkeit und vermeintlich ausschließlich »männlichen« Eigenschaften in Verbindung gebracht wird. Insofern kann die Berufswahl »Soldatin« durchaus ein Beitrag zur Emanzipation von Frauen und Männern sein. Ob eine völlige Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen in militärischen Strukturen möglich ist, wird die Zukunft zeigen. Bislang jedenfalls haben sich Strukturen immer verändert, wenn sich der Frauenanteil erhöhte.

Auch die feministische Debatte in der Bundesrepublik – insbesondere in deren westlichem Teil – hat einen Nachholbedarf: Hier gilt es den Schritt von der herkömmlichen Frauenpolitik mit ihrem bevormundenden Mix aus Schützen und Helfen – möglichst in männerfreien Reservaten – hin zu einer Politik zu tun, die endlich die Geschlechterverhältnisse in ihren komplementären Verflechtungen in den Blick nimmt und die dabei Männer und Frauen in ihrer jeweiligen Autonomie und Selbstverantwortung tatsächlich ernst nimmt – auch im Militärischen.

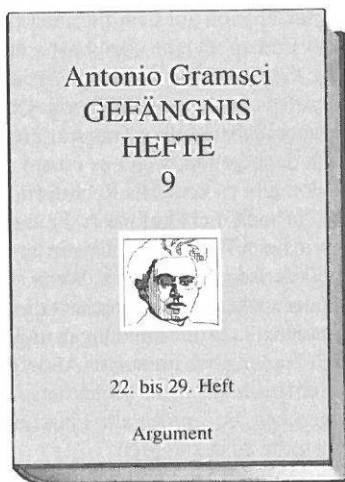
Die Frage des Zugangs von Frauen zum Dienst in Kampfeinheiten ist die Nagelprobe auf die Akzeptanz der Unteilbarkeit von BürgerInnenrechten. Sie ist zugleich ein brauchbarer Indikator nicht nur für die Ernsthaftigkeit des Kampfes gegen jedwede Diskriminierung, sondern für das Verhältnis zu den Grundvoraussetzungen von Demokratie und Selbstbestimmung schlechthin.

Christina Schenk

# Mit Band 9 liegt jetzt die vollständige deutsche Übersetzung der Gefängnishefte von Gramsci vor

»Sogar nach über einem halben Jahrhundert fasziniert dieser großartige Steinbruch an Ideen, Analysen und Träumen.« *Henning Klüver* im Börsenblatt

Herausgegeben von  
Wolfgang Fritz Haug und  
Klaus Bochmann  
292 Seiten, Leinen  
Einzelpreis 69,00 DM  
Subskription 57,00 DM  
ISBN 3-88619-419-1



## **Editionsplan:**

Die Ausgabe ist auf 10 Bände mit insgesamt ca. 3000 Seiten angelegt. Jeder Band in Leinen mit Schutzumschlag und Lesebändchen. Band 10 enthält u.a. Namensregister, Sachregister, mehrsprachiges Glossar, Konkordanz. Band 10 erscheint im Jahr 2001

Preis/Band 69 DM. (57 DM Subskription)

## **Inhalt des 9. Bandes:**

Heft 22:  
Amerikanismus und Fordismus  
Heft 23:  
Literaturkritik  
Heft 24:  
Journalismus  
Heft 25:  
An den Rändern der Geschichte (Geschichte der subalternen gesellschaftlichen Gruppen)  
Heft 26:  
Kulturthemen  
Heft 27:  
Bemerkungen zur »Folklore«  
Heft 28:  
Lorianismus  
Heft 29:  
Notizen für eine Einführung ins Studium der Grammatik

## **Pressestimmen:**

»Wenn es ein Charakteristikum dieses Denkens gibt, dann ist es dies, dass es sich allen Schablonen und Zuordnungen entzieht, dass es den rigiden Ökonomismus des Marxismus der Zweiten Internationale ebenso unterläuft wie den extremen Politizismus der Dritten. Gramscis Denken ist in einem exemplarischen Sinne offen, wenn man Offenheit nicht mit Beliebigkeit und Intentionsferne verwechselt. ... Gramsci geht es um einen qualitativ neuen Begriff von Kultur, der sich von jedem bildungsbürgerlichen und elitären Hintergrund löst und auf andere Adressaten zielt als jener.«

*Hans-Martin Lohmann* in der Frankfurter Rundschau

Im guten Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand, Reichenberger Str. 150,  
10999 Berlin, Fax.: 030 / 611 42 70. E-Mail: [versand@argument.de](mailto:versand@argument.de)

 **Argument**

Steve Wright

## Negris Klassenanalyse. Die autonomistische italienische Theorie in den siebziger Jahren<sup>1</sup>

Ich glaube nicht, dass ich irgendetwas sage, was nicht orthodoxer Marxismus ist. Aber auch wenn es nicht orthodox wäre, ist es jedenfalls die Wahrheit; die Orthodoxie bedeutet mir sehr wenig ...  
(Negri 1980, 136)

Die einflussreichste Strömung in der italienischen Ultralinken in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre war die Strömung um die Klassen- und Staatsanalyse, die Antonio Negri entwickelt hatte. Sie löste auch die größten theoretischen Kontroversen aus. Negris umstrittenster Beitrag zum »Operaismus«<sup>2</sup> war die Hypothese von einem neuen, quer durch die Gesellschaft verstreuten Proletariat sowohl in der Produktions- als auch in der Reproduktionssphäre, eines »gesellschaftlichen Arbeiters«, neben dem der Massenarbeiter des fordistischen Fließbandes wie ein armseliger Prototyp wirke. Seit damals hat es eine Reihe von Wendungen in Negris Auffassung vom gesellschaftlichen Konflikt gegeben. In letzter Zeit betonen seine Arbeiten besonders die Zunahme der »immateriellen Arbeit« im Rahmen der anhaltenden Krise des für so viele westliche Gesellschaften nach dem 2. Weltkrieg typischen keynesianischen Sozialpakts. Durchgängig findet sich bei ihm aber die Auffassung, dass zentral für die heutige Klassenzusammensetzung der »gesellschaftliche Arbeiter« sei.

Im folgenden will ich allerdings auf etwas ganz anderes hinaus, nämlich auf die besonderen Umstände, die Negris These vom »gesellschaftlichen Arbeiter« ursprünglich inspiriert hatten, um einschätzen zu können, inwieweit diese je dazu taugte, den Klassenkampf zu verstehen.

### *Letzter Tango bei Mirafiori*

Die Entwicklung von Negris Thesen über den »gesellschaftlichen Arbeiter« hing von Anfang an untrennbar mit der Entwicklung einer neuen politischen Tendenz, der *Autonomia Operaia* zusammen. Die *Autonomia* lässt sich nicht leicht als ganze auf einen Begriff bringen. Sie war ideologisch heterogen, räumlich verstreut, organisatorisch im Fluss und politisch marginalisiert: Giorgio Bocca hat sie treffend mit einem Archipel verglichen. Die »Area«<sup>3</sup> der autonomen Organisationen und Kollektive war nie eine einheitliche nationale Organisation und schon gar nicht der Massenflügel der bewaffneten Gruppen, und kaum dass sie die Hegemonie in der italienischen radikalen Linken erreicht hatte, begann sie auch schon zu zerfallen (vgl. Bocca 1979, Kap. 5).

Als klar umrissene politische Formation hatte sich die *Autonomia* erstmals im März 1973 herauskristallisiert. Damals trafen sich ein paar hundert Militante aus dem ganzen Land in Bologna, um die Gründung einer neuen nationalen Organisation der revolutionären Linken vorzubereiten.<sup>4</sup> Eine Reihe von ihnen gehörte wie

Negri selbst zum Veneto-Flügel von *Potere Operai* (Potop); die Mehrheit hatte die linksradikalen Gruppen aber aus Wut über deren zunehmendes Engagement in den Gewerkschaften und in der institutionellen Politik schon verlassen. Die gemeinsame strategische Orientierung der Anwesenden wurde im Einleitungsbericht dahingehend zusammengefasst, dass in der heutigen Krisensituation »der einzig mögliche Weg der des Angriffs« sei. Und diese Offensive könne nur auf den – von den künstlichen ideologischen Trennungen der traditionellen wie der neuen Linken tendenziell verdeckten – Bedürfnissen der Klasse beruhen. Um diese Bedürfnisse zu artikulieren, müsse die Organisierung direkt in Fabriken und Stadtteilen verankert werden, in Strukturen, die von der Klasse selbst direkt geführte Kämpfe vorantreiben und dieser gleichzeitig »das von den traditionellen Organisationen zerstörte Bewusstsein der proletarischen Macht« zurückgeben könnten.<sup>5</sup>

Das Programm der *Autonomia* stieß im Laufe der nächsten 18 Monate bei einer kleinen, aber wachsenden Zahl von italienischen Linken auf offene Ohren. Ende 1973 beschloss die Mehrheit der Mitglieder von *Potere Operai*, sich in die *Area* »aufzulösen«, und einige kleinere Gruppen folgten diesem Beispiel. Die wichtigste davon war die *Gruppo Gramsci*, eine kleine Organisation mit einer gewissen Präsenz in der Mailänder Gewerkschaftslinken. Nach ihrer Neukonstituierung als *Collettivi Politici Operai* »betrieb diese Gruppe gründlicher Selbstkritik als alle anderen leninistischen Strömungen, die in die *Autonomia* eintraten«. Im Dezember 1973 schrieben sie in ihrer Zeitung *Rosso*, nötig sei eine ganz neue Form politischer Praxis und ein Bruch mit der »Logik« der linksradikalen Gruppen und der engstirnigen Sprache der politischen »Experten«, »die das ABC – und sogar das L und das M – des Marxismus-Leninismus kennen, aber nicht in der Lage sind, konkret über uns selbst und unsere Erfahrungen zu sprechen«. Statt politisch an einem abstrakten Arbeiter anzusetzen (»männlich, erwachsen, normal, unbelastet von Gefühlen, rational, ein Demokrat oder Revolutionär und immer bereit, auf Treffen über die Geschichte und Tendenzen des Kapitalismus herumzusitzen«), suchte *Rosso* nach einer neuen Perspektive, um Fragen wie sexuelle und emotionale Herrschaft, das Wesen der Familie und die Ausgrenzung der sogenannten »Unnormalen«, »durch die sich die Sklaverei der Fabrik und des vom Kapital aufgezwungenen Lebens manifestieren«, zu untersuchen. Dieser Tendenz, der libertärsten der großen Tendenzen in der *Area*, schlossen sich Negri und seine engsten Mitstreiter im folgenden Jahr an und trugen dazu bei, sie zur stärksten autonomen Formation im Norden zu machen (Negri u. a. 1973 [1979, 96, 92]).

Anders als *Rosso* aber richteten die meisten autonomen Kollektive 1973 und 1974 ihren Blick weiterhin fest auf die Bewegungen der Industriearbeiterschaft. Auch Negri selbst konzentrierte sich in seinem wichtigsten Aufsatz dieser Zeit auf die Fabrik als »privilegierten Ort, sowohl was die Verweigerung der Arbeit als auch was den Angriff auf die Profiteure angeht« (Negri 1974, 126). Am interessantesten war dabei der Versuch, den vom Operaismus oft behaupteten Zusammenhang zwischen Klassenkampf und Akkumulationsprozess zu klären. Während Potop den Zusammenhang zwischen Klassenzusammensetzung und Wirtschaftskrise als »simples, mechanisches Nullsummenspiel zwischen Löhnen und Profiten« verstanden hatte, versuchte Negri in *Partito operaio contro il lavoro* (PL) detailliert die »lange«, aber »qualitativ einheitliche« Entwicklung des Zusammenhangs zwischen

Auseinandersetzungen im Produktionsbereich und Problemen bei der Kapitalreproduktion zu beschreiben (Negri 1972 [engl. 1988, 65]).

Im Rahmen des Operaismus hatte erstmals Negri in *Zyklus und Krise bei Marx* versucht, den Stellenwert des Klassenkampfes im möglichen Zusammenbruch des Kapitalismus systematisch zu bestimmen. Dieser Aufsatz war zwar schon vor dem »Heißen Herbst« der Fabrikkämpfe 1969 geschrieben worden, aber er deutete eine Reihe der später für die Tendenz zentralen Themen an. Damit stellte er den ersten operaistischen Versuch dar, den für den Objektivismusvorwurf anfälligsten Teil der marxischen Kritik der politischen Ökonomie politisch zu lesen. Am interessantesten war, dass er sich mit den Versuchen von John Maynard Keynes und Joseph Schumpeter beschäftigte, die Probleme des Kapitals bei der Sicherung seiner Reproduktion als gesellschaftliches Verhältnis zu lösen. Mit Mario Tronti gegen Lukács glaubte Negri nicht, dass es dem »kritischen Bewusstsein« des Kapitals unmöglich sei, so etwas zu versuchen; im Gegenteil hätten sowohl Schumpeter als auch Keynes begriffen, dass die kapitalistische Entwicklung ein dem Wesen nach offener, von inneren Widersprüchen durchzogener Prozess sei (57). Negris besondere Bewunderung galt Schumpeter, weil dieser anerkannt habe, dass die kapitalistische Wirtschaft keine innere Gleichgewichtstendenz besitze. Indem Schumpeter auch begriffen habe, dass das Krisenmoment nicht nur unvermeidlich, sondern auch »ein fundamentaler Anreiz im System« sei, der »Profit produziert«, habe er erkannt, dass hinter der scheinbar selbständigen Bewegung der ökonomischen Kategorien die Kräfteverhältnisse zwischen den Klassen liegen (54).

In PL erweiterte Negri sein Herangehen an das Problem der Krise. Hier betonte er, wie tiefgreifend die Durchsetzung der reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital die Akkumulation und den Klassenkampf verändert hätte. Unter Bezug auf die *Grundrisse* und die *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses* ging Negri auf die zentrale Tendenz in der kapitalistischen Entwicklung ein, nämlich »die Verkürzung jenes Teils des Arbeitstages, der notwendig ist, um den Wert der Arbeitskraft zu reproduzieren« (1974, 109). Die Aufteilung des Arbeitstages in notwendige Arbeit und Mehrarbeit sei zu einem Kampf zwischen zwei unabhängigen Variablen geworden: nicht nur funktioniere der traditionelle Disziplinierungsmechanismus der industriellen Reservearmee nicht mehr, da immer mehr junge Leute die Fabrikarbeit verweigerten; die Lohnentwicklung habe sich auch immer mehr von den Erfordernissen der Akkumulation abgekoppelt (123f).

Wie viele operaistische Thesen hatte diese wenig mit konventionellen marxistischen Schemata zu tun. Andererseits stand Negris Vorstellung von der Arbeit als unabhängiger Variable im Klassenverhältnis zwar klar im Widerspruch zu den Formulierungen im ersten Band des *Kapital*, konnte sich aber durchaus auf den dritten Band berufen.<sup>6</sup> Wichtiger als die Bestätigung durch die heiligen Schriften waren allerdings die wachsenden Probleme der italienischen Wirtschaft mit der Produktivität und der Profitentwicklung, die Negri recht gaben. Später, in *Marx oltre Marx*, klärte Negri den Zusammenhang zwischen notwendiger Arbeit und Mehrarbeit im Klassenkampf mit der These, dass die Arbeiterklasse durch ihre Rigidität im Arbeitsprozess den potenziellen Profit des Kapitals beschneiden könne (Negri 1979, 109f). In PL stand diese Tendenz nur zwischen den Zeilen in der Darstellung des Arbeitstags als Schauplatz eines permanenten Bürgerkriegs zwischen den

beiden großen Klassen (Negri 1974, 114f). Statt diesen Punkt auszuarbeiten, baute der Aufsatz auf der Analyse von Negris Buch *Krise des Planstaats* von 1971 auf und behauptete, dass das Kapital zwar an der Fabrik als Herz des Verwertungsprozesses festhalte, aber kontinuierlich zu einer größeren Vergesellschaftung der Arbeit dränge und dabei über die einfache Ausweitung des unmittelbaren Produktionsprozesses hinausgehe und sich auf eine vollständige Neudefinition der Kategorie der produktiven Arbeit zubewege. Die Größenordnung dieser Kategorie, schloss der Text, lasse sich nur in einem historisch spezifischen Sinn verstehen, nämlich »im Verhältnis zum Entwicklungsniveau des Prozesses der Subsumtion der Arbeit unter das Kapital [...] Heute können wir sagen, dass der Begriff des Lohnarbeiters und der Begriff des produktiven Arbeiters tendenziell dasselbe bedeuten«, dass sich mithin »die neue gesellschaftliche Figur eines vereinten Proletariats« konstituiere (ebd., 126, 127, 129).

Insofern war PL ein Übergangstext für Negris Kapital- und Klassenbegriff: Indem er mit traditionellen operaistischen Formulierungen die in den *Grundrissen* skizzierte Tendenz beschrieb, bereitete er schon die Hypothese vom »gesellschaftlichen Arbeiter« (*operaio sociale*) vor. Wie bei den meisten Übergangstexten scheinen dem Autor aber die im Text enthaltenen Widersprüche überhaupt nicht bewusst gewesen zu sein. Zum Beispiel gab Negri sich kaum Mühe, seine historisch dynamische Definition der produktiven Arbeit zu belegen; ihm ging es eher um die These, dass die Angriffe des Massenarbeiters auf die Profitorate in der gegenwärtigen Konjunktur weiterhin der Bezugspunkt des Gesamtproletariats blieben. Da Fabrik und Gesellschaft, Produktion und Reproduktion noch nicht identisch seien, sondern weiterhin in einem »dialektischen Verhältnis zueinander stünden – einem Verhältnis, das das Kapital selbst aufrechtzuerhalten versuche, indem es bemüht sei, »den Fall der Profitorate in der Fabrik (und ihren Agenten) vom sich in der ganzen Gesellschaft entfaltenden Prozess der Vergesellschaftung der produktiven Arbeit zu isolieren« – genügte Negri also die Schlussfolgerung, dass die ArbeiterInnen der Großfabriken als »privilegiertes Ausbeutungssubjekt« politisch und theoretisch »absolut hegemonial« gegenüber dem Rest der Klasse blieben (126, 128).

Der Massen-Besetzungstreik im Mirafiori-Werk von Fiat im März 1973 bestätigte Negris Sicht. Gleichzeitig ließ seine Darstellung der »Partei von Mirafiori« erkennen, was Negri mit der These von einem gesellschaftlich homogenen Proletariat meinte, von der *Potere Operaio* am Ende Abstand genommen hatte, die bei Negri selbst aber bald wieder im Vordergrund stehen sollte. Wenn die in den Jahren seit dem heißen Herbst entstandene Massenavantgarde irgendeine Begrenzung hatte, so lag sie seiner Meinung nach im Zögern, über die Fabrikture hinauszuweichen und sich mit dem Aneignungskampf in der gesellschaftlichen Sphäre zu vereinigen. Im Versuch, diese Schwäche zu überwinden, griff Negri dann zu einer drastischen Form des Wert-Reduktionismus, die alle Unterscheidungen unter denen, die nur ihre Arbeitskraft zu verkaufen haben, zuschüttete. Negri übernahm Potops These von der Krise des Wertgesetzes als Krise des Kommandos über die Arbeit und behauptete, dass die gemeinsame Grundlage für die Neuzusammensetzung der Klasse in einer »Einheit der abstrakten gesellschaftlichen Arbeit« liege, die schwerer wiege als »die besonderen« Probleme der verschiedenen Sektoren der gesellschaftlichen Sphäre (Jugendliche, Frauen, marginalisierte Elemente usw.)«



und der Fabrik (Negri 1979, 64). Da es auf dem Gebiet des Werts, wie schon *Krise des Planstaats* behauptet hatte, nur noch um Macht gehe, ließen sich die Besonderheiten der Orte, an denen solche Organisierung entstehe, und der Inhalt der Bedürfnisse, deren Nichterfüllung zu ihrer Gründung führe, nur einem Projekt der »Gegenmacht« gegen den Staat subsumieren. Der gordische Knoten der Klasseneinheit, der sich eigentlich nur langsam und sorgfältig lösen ließ, indem man die Gemeinsamkeiten der oft sehr verschiedenen kämpfenden Sektoren ausfindig machte, sollte also mit dem massenhaften bewaffneten Kampf zerschlagen werden. In einem Aufsatz von 1974 zur Klassenstrategie im weltweiten Zusammenhang versicherte Negri seinen LeserInnen, dass der bewaffnete Kampf »das einzige grundlegende strategische Moment darstellt, d.h. die einzige Möglichkeit, eine Neuzusammensetzung des Proletariats und eine Konsolidierung der Kämpfe zu erreichen und damit gleichzeitig dem Kapital die Waffen der Provokation, der Repression und der Eindämmung, die die verschiedenen Klassenteile isolieren und neu spalten sollen, aus der Hand zu schlagen« (Negri 1979c, 53).

Und doch verfolgte Negri manchmal, wenn er die Kompliziertheiten des gesellschaftlichen Konflikts nicht zu einer eindimensionalen Machtfrage schrumpfen ließ, Untersuchungslinien, die den materiellen Inhalt der Kämpfe betonten. In PL behauptete er zum Beispiel, dass die Befreiung der individuellen Bedürfnisse heute als integraler Teil des Klassenkampfes zu betrachten sei:

Vielleicht enthält das Ziel, das sich die Klasse in ihrer Intensität, in ihrer Totalität setzt, heute, abgesehen von Utopien oder von Aufständen, diesen großartigen Momenten der Begeisterung, zum ersten Mal die Bedürfnisse der Individuen. Die Befreiung lässt sich nicht auf den Kommunismus verschieben [...]. Die neuen Bedürfnisse, die die jüngsten Generationen der Arbeiterklasse angemeldet haben, sind Bedürfnisse nach Befreiung. Nichts ist reicher oder feiner als die Fähigkeit, die unmittelbaren Bedürfnisse der Individuen mit den politischen Bedürfnissen der Klasse zu verbinden. (Negri 1974, 159)

Negris Position hier ist weit von seinen Ansichten von 1971 entfernt, als er getötet hatte, dass »die einzige Freude der Klasse heute in ihrem Verhältnis zur Klassenorganisation und in der Konfrontation mit dem verhassten kapitalistischen Machtapparat liegt« (Negri 1973; engl. 138). Andererseits blieb Negris neue Einsicht in sein altes theoretisches Gepäck eingeschnürt, in das Paradigma des Lohns, indem er schrieb, »die historische Struktur des Lohns« sei der wichtigste Ausdruck des »objektiven Niveaus der Bedürfnisse«, durch die der Kampf innerhalb und außerhalb der Fabrik gefiltert werden müsse (Negri 1974, 143).

»Wir zahlen nur so viel wie Agnelli«

Als 1974 die Energiekrise die Inlandsinflation verschärfte, ließen neue Kämpfe die italienische Gesellschaft explodieren, und bei Negri schon angelegte »vergesellschaftete« Tendenzen rückten ins Zentrum seines Bewusstseins. In den neuen Unruhen ging es um die Praxis der »eigenmächtigen Herabsetzung« (*autoriduzione*), mit der sich ArbeiterInnen gegen die Erhöhung der Strom-, Wasser- und Telefongebühren durch die Rumor-Regierung organisierten. Ausgehend von Turin, wo Fiat-ArbeiterInnen aus dem Rivalta-Werk sich weigerten, höhere Busfahrpreise zu zahlen, verbreitete sich die Praxis der eigenmächtigen Herabsetzung bald in den

100  
Städten des Nordens und in Rom, wo sie besonders als Kampfmittel gegen die Erhöhung der Strom- und Telefongebühren beliebt war.

Da diese Aktivitäten schnell zu einer Massenbewegung anwuchsen, an der sich allein im Piemont 180 000 Familien beteiligten, kam es in der Arbeiterbewegung zur Spaltung über diese Frage. Während viele kommunistische Gewerkschaftsfunktionäre (aus dem PCI) die Effektivität und den Wert dieser neuen Kampfform in Frage stellten, meinten andere, sie müssten sie befürworten, um ihre Legitimation zu retten. Die Praxis der *autoriduzione* war auch ein fruchtbarer Boden für die autonomen Kollektive. Da die allgemein als »Volschi« bekannten römischen *Comitati Operai Autonomi* genügend Mitglieder beim staatlichen Stromversorgungsunternehmen ENEL hatten, um Leuten, denen der Strom abgestellt worden war, weil sie die neuen Gebühren nicht zahlen wollten, den Strom wieder anzustellen, konnten sie mühelos viele EinwohnerInnen überzeugen, den Industrietarif (etwa 25 Prozent vom Privatverbrauchertarif) statt der von den Gewerkschaften vorgeschlagenen 50 Prozent zu zahlen. Die autonomen Gruppen im Veneto und anderswo hatten zwar nicht solche Trumpfkarten, spielten aber trotzdem eine große Rolle im Kampf, wenn auch vorsichtiger als die Gruppen in Rom (Ramirez 1988; engl. 190).

Dies waren nicht die einzigen Kämpfe außerhalb der Fabrik. Eine neue Schülerbewegung antwortete mit Demonstrationen und Besetzungen auf drohende Kürzungen bei Bildungsausgaben und Lehrern. In Turin organisierten Studierende einen Marsch zu Mirafiori, um an der ersten offenen Versammlung im Werk teilzunehmen. Anfang des Jahres begann auch eine neue Welle von Hausbesetzungen in Rom, die sich im Oktober bis Turin ausgeweitet hatte. Sie wurden in Rom von Mitgliedern der Gruppe *Lotta Continua* dominiert, aber auch die römischen Autonomen waren dabei; einer von ihnen wurde im September als erster aus der Area bei Zusammenstößen mit der Polizei getötet. In Turin wiederum zeichneten sich die Besetzungen, an denen sich früher hauptsächlich die in der Produktion Marginalisierten und die »Armen« beteiligt hatten, durch die große Beteiligung von FabrikarbeiterInnen aus.<sup>7</sup> Schließlich stürmten am 12. Oktober bei einem der ersten organisierten »politischen Einkäufe« DemonstrantInnen in Mailand einen Supermarkt und zwangen den Geschäftsführer, Waren billiger zu verkaufen (*Controinformazione* 1974).

Auch in der *Autonomia* selbst gab es Veränderungen. Mitte 1974 traten bei einer Diskussion über den garantierten Lohn sehr unterschiedliche Einschätzungen zutage. Der zentrale Bruch lief zwischen denjenigen, die die Verweigerung der Arbeit als die wesentliche Grundlage der revolutionären Strategie sahen, und der *Assemblea Autonoma dell'Alfa Romeo*, für die die Entwicklung des Klassenbewusstseins – und der menschlichen Fähigkeiten – untrennbar mit der Erfahrung der Arbeit verbunden war:

Die Genossen von Marghera sagen: Wenn die Menschen [italienisch: uomini = Männer; Anm. d. Übers.] (sic!) von der Notwendigkeit der Arbeit befreit werden, weil sie nicht mehr arbeiten müssen, um zu essen oder sich anzuziehen oder ihre Wünsche zu befriedigen, dann werden wir die wahre Freiheit haben! Darauf antworten wir, dass wir nicht gegen die Arbeit sind, sondern gegen die kapitalistische Organisation der Arbeit, der es nicht um den gesellschaftlichen Fortschritt, sondern um den Profit geht [... Im Süden] wollen die proletarischen Massen Arbeitsplätze zur Lösung ihrer Probleme. (A.A. Alfa Romeo 1974)

Da die Militanten von Alfa in dieser Frage allein blieben, verließen sie ein paar Monate später die Autonomia. Mit ihrem Austritt waren die Unterschiede innerhalb der Area aber nicht beseitigt. Andere sympathisierten zwar mit der Vorstellung vom Kommunismus als Befreiung von der Arbeit, aber sie machten sich zunehmend Sorgen um das politische Gewicht der Operaisten und ihrer Verbündeten. Besonders die Römer meinten, dass weder die ehemaligen Mitglieder von *Potere Operaio* noch die ehemaligen Mitglieder des *Gruppo Gramsci* es in irgendeiner Weise geschafft hätten, »ein neues Verhältnis zur Bewegung« herzustellen. Vielmehr seien diese Militanten besonders anfällig für die »Versuchung«, die Autonomia entlang der überholten und bürokratischen Linien der aus der Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre entstandenen Gruppen zu rekonstruieren (Comitato Pol. 1974, 11, und Comitati Autonomi 1976a, 71 ff). Diese Befürchtungen sollten sich bald als berechtigt erweisen. Schon seit 1975 verwandelten sich die »organisierten« Bestandteile der Autonomia, von der Gruppe um Negri und die Überreste von Oreste Scalzones Pötop-Minderheitsflügel bis hin zu einer Reihe von marxistisch-leninistischen Organisationen und den Römern selbst, langsam in einen Zusammenhang von politischen »Mikrofraktionen« (Scalzone/Vignale 1978). Ihr Hass auf die institutionelle Politik führte zwar dazu, dass sie auf einem anderen Gebiet arbeiteten als die großen Gruppen außerhalb des PCI (Lotta Continua, Avanguardia Operaia und PdUP), aber die Autonomen hatten bald einen ebenso unbeholfenen politischen Stil wie sie, so dass viele von den »großen Drei« (triplice) der italienischen radikalen Linken enttäuschte SympathisantInnen abgeschreckt wurden.<sup>8</sup>

Im Rückblick könnte man diesen Prozess leicht für unausweichlich halten, da bestimmte Fehler schon in der »antirevisionistischen« Kultur angelegt waren, zu der die Autonomen genauso gehörten wie die meisten anderen Marxisten links vom PCI: vor allem die Regelmäßigkeit, mit der neue Einsichten dem bestehenden marxistisch-leninistischen Dogma einverleibt wurden, statt den Anspruch dieses Dogmas auf die revolutionäre Wahrheit in Frage zu stellen. Aber es wäre falsch, den besonderen Beitrag der Autonomia zur Kultur der italienischen radikalen Linken, gerade in ihrer Anfangszeit, zu bestreiten. Mit ihrer Weigerung, die politische und die ökonomische Sphäre des Kampfes voneinander zu trennen, und ihrer Entscheidung, die traditionelle, seit den Tagen der Zweiten Internationalen in der Linken übliche Dichotomie von Partei- und Gewerkschaftsorganisation zu überwinden, ging die Area in ihrem Bruch mit dem traditionellen kommunistischen Politikverständnis viel weiter als jeder ihrer großen Konkurrenten in Italien. In ihren Anfängen als überwiegend in den Fabriken verankertes Netzwerk stellte die Autonomia ein kleines, aber wichtiges Experiment in revolutionärer Politik dar, das auf der Selbstorganisation der von den Kämpfen der sechziger Jahre hochgespülten Generation von Fabrikaktivisten beruhte. Das schnelle Scheitern dieses Projekts innerhalb der Area selbst beweist sowohl das tote Gewicht der Ideologien der Vergangenheit als auch die zunehmende Verschiebung der von der Fahne der Autonomia angezogenen gesellschaftlichen Kräfte. So übten anfänglich zwar ganz unterschiedliche autonome Formationen Kritik an den leninistischen Dogmen, aber keine war so grundlegend wie die bestimmter feministischer Kreise.<sup>9</sup> Im Gegenteil formulierten die meisten Tendenzen in der Autonomia gegen die immer zahlreichere Politik des Triplice eine Art von Leninismus, die zwar oft die taktischen

Vorstellungen der bewaffneten Gruppen kritisierte, aber trotzdem den bewaffneten Kampf als Gipfel des Klassenkampfes sanktionierte. Da der italienische Staat offensichtlich entschlossen war, den Protest zu kriminalisieren, und Faschisten und Polizei Mitte 1975 in sechs Wochen sechs DemonstrantInnen getötet hatten, gewann dieser »bewaffnete Leninismus« für viele junge SchulaktivistInnen aus den neuen *autoriduzione*-Kämpfen und Straßenschlachten eine gewisse praktische Bedeutung. Nachdem die Autonomia aufgrund von politischer Enttäuschung und Entlassungen einen Großteil ihrer Basis in den italienischen Großfabriken zu verlieren begann, rekrutierte die Area am stärksten in dieser neuen Generation, die beeindruckt von der Bereitschaft der Autonomen war, sich mit physischer Gewalt den Angriffen von Carabinieri und Faschisten entgegenzustellen (vgl. Lombardo Radice/Sinibaldi 1979).

In einem Text von Anfang 1976 machte Negri als einen Grundwiderspruch der Area und der gesellschaftlichen Kräfte, die sie zu organisieren versuchte, den Widerspruch zwischen den BefürworterInnen der »Bewegung« und denen »eines ›leninistischen‹ Organisationskonzepts« aus (»Documento Politico« 1976/77, 229). Sein Optimismus, dass die Autonomia in der Lage sei, dieses Problem zu überwinden, stellte sich aber bald als verfehlt heraus. Die dominierenden Kräfte in der Autonomia entschieden sich dafür, »als Partei aufzutreten«, und verurteilten sich damit unbewusst dazu, den Weg der Gruppen, deren Versagen sie einst so vehement kritisiert hatten, zu wiederholen.<sup>10</sup>

### *Abschied vom Massenarbeiter*

»Gasparazzo ist nicht ewig...« (Longo 1975, 30)<sup>11</sup>

Vor diesem Hintergrund erschien Mitte 1975 Negris Buch *Proletari e Stato*. Diese Broschüre war vollgepackt mit Hypothesen über die sich verändernde Natur des Klassenkampfes. Sie zögerte nicht mehr, von einer neuen Klassenzusammensetzung zu reden, und hob durchgängig darauf ab, dass es in der Krise eine Erneuerung und im Bruch eine Kontinuität gebe, sowohl für die Kritik der politischen Ökonomie als auch für den Prozess des gesellschaftlichen Antagonismus. Negri meinte, die Versuche des Kapitals, die Klasse nach dem Heißen Herbst durch eine Veränderung ihrer technischen Zusammensetzung und durch die weitere Vergesellschaftung des Lohnverhältnisses zu spalten, seien nach hinten losgegangen. Wie ein moderner Zauberlehrling habe das Kapital mit seinen Versuchen, die Kontrolle zurückzugewinnen, nur seine Probleme vervielfacht, denn obwohl die Offensive des Massenarbeiters zum Stillstand gebracht worden sei, seien neue proletarische Schichten – ja, eine neue Klassenfigur – in die Schlacht eingetreten. Wenn diese neue Klassenfigur das Kind der vorhergehenden Runde von Kämpfen sei, dann habe die Krise der kapitalistischen Entwicklung dabei die Hebamme gespielt. Wie in *Partito operaio contro il lavoro* versuchte Negri in *Proletari e Stato*, seine Analyse der Klassenzusammensetzung am tendenziellen Fall der Profitrate festzumachen. In Anlehnung an eine Argumentation der operaistischen Zeitschrift *Primo Maggio* forderte Negri aber nun, dass die Krisentheorie wesentlich modifiziert werden müsse. Natürlich sei es richtig, dass die »marxsche Tendenz« in Aktualität umgeschlagen sei und die mit

der Profitrate verbundenen Probleme durch den Klassenkampf verschärft worden seien. Genau deshalb aber seien die traditionellen entgegenwirkenden Tendenzen des Kapitals bislang erfolglos geblieben:

Trotz des Zwangs zu größerer Flexibilität der Arbeitskraft, trotz Versuchen, die Produktion räumlich zu zergliedern (auf allen Ebenen: lokal, regional, national, multinational), trotz der neuen weltweiten Mobilität des Kapitals, trotz der beunruhigenden Auswirkungen des Inflationsprozesses: trotz alledem und noch vieler anderer Versuche ist daher die Rigidität des Verhältnisses zwischen Mehrwert und Gesamtkapital insgesamt – d.h. die Profitrate – nicht aufgelöst worden [...] Der Profit »stagniert« [...] trotz der Inflation und allen anderen Gegenmaßnahmen. (Negri 1976a, 12f)

Das Kapital sei zunehmend gezwungen, sich die besonderen Eigenschaften der Geldform zu Nutze zu machen, um Profitmasse und Profitrate wieder in ein korrektes Verhältnis zueinander zu bringen. Folglich müsse jetzt die Kritik der politischen Ökonomie erweitert werden und die neue Funktion des Geldes als Kommando miteinbeziehen. Gleichzeitig sei es dem Kapital trotz seiner Probleme gelungen, seine organische Zusammensetzung und damit die technische Zusammensetzung der Arbeiterklasse zu reorganisieren. Aber trotz ihrer verheerenden Auswirkungen auf den Massenarbeiter habe die Umstrukturierung auch zu einer größeren Vergesellschaftung des Kapitals und damit zu einer »weiteren Vermassung der abstrakten Arbeit und somit der zum Kampf bereiten gesellschaftlich verstreuten Arbeit« geführt. »Die Kategorie ›Arbeiterklasse‹ sei zwar »in die Krise geraten«, aber, so Negri, »als Proletariat wirkt sie sich weiterhin auf dem gesamten gesellschaftlichen Terrain aus« (ebd., 14f).<sup>12</sup>

Den Ausdruck »gesellschaftlicher Arbeiter« hatte ein Jahr zuvor der parteilose Operaist Romano Alquati geprägt. Er verstand darunter ein neues politisches Subjekt, das den Massenarbeiter überholte und als solches mit der Proletarisierung und Vermassung der intellektuellen Arbeit zusammenhing (vgl. Alquati u. a. o. J., 90ff). Negris Definition dagegen enthielt diese Schicht und ging gleichzeitig weit über sie hinaus. Für ihn beruhte »die Theorie des Operaismus genau auf der grundlegenden These, dass die Arbeit immer abstrakter und gleichzeitig immer stärker vergesellschaftet wird« (1979, 11). Der Massenarbeiter war zwar die »erste vermasste Konkretisierung« dieser These (1976a, 15), aber als Figur war er immer noch an bestimmte Sektoren der Klasse gebunden, vor allem an die Konsumgüterproduzierenden Sektoren der Metallindustrie. Er war nicht die Arbeiterklasse, sondern ihre Avantgarde: »Der Massenarbeiter und davor schon der Facharbeiter gegenüber den Bauern«, sagte Alquati später, »haben uns gelehrt, dass Hegemonie nicht auf Zahlen beruht, sondern auf der Qualität des Verhältnisses in der Akkumulation« (Alquati 1977, 75f). Als logische Schlussfolgerung aus dem Ansatz, den Negri mit *Krise des Planstaats* aufgestellt hatte, stellte der gesellschaftliche Arbeiter für ihn einen radikalen Bruch in der Genealogie der Klassenfiguren dar, insofern er nämlich die erste Klassenfigur sei, die nicht in der qualitativen Umgestaltung des unmittelbaren Produktionsprozesses geschmiedet worden sei. Erst recht nicht sei der *operaio sociale* an eine besondere Branche gebunden: vielmehr sei er das ganze Proletariat, das durch den gesamten Verwertungsprozess konstituierte Subjekt qua abstrakte Arbeit. Zum ersten Mal, behauptete Negri, sei eine neue Klassenzusammensetzung nicht von einer technologischen Niederlage geschaffen worden,

sondern habe sich die Kontinuität und Verallgemeinerung des Kampfs Hand in Hand mit der Vergesellschaftung des Kapitalverhältnisses entwickelt (Negri 1976a, 36).

*Proletari e Stato* kam mit Allgemeinplätzen daher; der Text verkündete zwar, die neue Klassenfigur sei zutiefst gesellschaftlich, aber er sagte wenig über die Veränderungen in der Physiognomie des Massenarbeiters. Die wichtigsten Fragen drehten sich für Negri vielmehr um das »massive revolutionäre Potenzial« des gesellschaftlichen Arbeiters und einen sich entfaltenden Neuzusammensetzungsprozess »von außerordentlicher Breite und Intensität«. Das Umstrukturierungsprojekt des Kapitals habe das Proletariat nicht gespalten, sondern zu seiner Vereinigung beigetragen. Laut *Proletari e Stato* herrschte nun »im gesamten Planungsprozess der kapitalistischen Gesellschaft ein einziges Ausbeutungsgesetz«, so dass man zwangsläufig »die Umstrukturierung als Herausbildung eines immer breiteren einheitlichen Potentials von Kämpfen verstehen« müsse (ebd., 36f).

Eher als aus *Proletari e Stato* selbst kann man sich aus *Rosso* ein Bild von den konstituierenden Elementen der neuen Klassenfigur machen. 1975 hatte ein neuer Zyklus von Tarifauseinandersetzungen begonnen; wie 1972/73 betonten die Autonomen, dass die ArbeiterInnen am Preis der Arbeitskraft in die Offensive gehen müssten. Damit, so hofften sie, würde der Klassenkampf die völlig außer Kontrolle geratenen Löhne, die viele Führer in Wirtschaft und Politik als Hauptproblem der italienischen Ökonomie sahen, weiter hochtreiben. Auf dem elementaren Terrain der Trennung zwischen notwendiger Arbeit und Mehrarbeit könne die Arbeiterklasse nur mit einer Kampagne zur weiteren Verkürzung des Arbeitstages bei vollem Lohnausgleich antworten. Diese Forderung vertrat Negris Organisation auch unter den Mailänder Automobilarbeitern.<sup>13</sup>

Die Großfabriken stellten zwar weiterhin die Spitze der industriellen Pyramide dar, aber die räumliche Zerstreung vieler Arbeitsprozesse, verbunden mit der traditionellen Bedeutung vieler kleinerer teileproduzierender Firmen, gab den ArbeiterInnen in kleineren Betrieben immer mehr Gewicht. Dementsprechend begann *Rosso*, die ersten Selbstorganisationsversuche junger ArbeiterInnen in den Kleinbetrieben von Mailand und Turin zu dokumentieren. Diese als »proletarische Jugendzirkel« bekannten lokalen Gruppierungen versuchten Auseinandersetzungen in verschiedenen Firmen zu koordinieren und betrieben gleichzeitig neue Formen von *autoriduzione* wie die Besetzung von Kinos für Konzerte und andere kulturelle Aktivitäten (vgl. Balestrinis Roman von 1988). Die Zeitung ging über die Betriebe hinaus und verfolgte auch die Bewegung der »organisierten Arbeitslosen« in Neapel. Die Bewegung verband hier direkte Aktion und Lobbyarbeit in einer für miese Wohnverhältnisse ebenso wie für eine korrupte Verwaltung bekannten Stadt und mobilisierte binnen Kürze tausende von arbeitslosen ArbeiterInnen (*Autonomia Op.* 1979, 156 ff). Anderswo beschäftigte sich die immer stärkere Frauenbewegung nicht nur mit dem Problem der Ehescheidung, an dem sie 1974 die Regierung zu Fall gebracht hatte, sondern stellte zunehmend alle Aspekte gesellschaftlicher Herrschaft in Frage. Wie die Arbeitslosen sah *Rosso* auch die Feministinnen als integralen Bestandteil des neuen gesellschaftlichen Subjekts, und die Zeitung begann jetzt von der Entstehung eines »neuen weiblichen Proletariats« zu sprechen.<sup>14</sup> Als weiteren roten Faden, der diese Schichten verband, sah Negris Organisation

schließlich die fortdauernde Praxis der *autoriduzione* und besonders die zunehmenden Fälle von organisierten Plünderungen (Autonomia Op. 1979, 246ff, 364f).

Negri vertrat die These, dass es in all diesen Kämpfen den Leuten darum gehe, ihre Bedürfnisse außerhalb der Logik der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse zu erfüllen. Da Bedürfnisse immer historisch bestimmt seien, könnten sich die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Arbeiters nur im Universum des Kapitals konstituieren. Seine Interpretation war hier wiederum von den *Grundrissen* geprägt. Den Teufelskreis der Kapitalreproduktion könne nur der Gebrauchswert – die lebendige Arbeit – durchbrechen. Da die Reproduktion des Kapitals von der lebendigen Arbeit lebe, könne diese das Klassenverhältnis sprengen, wenn sie sich in Verweigerung der Arbeit verwandle, in eine Kreativität, die sich auf die Reproduktion des Proletariats als antagonistisches Subjekt richte. Daher sei es dringend nötig, das bestehende System von Bedürfnissen durch ein »System von Kämpfen« zu ersetzen, in deren Förderung nach wie vor die Hauptberechtigung einer revolutionären Partei liege (Negri 1976a, 45f). Im Sinne der *Grundrisse* bezog Negri diese Diskussion wiederum auf die Dialektik zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Genau in dem Moment, in dem es so aussehe, als sei »der alte Widerspruch« überwunden und die lebendige Arbeit dem Kapital subsumiert,

gerinnt die gesamte Kraft der Aufsässigkeit in jener letzten Front, nämlich im antagonistischen und allgemeinen Fortbestand der gesellschaftlichen Arbeit. Von hier aus stellt sich die Produktivkraft – die einzige Produktivkraft, d.h. die gesellschaftliche lebendige Arbeit – als Kampf den »Produktionsbedingungen« und den in diesen verkörperten »Produktivkräften« entgegen.

Marx' traditionelle Formel wurde also neu gefasst als direkter Antagonismus zwischen Proletariern und Staat (ebd., 45, 37, 32, 31, 6).

Hier gab *Proletari e Stato* zwar einfach einem marx'schen Schema eine typisch »negrianische« Wendung, aber zugleich stellte der Aufsatz eine der zentralen operaistischen Kategorien in Frage, nämlich den Lohn, der lange als wichtigstes Moment der Klassenneuzusammensetzung gegolten hatte, während Negri jetzt die offizielle Arbeiterbegeugung dafür kritisierte, dass sie die Klassenverhältnisse nur in diesem Sinne verstehe. Er vertrat die These, dass der Lohn im unmittelbaren Produktionsprozess und die Aneignung in der gesellschaftlichen Sphäre lange Zeit getrennt marschiert seien, aber vereint geschlagen hätten; heute aber würde aus dem ersteren tendenziell die letztere, denn die Arbeiterklasse versuche sich »die Produktivkräfte des gesellschaftlichen Reichtums direkt wiederanzueignen«. Tatsächlich sah Negri die direkte Wiederaneignung nicht mehr nur »als vages Anhängsel des kommunistischen Programms, sondern als seinen wesentlichen Gehalt«. Früher habe der Lohnkampf alle anderen Kämpfe seiner Logik untergeordnet; jetzt habe er nur noch als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Angriffs auf den Staat Bedeutung. Neben den Kampf um das Verhältnis zwischen notwendiger Arbeit und Mehrarbeit sei der Kampf um die Reduzierung der notwendigen Arbeit selbst getreten, da das Proletariat danach strebe, die Tendenz des Kapitals zu beschleunigen und damit den Sturz der Tyrannei der Ökonomie voranzutreiben (ebd., 51, 47f).

Laut *Proletari e Stato* stand und fiel die Hypothese vom gesellschaftlichen Arbeiter mit ihrer Gültigkeit in der Praxis. Inwieweit also entsprach die in ihr enthaltene Behauptung, dass es einen massenhaften Neuzusammensetzungsprozess –

einen qualitativen Sprung in der Klasseneinheit – gebe, der damaligen Realität in Italien? Das Problem der »marginalen Zergliederung«, womit die eigentümlichen Verhaltensweisen der neuen gesellschaftlich »marginalisierten« Schichten gemeint waren, tippte Negri nur kurz an. Selbst hier schienen die Bedürfnisse von Subjekten wie Frauen und Arbeitslosen nur insoweit politische Bedeutung zu haben, wie sie sich nicht auf »die Forderung nach Lohnarbeit« reduzieren ließen (ebd.9, 64). Aber so leicht sich eine Kontinuität zwischen den Kämpfen des Massenarbeiters im Heißen Herbst und den Kämpfen der neuen gesellschaftlichen Subjekte Mitte der siebziger Jahre zeigen lässt, so schwer ist es, Spuren jener konkreten Vereinigung zwischen Sektoren zu entdecken, auf der Negris ganze These beruhte. Zum größten Teil erfüllte sich diese Möglichkeit leider überhaupt nicht, und die Front, wo die Betriebskämpfe am heftigsten waren – die Kleinfabriken im Norden – blieb hermetisch von den anderen Sektoren der Klasse abgetrennt. Auch wenn man später – 1977 – behaupten konnte, dass die Universität die Rolle eines solchen vereinigenden Moments spielte, gelang es 1975/76 nur der Praxis der *autoriduzione* – die vor allem die »proletarischen Jugendzirkel« betrieben – die auseinanderdriftenden Schichten der italienischen Arbeiterklasse ein Stück weit miteinander zu verbinden.<sup>15</sup>

In Negris Klassenfigur stand zusammen, was in Wirklichkeit getrennt war: die ArbeiterInnen in den Großfabriken im Norden bildeten keine gemeinsame Front mit den übrigen Subjekten; die Risse im Massenarbeiter selbst waren unübersehbar. Nach den Kämpfen eines halben Jahrzehnts steckten die wichtigsten Protagonisten des Heißen Herbsts im besten Fall in einem »produktiven Waffenstillstand« in der Fabrik fest, im schlimmsten Fall waren sie in defensiv ausgerichtete und in die institutionellen Ambitionen der offiziellen Arbeiterbewegung eingebundene betriebliche Auseinandersetzungen verstrickt. Die Gewerkschaftsverbände hatten nach 1973 einen Großteil der Fabrikräte auf ihre Seite ziehen und dabei bürokratisieren können – vor allem weil sie in der zunehmend zentralisierten Tariflandschaft die Rigidität der Arbeitskraft gewährleisten konnten. Praktisch hatte das zweierlei bedeutet: Erstens fingen die Gewerkschaften wieder an, über Lohnhierarchien unter den ArbeiterInnen auf Grundlage von Qualifikationen zu reden, was in krassem Widerspruch zum egalitären Geist der Jahre davor stand; zweitens versuchten die Gewerkschaften ausdrücklich, die Arbeiterforderungen den Anforderungen der Akkumulation anzupassen (vgl. Lange u.a. 1982, 155; Graziosi 1979, Kap. 1; Regini 1980; DeMasi u.a. 1978). Nach Ablösung der Mitte-Links-Regierung der sechziger Jahre durch autoritärere Regierungen und mit den Ereignissen in Chile im Kopf schlug die PCI-Führung nun den Weg eines »historischen Kompromisses mit den regierenden Christdemokraten ein – und dieses Ziel schien mit den PCI-Erfolgen bei den Regionalwahlen 1975 näher zu rücken. Mit Hilfe des linken Gewerkschaftsverbands CGIL gewann die kommunistische Partei zwar einen Teil ihrer in den Jahren zuvor verlorenen Präsenz in den Betrieben zurück, aber ihre politischen Ambitionen ließen ihre traditionelle Feindseligkeit gegenüber Kämpfen noch stärker hervortreten, die sich ihrer Meinung nach gegen die notwendige Umstrukturierung der Wirtschaft richteten und »korporatistisch« waren (vgl. Hellman 1980; Redazione 1976).

An der Betriebsfront selbst gab es Anzeichen, dass viele Arbeitgeber von den Kämpfen des Massenarbeiters nicht in die Knie gezwungen worden waren, sondern



ihre Anstrengungen zur Unterwerfung des »Arbeitsfaktors« nur noch verstärkt hatten. Bei Fiat zum Beispiel hatte das Management einen komplizierten Bewegungskrieg begonnen, um die Macht über die Produktion, die die Arbeiter in den Kämpfen des Heißen Herbsts gewonnen hatten, zu untergraben. Mit Hilfe des staatlichen Kurzarbeitsfonds Cassa Integrazione reorganisierte das Management den gesamten Produktionszyklus und fuhr die Produktion in einigen Bereichen herunter, während sie in anderen Überstunden *en masse* kloppen ließ. Gleichzeitig wurde die Teilefertigung in kleinere – zum Teil erst kürzlich im Ausland eröffnete – Werke des Konzerns verlagert. Diese Zergliederung des Produktionszyklus schränkte die in den Jahren zuvor vielgenutzten Möglichkeiten der militanteren Bereiche bei Mirafiori, den Betrieb zu stören und miteinander zu kommunizieren, stark ein und machte es dem Management gleichzeitig möglich, mit neuen robotergestützten Produktionsprozessen zu experimentieren. Nach Reduzierung der Fiat-Gesamtleistung um 13 Prozent durch natürliche Fluktuation und Entlassungen wegen Absentismus in den zwei Jahren bis September 1975 wurden immer mehr Fiat-Beschäftigte durch die steigende Inflation zu Überstunden gezwungen, was die Ausbreitung der Militanz erst recht blockierte. Und als ob all das nicht genügt hätte, bestätigte die Gewerkschaft dem Fiat-Management im Juli 1975 das Recht, die Mobilität innerhalb des Betriebs zu kontrollieren. Nach diesem Sieg wurden massenweise Leute zwischen den verschiedenen Werken versetzt, was die Beschäftigten zusätzlich schwächte. Marco Revelli schrieb später:

Die Arbeitgeber benutzten Fiat damals eher zur erweiterten Reproduktion der politischen Vermittlung (und des gesellschaftlichen Konsenses) als zur Produktion von Waren, und es wurde deutlich, dass die Gewerkschaft als Schatten, als fetischistische Form einer personalisierten »Arbeitermacht« überleben konnte. Es wurde aber auch deutlich, dass mit dem Zerbrechen der Klassenzusammensetzung, auf der dieses Modell von Gewerkschaft materiell und gesellschaftlich beruht hatte, der Moment kam, wo der Chef versuchte, ein paar Rechnungen zu begleichen. (Revelli 1982, 99)

Trotz aller anderen Probleme blieb der bei Fiat entstandene Kern von Massenarbeitern stark genug, um die Arbeitsplätze zu behalten. Anderswo waren die IndustriearbeiterInnen aber nicht so sicher. In der Lombardei fingen jetzt hunderte von Firmen an, ihre Produktionsprozesse zu dezentralisieren und zu rationalisieren. Der symbolträchtigste Fall – das zu British Leyland gehörende Innocenti-Werk – macht auch die Spaltungen deutlich, die die Fabrikarbeiterklasse selbst durchzogen. Die erste Runde der Auseinandersetzungen bei Innocenti hatte im April 1975 begonnen, als das Management einige Arbeiter in die Cassa Integrazione und die restlichen zu höheren Bandgeschwindigkeiten zwang. Ende August verschlechterte sich die Situation noch mehr: Nun wurden die Beschäftigten mit der Aussicht auf die Entlassung eines Drittels der Belegschaft und auf dauerhaft längere Arbeitszeiten und kürzere Takte für den Rest konfrontiert. Der hartnäckigste Widerstand gegen diese Angriffe kam von einer kleinen Zahl von Militanten, die sich zunächst von den linksradikalen Gruppen distanziert und dann eine Basisorganisation gebildet hatten, die einen gewissen Rückhalt in Schlüsselabteilungen im Werk hatte. Das Coordinamento Operai Innocenti, dem im PCI-dominierten Fabrikrat die Mehrheit feindselig gegenüberstand und das mit der Verlagerung des Kampfs aus den Abteilungen in die Verhandlungen zwischen Gewerkschaft und Firma immer mehr ins

174  
Abseits geriet, musste bald feststellen, dass es sich »im Auge des Zyklon« befand, wie ein ehemaliges Mitglied später sagte. Ende Oktober kam es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Gruppenmitgliedern und -unterstützern einerseits und PCI- und CGIL-Funktionären andererseits. Am Tag darauf wurden sechs Mitglieder der Gruppe gefeuert, womit das Coordinamento als Kraft im Betrieb praktisch erledigt war, und damit auch die Möglichkeit eines Kampfs außerhalb der Verpflichtung der historischen Linken auf das »Management« der nationalen Wirtschaftsprobleme (*Primo Maggio*).

Obwohl *Proletari e Stato* in gewissen Kreisen als neues Autonomia-Programm gefeiert wurde, stieß es bei anderen wegen seines Desinteresses an diesen Rückschlägen für den Massenarbeiter auf wütende Reaktionen. Während einige frühere Gegner von Negri vielen Thesen des Buches begeistert zustimmten<sup>16</sup>, waren langjährige Mitstreiter, die außerhalb des »organisierten Flügels« der Autonomia geblieben waren, nicht sehr erfreut. Besonders enttäuscht war Sergio Bologna, Redakteur von *Primo Maggio*, der mit Negri weiterhin an einer Reihe von Forschungsprojekten zusammengearbeitet hatte. Bologna schrieb, Negri habe mit *Proletari e Stato* einige »objektive Mechanismen der politischen Zusammensetzung« erfasst, die in der italienischen Gesellschaft abliefen, dabei aber die Gegentendenzen völlig außer Acht gelassen:

Wie viele Arbeiter, wie viele Fabriken sind in den letzten beiden Jahren mit dem Problem der Betriebsschließung konfrontiert gewesen, und wie viele Kämpfe sind in der Alternative zwischen der Verteidigung des Lohns unabhängig vom Austausch der Arbeitskraft und Produktionsgenossenschaften ausgebrannt? Zwischen garantiertem Lohn und Selbstverwaltung, Fabrikschließung und Hinnahme der Umstrukturierung? In dieser Situation hat die revolutionäre Linke entweder keine anderen Alternativen anbieten können oder sich im besten Fall auf die Aussage beschränkt, dass die Frage falsch gestellt sei und als solche zurückgewiesen werden müsse. Die zusammenhängendste Position der revolutionären Linken war die Aussage, dass die Zerstörung des Arbeiters als Arbeitskraft gut sei und die Rekrutierung und Auswahl der Avantgarde nur voranbringen könne. Es hat viele kleine (oder große) Schlachten gegeben, aber im Laufe dieser Schlachten hat sich die politische Zusammensetzung der Klasse in den Fabriken wesentlich verändert, und zwar mit Sicherheit nicht in die Richtung, die Negri andeutet. Vielmehr hat das Gegenteil stattgefunden, nämlich eine tiefere Spaltung: nicht zwischen Fabrik und Gesellschaft, sondern innerhalb der Fabrik selbst, zwischen der Rechten und der Linken in der Arbeiterklasse. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die Reformisten die Hegemonie über die Fabriken wiedergewonnen haben und brutal und rücksichtslos versuchen, die Klassenlinke zu enthaupen und aus der Fabrik zu vertreiben. (Bologna 1976, 27; engl. teilweise in Lumley 1980/81, 132f)

Statt zu versuchen, diese Verwirrung zu begreifen, habe Negri lieber das Metier des Theoretikers betrieben, der im Besitz irgendeiner großartigen Synthese sei. Durch die Erfindung »einer anderen gesellschaftlichen Figur, der er den Befreiungsprozess auftragen kann«, habe Negri nämlich hinsichtlich der Schwierigkeiten des Massenarbeiters und der Unfähigkeit von Negris eigener Organisation, in ihm irgendwie vorwärtszukommen, einfach seine Hände in Unschuld gewaschen. Vom Anbruch eines neuen Zeitalters könne also keine Rede sein:

Wir befinden uns nicht im Jahre Eins, wir sind nicht wieder zur Geburt der »neuen Linken« der 60er Jahre zurückgekehrt; wir sind noch nicht mal bei der Neudefinition einer anderen Figur als dem Massenarbeiter. Selbst wenn das Verhältnis zwischen

gesellschaftlichem Arbeiter und Partei sich wirklich verändert hätte, die Zivilgesellschaft nicht mehr existierte und sich auch die Theorie des Klassenbewusstseins verändert hätte, was würde es bringen, weiter das vollendete Handwerk des Theoretikers und Ideologen zu betreiben? Die Form des politischen Diskurses ist überholt, die millenaristische Sprache kann einem nur auf den Sack gehen, und diese Form der Theorie hat es, wie jede andere »allgemeine Theorie«, nur verdient, dass man sie negiert. (Bologna 1976, 28)<sup>17</sup>

Die Kritik des römischen Flügels der *Autonomia* war ebenso ätzend. Negris Abschied von der Sphäre der direkten Produktion als zentralem Terrain des Klassenkampfes könne nur »katastrophale« Folgen haben. Die Römer beklagten sich, dass die Mailänder Beiträge zur Klassenanalyse der *Autonomia* »so emphatisch wie wenig überzeugend« seien, und stellten fest:

Wir haben Dein Interesse an den »neuen Schichten« (proletarischen Jugendlichen, Feministinnen, Schwulen) und an neuen und begrifflich neu gefassten politischen Subjekten (dem »gesellschaftlichen Arbeiter«) immer geteilt und tun es immer noch. Aber gerade weil diese Phänomene unbestreitbar politisch wichtig sind, sind äußerste analytische Strenge, große Vorsicht bei Untersuchungen und ein stark empirischer Ansatz nötig (Fakten, Daten und Beobachtungen und nochmals Beobachtungen, Daten und Fakten). (*Lettera aperta* 1979)

Negri ignorierte diese Ratschläge und widmete einen Großteil seiner Energie fortan der Entwicklung einer neuen, dem gesellschaftlichen Arbeiter angemessenen »Untersuchungsweise«.

### *Negri jenseits von Marx*

Während Negri Ende der sechziger Jahre wie andere Operaisten jener Zeit das Risiko eingegangen war, die Besonderheiten verschiedener Schichten der Arbeiterklasse unter den Massenarbeiter zu subsumieren, neigte er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre dazu, selbst dieses teilweise konkrete Verständnis von Klasse in ein Proletariat aufzulösen, das nur noch aus Allgemeinplätzen bestand. Je mehr sich die Debatte um den gesellschaftlichen Arbeiter entfaltete, desto klarer wurde, wie unbestimmt Negris Abstraktion war. Sein sanftester Kritiker war vielleicht Alquati, der den gesellschaftlichen Arbeiter nach wie vor für eine »suggestive« Kategorie hielt; selbst er aber warnte davor, eine Ideologie um eine Klassenfigur herum zu konstruieren, die als reifes politisches Subjekt erst noch auf der Bildfläche erscheinen musste (Alquati 1977, 90f). Für Roberto Battaglia in *Primo Maggio* war Negris neues Subjekt eine nur durch Analogie aus dem Massenarbeiter abgeleitete Kategorie, der allerdings der »charakteristischste« Aspekt des Massenarbeiters fehle, nämlich eine enge Verbindung zwischen »materiellen Ausbeutungsbedingungen« und »politischen Verhaltensweisen«. In Wirklichkeit stelle sich der gesellschaftliche Arbeiter daher als Potpourri verschiedener Subjekte »mit völlig autonomen unmittelbaren Motivationen« von begrenztem Erkenntniswert dar (Battaglia 1997, 122). So argumentierte auch Vittorio Dini, der vor allem kritisierte, dass Negri seinen Begriffsapparat seines Inhalts entleert habe. Früher habe Negri überzeugend geschrieben, dass diese Kategorie historisch bestimmt sei; jetzt wolle er das vom Operaismus lange beschriebene Spannungsverhältnis zwischen Fabrik und Gesellschaft mit einem theoretischen Trick lösen, indem er einfach

behauptete, dass alle Momente des Zirkulationsprozesses gleichermaßen wertproduktiv seien. Ähnlich habe er kurzerhand eine neue Klassenfigur umrissen, indem er Tendenz und Aktualität gleichgesetzt habe, obwohl ein solches Projekt eigentlich viel Zeit und Sorgfalt erfordere (Dini 1978, 7, 5; vgl. Negri 1979a, 149).

Auch der Teil von Negris neuer Analyse der Klassenzusammensetzung, der den PCI behandelte, war enttäuschend. Er betonte zwar zurecht, dass die Versuche der kommunistischen Partei, die Schlacht um Herzen und Köpfe im Betrieb zu gewinnen, meist auf Strafmaßnahmen hinausliefen, ging dann aber nicht weiter darauf ein, dass die von Lapo Berti später so genannten »Verhaltensweisen im Kampf und politischen Einstellungen« vieler vom Heißen Herbst geprägter ArbeiterInnen immer weiter auseinanderklafften: die weiterhin in vielen Fabriken betriebene praktische Kritik der Arbeitsorganisation einerseits und die Unterstützung einer Parteiführung, die die bestehenden Produktionsverhältnisse als Teil der natürlichen Ordnung sah, durch die Arbeiterklasse andererseits (8). Da Negri aber darauf beharrte, dass das reformistische Projekt in Zeiten kapitalistischer Krise keine materielle Grundlage habe, reichte es ihm, das Verhältnis zwischen ArbeiterInnen und PCI als reines Repressionsverhältnis darzustellen oder im übrigen dunkle Anspielungen zu machen, dass die Belegschaften der Großfabriken irgendwie parasitär seien (1979d). Da kam ein Beitrag zur PCI-Sondernummer von *Rosso* im Juni 1976 der Wahrheit schon näher: ausgehend von der These des kommunistischen Intellektuellen Nicolai Badaloni, seine Partei sei die Vertretung einer Facette des Daseins der Arbeiterklasse, nämlich als »organisierte Ware« Arbeitskraft, die ihren untergeordneten Platz in der Gesellschaft akzeptiere. Selbst hier aber wiesen die Römer von den *Comitati Autonomi Operai* später darauf hin, dass ihre Beiträge zur selben Sondernummer als einzige die praktische Diskussion der kommunistischen Politik und ihrer Umsetzung vorangebracht hatten, vor allem dort, wo der PCI schon als Regierungspartei auftrat – in der Stadtverwaltung einiger italienischer Großstädte (Comitati 1976b; *Lettera aperta* 1976/79, 137).

So schritt trotz der zunehmenden Kompliziertheit der italienischen Klassenpolitik Ende der siebziger Jahre die Vereinfachung von Negris Schema zügig voran. Obwohl er die traditionellen marxistischen Krisentheorien ablehnte, nahm sein eigener Bezugsrahmen mindestens genauso katastrophische Züge an: »Das Machtgleichgewicht ist jetzt umgedreht«, schrieb er 1977 in einer Broschüre, von der schließlich 20 000 Exemplare verkauft wurden:

Die Arbeiterklasse und ihre Sabotage sind die stärkere Macht – vor allem sind sie die einzige Quelle der Vernunft und des Werts. Von nun an lässt sich dieses von den Kämpfen hervorgebrachte Paradox nicht mehr vergessen, nicht einmal in der Theorie; je perfekter die Form der Herrschaft wird, desto leerer wird sie; je stärker die Verweigerung der Arbeiterklasse anwächst, desto mehr ist sie voller Vernunft und Wert [...] Wir sind hier; uns kann man nicht zerschlagen; und wir sind die Mehrheit. (Negri 1979d)<sup>18</sup>

Dieser Millenarismus führte dazu, dass die kreativsten Aspekte von Negris subjektivistischer Marx-Interpretation verkümmerten. Die vielversprechende – wiederum von Alquati geborgte – Vorstellung einer Arbeiterklasse, die ihre eigenen Bedürfnisse innerhalb des Kapitalverhältnisses und gegen es »selbst verwertet« verlor jede Substanz, da ihr die widersprüchlichen Bestimmungen der Realität in Italien fehlten. Ähnlich war es mit Negris Verurteilung des »Staatskapitalismus«

im Ostblock, seiner Suche nach einem neuen Maß der Produktion jenseits des Wertes und seiner klaren Darstellung des revolutionären Prozesses als einem Prozess, der auf dem Pluralismus von Massenorganen proletarischer Selbstverwaltung beruht, die immer wieder hinter einem theoretischen Rahmen verschwanden, der den Klassenkampf als tödliches Gefecht zweier Titanen darstellte (Negri 1979d).<sup>19</sup> Obwohl Negri auch die Idee akzeptierte, dass die Differenz etwas Positives in sozialen Veränderungsbewegungen darstellte, filterte sein eigenes Konzept des »gesellschaftlichen Arbeiters« weiterhin alle besonderen und widersprüchlichen Merkmale aus ihm heraus und ließ nur ihre gemeinsame Bestimmung als Verkörperungen abstrakter Arbeit übrig. Da er letztere wiederum nur als eine Form reinen Kommandos verstand, wurde das Problem der politischen Neuzusammensetzung bei ihm immer stärker überdeterminiert durch eine Betonung der Gewalt, die, wie die Praxis eines Großteils der Autonomia zeigte, nicht weniger verarmt war als die der Roten Brigaden (auch wenn sie sich in Kultur und Form zutiefst von dieser unterschied).<sup>20</sup>

Man hätte eigentlich meinen sollen, dass die relative Leichtigkeit, mit der die Autonomia durch die Massenverhaftungen 1979/80 zerschlagen wurde, für eine derart mit Triumphalismus aufgeladene Perspektive einen fürchterlichen Schock bedeuten würde. Die politische Niederlage der Area machte Negri aber nicht etwa wieder vorsichtiger, sondern seine begriffliche Bestimmung wurde noch flacher. 1981 brach er mit der tonangebenden Gruppe in der nordost-italienischen Autonomia und beschuldigte ihre Exponenten, nicht nur an einem »bolschewistischen Organisationsmodell außerhalb von Raum und Zeit«, sondern mit dem Massenarbeiter auch an einem Subjekt festzuhalten, das, »wenn nicht anachronistisch, so doch zuallermindest partiell und korporativ« sei. Damit hätten sie bewusst »eine neue politische Generation (nicht nur Kinder)« ignoriert, »die sich selbst in die großen Kämpfe für die Gemeinschaft, für den Frieden, für eine neue Art, glücklich zu sein, stellt. Eine Generation ohne Gedächtnis, die deshalb revolutionärer ist« (Negri 1981a, 8). Diese Argumentationslinie baute er im gleichen Jahr in der Zeitschrift *Metropoli* noch aus und behauptete schließlich, Erinnerung könne nur als integrales Moment in der Logik der kapitalistischen Herrschaft verstanden werden:

Die Klassenzusammensetzung des heutigen metropolitenen Subjekts hat keine Erinnerungen, weil das Proletariat nur durch Arbeit ein Verhältnis mit der Geschichte der Vergangenheit herstellen kann [...] Proletarische Erinnerungen sind nur Erinnerungen an vergangene Entfremdung [...] Die bestehenden Erinnerungen an 1968 und an die zehn Jahre danach sind heute nur noch die Erinnerungen des Totengräbers [...] Die Jugendlichen von Zürich, die Proletarier von Neapel und die Arbeiter von Danzig brauchen keine Erinnerungen [...] Der kommunistische Übergang bedeutet, dass es keine Erinnerungen gibt. (1981b)

»Eure Erinnerungen sind euer Gefängnis geworden«, hatte Negri seinen ehemaligen GenossInnen vorgeworfen (1981a). Bei ihm selbst bedeutete diese Hinwendung zu einer ewigen Gegenwart allerdings nur, dass er sich den Verantwortlichkeiten der Vergangenheit entzog. Angesichts der Niederlage der operaistischen Tendenz – nach der Negri und tausende anderer AktivistInnen als »Terroristen« im Knast saßen – erkannte Sergio Bologna damals sehr klar, worin dieses Problem bestand:

176  
Ich habe Angst, und es geht mir sehr gegen den Strich, wenn ich Genossen sehe, die ihre Vergangenheit hassen oder, schlimmer noch, mystifizieren. Ich leugne meine Vergangenheit nicht, zum Beispiel meine operaistische Vergangenheit; im Gegenteil: ich erhebe Anspruch auf sie. Wenn wir alles wegwerfen, leben wir in einem Zustand permanenter Schizophrenie. (Bologna 1981)

Es ist deprimierend, Negris Entwicklung an diesen traurigen Punkt jenseits von Operaismus und Marxismus zu verfolgen. Für die offensichtliche Hast, mit der er die meisten seiner Texte geschrieben hatte, war, wie er später selbst zugab, »diese fürchterliche Verstellung in allem, was wir geschrieben haben«, verantwortlich: »Es ist die Sprache der marxistischen Tradition, aber sie enthält einen Rest von Simulation, der sie verzerrt und weitschweifig macht.« (Zit. n. Portelli 1985, 12)

Dieser Fehler rührte von der besonderen Denkweise her, die Negri von Mario Tronti, dem Vater des italienischen Operaismus, geerbt und vervollkommen hatte. Diese Denkweise ging von realen gesellschaftlichen Prozessen aus, bezog sich aber schnell nur noch auf sich selbst. Eben um das zu vermeiden, hatte Marx die schwindelerregenden begrifflichen Höhenflüge der *Grundrisse* aufgegeben und sich den nüchternen, aber historisch spezifischen Passagen des Kapital zugewandt. Negri überzeugte das nicht, aber er hätte wenigstens auf Tronti selbst hören können, dessen Arbeiten zur Klassenzusammensetzung ebenso wie Negris zeigen, wie berechtigt die Warnung von *Operai e capitale* war, dass »ein Diskurs, der sich aus sich selbst heraus entwickelt, das tödliche Risiko eingeht, sich immer und ausschließlich durch den Fortgang seiner eigenen formalen Logik zu bestätigen« (Tronti 1971, 16).

### Anmerkungen

- 1 Zuerst erschienen unter dem Titel »Negri's Class Analysis – Italian Autonomist Theory in the 70ies«, in: *Reconstruction*, Nr. 8, Winter/Frühjahr 1996; dt. in: *Wildcat Zircular*, Nr. 40/41, 120-47. Wir danken für die Erlaubnis, hieraus eine leicht geraffte Fassung zu bringen. Die insgesamt vorzügliche Übersetzung wurde an einigen Stellen geringfügig überarbeitet. Wer am integralen Text interessiert ist, wende sich an: [wildcat@link-lev.dinoco.de](mailto:wildcat@link-lev.dinoco.de).
- 2 Eine kurze Einführung in die als »Operaismus« bekannt gewordene italienische Richtung des Marxismus und in Begriffe wie »immaterielle Arbeit« findet sich bei Wright 1995/96.
- 3 [Gebiet, Bereich, »Szene«, Anm. d. Übers.]
- 4 Die Teilnehmerzahlen an der Konferenz in Bologna gibt die römische Organisation mit »über 400« (Comitati Autonomi Operai 1976, 33) und Negri mit »maximal 300 Leute« an (in: Soulier 1977, 88).
- 5 »Dalla relazione introduttiva«, in: *Autonomia Operaia* 1979, 40, 43. Einblicke in die ersten autonomen Fabrik-Kollektive und in die frühe italienische Frauenbewegung finden sich bei Cantarow 1972/73.
- 6 Vgl. K. Marx, *Kapital*, I, MEW 23, 647f mit Kapital III, MEW 25, 377.
- 7 Das Zentrum der Besetzungen waren private Miethäuser in San Basilio, einer der übelsten Slumbezirke von Rom. Die radikale Linke war derart gespalten, dass die unterschiedlichen Gruppen getrennte Besetzungen organisierten. Berichte finden sich in *Autonomia Operaia* 1979, 205-211, 214-219, und in den Septemberausgaben der Zeitung *Lotta Continua*.
- 8 Ein frühes Beispiel für das schwierige Verhältnis der Autonomia zu anderen vom Triplice enttäuschten AktivistInnen war die Beteiligung einiger ihrer römischen Exponenten am Versuch von männlichen Lotta-Continua-Militanten, sich im Dezember 1975 mit Gewalt in eine nationale Frauendemonstration einzureihen. Franco Berardis Bericht über den Vorfall, der dazu führte, dass seine Bologneser Gruppe die formellen Beziehungen mit dem »organisierten« Flügel der Autonomia abbrach, finden sich in Soulier 1977, 93.

- 9 Zur Bedeutung der feministischen Kritiken am Leninismus siehe Bermiani/Cartosio 1983/84, 5.
- 10 Wie vorhergesagt worden war in »Organismi autonomi e ›area dell'autonomia«, in: *Collegamenti*, Nr. 6, Dez. 1974, (wiederveröff. in: Martignoni/Morandilli 1977, 262).
- 11 Gasparazzo war eine Comicfigur der Zeitung *Lotta Continua*, die die im Heißen Herbst in Bewegung geratenen männlichen »Massenarbeiter« karierte.
- 12 Außer in seinen eigenen Werken wie *Krise des Planstaats* lässt sich eine Vorwegnahme von Negris These in den Überlegungen eines anderen ehemaligen Mitglieds von POTOP, Franco »Bifo« Berardi, finden. Dieser Bologneser Militante schrieb im April 1973, die Fiat-Besetzung signalisiere die Krise sowohl des Leninismus als auch des Massenarbeiters, der jetzt von einer neuen Klassenzusammensetzung überholt werde, in der die »intellektuelle und technische Arbeit, die produktive Intelligenz (wissenschaftlich-technische Intelligenz)« tendenziell bestimmend werde (1974, 8).
- 13 »Alfa Romeo 35x40« und »La proposta operaia«, in: *Rosso* III/1, 9. Oktober 1975.
- 14 »Un diverso 8 marzo« und »Note del sesto anno«, in: *Rosso* III/8, 24. April 1976.
- 15 Die Kämpfe in den Kleinfabriken 1975 sind gut in der Zeitung *Lotta Continua* dokumentiert. Laut einem Bericht auf der Arbeiterkonferenz der Organisation im Juli 1975 war allein in Mailand in 116 Fabriken für 3000 bis 5000 ArbeiterInnen Cassa Integrazione eingeführt worden. Im September 1975 sollten nochmal 7000 dazukommen (allein 1500 bei Innocenti). 50 bis 60 dieser Betriebe waren von ihren Beschäftigten besetzt worden. »La lotta delle piccole fabbriche«, in: *Lotta Continua*, 24. Juli 1975, 3.
- 16 »In den Kämpfen lebt bereits eine Kooperation, die sich antagonistisch zum Verwertungsprozess verhält: man muss sie in kommunistische Kooperation umwandeln«, *Chiamiamo comunismo*, Nr. 0, März 1977.
- 17 Vgl. die ziemlich bösertige Antwort auf Bolognas Skepsis in Negri 1976b.
- 18 Die Verkaufszahlen stammen aus Mariolti 1979.
- 19 Die Darstellung von Negris Auffassung des Klassenkampfs als Schlacht zwischen »zwei Titanen« stammt von Lipietz (zit. n. Boismenu 1980, 192).
- 20 Um eine Passage von vielen aus *Sabotage* zu nehmen: »Wir können uns nichts vollständiger bestimmtes und inhaltsgeladeneres vorstellen als die Gewalt der Arbeiterklasse.« (1979d)

## Literatur

- A.A. Alfa Romeo, 1974: »Rivoluzione e lavoro«, in: *Rosso*, Nr. 11, Juni, 15
- Alquati, Romano, 1974: *Klassenanalyse als Klassenkampf*, m. Einl. v. Wolfgang Rieland, Frankfurt/M
- ders., 1977: »Università, formazione della forza lavoro intellettuale, terziarizzazione«, in: Tomassini, 1975, 75f
- ders., Antonio Negri und A.Sormano, o.J.: *Università di ceto medio e proletariato intellettuale*, Turin
- Autonomia Operaia. La storia e i documenti*, hg. v. L. Castellano, Mailand
- Balestrini, Nanni, 1987: *Die Unsichtbaren*, München 1988; italienisch: *Gli Invisibili*, Mailand
- Battaglia, R., 1997: »Massenarbeiter und gesellschaftlicher Arbeiter – einige Bemerkungen über die ›neue Klassenzusammensetzung«, *Wildcat-Zirkular*, Nr. 36/37, April; ital.: »Operaio massa e operaio sociale: alcune considerazioni sulla ›nuova composizione di classe«, in: *Primo Maggio*, Nr. 14, Winter 1980/81, 75f
- Berardi, Franco »Bifo«, 1973: »Mirafiori è rossa«, wiederveröff. in: *Scrittura e Movimento*, Venedig 1974
- Bermiani, C., und B. Cartosio, 1983/84: »Dieci anni di ›Primo Maggio«, in: *Primo Maggio*, 19-20, Winter
- Berti, Lapo, 1976: »Tra crisi e compromesso storico«, in: *Primo Maggio*, Nr. 7
- Bocca, G., 1979: *Il caso 7 aprile: Toni Negri e la grande inquisizione*, Mailand
- Boismenu, G., 1980: Rez. v. Negri, *La classe ouvrière contre l'Etat*, Paris: Galilee 1978) in: *Canadian Journal of Political Science*, 13/1, März

- Bologna, Sergio, 1976: »Proletari e Stato« di Antonio Negri: una recensione« *Primo Maggio*, Nr. 7
- ders., 1981: »Per una »società« degli storici militanti«, in: Bologna u.a.: *Dieci interventi sulla storia sociale*, Turin
- ders., P. Carpignano und Antonio Negri, 1974, *Crisi e organizzazione operaia*, Mailand
- Cantarow, E., 1972/73: »Women's Liberation and Workers' Autonomy in Turin and Milan«, in: *Liberation*, Oktober 1972 u. Juni 1973
- Comitati Autonomi Operai (Hg.), 1976a: *Autonomia Operaia*, Rom
- Comitati Autonomi Operai, 1976b: »Il partito della merce organizzata per una nuova etica del lavoro« und »Inchiesta sul P.C.I.«, in: *Rosso*, III/10-11
- Comitato Politico ENEL & Collettivo Policlinico, 1974: »Centralizzazione e responsabilità alle avanguardie«, in: *Rosso*, Nr. 11
- Controinformazione*, 1974 Nr. 5-6, 12f: »Milano: la spesa politica«
- De Masi, G., u.a., <sup>2</sup>1978: *Consigli operai e consigli di fabbrica: L'esperienza consiliare dalle origini a oggi*, Rom
- Dini, V., 1978: »A proposito di Toni Negri: note sull'operaio sociale«, in: *Ombre Rosse*, Nr. 24, März
- »Documento Politico della Segretaria dei Collettivi politici di Milano«, 1976, in: *Rosso*, Nr. 7, 13.3., wiederveröff. in: Martignoni/Morandilli 1977
- Graziosi, A., 1979, *La ristrutturazione nelle grande fabbriche 1973-1976*, Mailand
- Hellman, 1980: »Il Pci e l'ambigua eredità dell'autunno caldo«, in: *il Mulino*, Nr. 268, März/April
- Lange, P., G. Ross und M. Vannicelli, 1982: *Unions, Change and Crisis: French and Italian Union Strategy and the Political Economy, 1945-1980*, London
- »Lettera aperta alla redazione milanese di »Rosso«, in: *Rivolta di classe*, Nr. 1, Okt. 1976; wiederveröff. in *Autonomia Op.* 1979, 135f
- Lipietz, Alain, o.J.: »Crise et inflation: Pourquoi?«, in: *Communisme*, Nr. 2
- Lombardo-Radice, M., und M. Sinibaldi, 1979: »C'è un clima di guerra...« – Intervista sul terrorismo diffuso«, in: L. Manconi (Hg.), *La violenza e la politica*, Rom
- Longo, B., 1975: »Meno salario, più reddito: la Cassa integrazione«, in: *Primo Maggio*, Nr. 5, Frühjahr
- Lumley, B., 1980/81: »Review Article: Working Class Autonomy and the Crisis: Italian Texts of the Theory and Practice of a Class Movement. 1964-79«, in: *Capital & Class*, Nr. 12, Winter
- Mariolti, C., 1979: »Caso Negri, Scalzone, Piperno«, in: *L'Espresso*, 22.4, 11
- Martignoni, G., und S. Morandilli (Hg.), 1977: *Il diritto all'odio: dentro/fuori/ai bordi dell'area dell'autonomia*, Verona
- Melotti, Marco, 1996: »Al tramonto del secolo«, in: *vis-a-vis*, Nr. 4, Winter
- Midnight Notes (Hg.), 1992: *Midnight Oil*, New York
- Negri, Antonio, 1972: *Zyklus und Krise bei Marx. Zwei Aufsätze*, Berlin (darin 11ff: »Die kapitalistische Theorie des Staats seit 1929: John M. Keynes«); englisch: »Marx on Cycle and Crisis« in: *Revolution Retrieved*, London 1988
- ders., 1973: *Krise des Planstaats. Kommunismus und revolutionäre Organisation*, Berlin/W; englisch: »Crisis of the Planner-State« in: *Revolution Retrieved*; italienisch: *Crisi dello Stato-piano*, Mailand 1974
- ders., 1974: »Partito operaio contro il lavoro«, in: Bologna u.a. (PL)
- ders., <sup>2</sup>1976a: *Proletari e Stato: Per una discussione su autonomia operaia e compromesso storico*, Mailand
- ders., 1976b: »Dopo il 20 giugno autonomia per il partito. Spariamo sui corvi«, in: *Rosso*, III/10-11, 2 (Editorial)
- ders., 1979a: *Dall'operaio massa all'operaio sociale: Intervista sull'operaismo*, Mailand
- ders., 1979b: »The Party of Mirafiori«, in: *Red Notes*



- ders., 1979c: »Theses on the Crisis«, in: *Red Notes*
- ders., 1979d: *Sabotage*, Berlin (ital.: *Il dominio e il sabotaggio*, Mailand 1978)
- ders., 1979e: *Marx oltre Marx. Quaderno di lavoro sui Grundrisse*, Mailand; englisch: *Marx Beyond Marx*, South Hadley/Mass. 1984
- ders., 1980: Interview (v. H.Partridge), in: *Capital & Class*, Nr. 13, Frühjahr 1981, 136
- ders., 1981a: »Cari compagni di Autonomia«, in: *Autonomia*, Nr. 26, November
- ders., 1981b: »Elogia dell'assenza di memoria«, in: *Metropoli*, Nr. 5,
- ders., 1994: »Constituent Republic«, in: *Common Sense*, Nr. 16, Dezember (dt.: »Repubblica costituente: Umrisse einer konstituierenden Macht«, in: Negri u.a. 1998, 67-81)
- ders. u.a., 1973: »Una proposta per un diverso modo di fare politica«, in: *Rosso*, Nr. 7, Dezember; wiederveröffentlicht in *Autonomia Operaia* 1979
- ders., Maurizio Lazzarato und Paolo Virno, 1998: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, Berlin
- Portelli, A., 1985: »Oral Testimony, the Law and the Making of History: the ›April 7‹ Murder Trial«, in: *History Workshop Journal*, Nr. 20, Herbst
- Primo Maggio*, Nr. 7, o.J.: »Lotta all'Innocenti«
- Ramirez, B., 1988: »Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die Krise. Die eigenmächtige Herabsetzung der Preise in Italien«, in: *ZeroWork, TheKla*, Nr. 10, Berlin; englisch: »Selfreduction of prices in Italy«, in: *ZeroWork, Political Materials*, No. 1, Herbst 1977, wiederveröffentlicht in: *Midnight Notes* 1992
- Redazione romana di *Rosso* (Hg.), 1976: *Compromesso senza operai*, Mailand
- Red Notes* (Hg.), 1979: *Working Class Autonomy and the Crisis: Italian Marxist Texts of the Theory and Practice of a Class Movement, 1964-1979*, London
- Regini, M., 1980: »Labour Unions, Industrial Action and Politics«, in P. Lange und Tarrow (Hg.), *Italy in Transition: Conflict and Consensus*, London
- Revelli, Marco, 1982: »Defeat at Fiat«, in: *Capital & Class*, Nr. 16, Frühjahr
- Scalzone, O., und G.Vignale, 1978: »La congiuntura del movimento e i malanni della soggettività«, in: *Preprint*, Nr. 1, Dezember
- Soulier, G., 1977: »AUTONOMIE-AUTONOMIES« *Recherches*, Nr. 30, November, 88
- Tomassini, R. (Hg.), 1977: *Studenti e composizione di classe*, Mailand
- Tronti, Mario, 1971: *Operai e capitale*, Turin
- Wright, Steve, 1995/96: »Confronting the Crisis of Fordism: The Italian Debates«, in: *Reconstruction*, Nr. 6, Sommer

# Impulse für die Zukunft

## Band 4: Fabel bis Gegenmacht

»Das deutsche Marxismus-Referenzwerk.« Der Tagesspiegel

»Die MEGA hat ihr Wörterbuch.« FAZ

»Wirkliche Alternative zu ›bürgerlichen‹ Standard-Lexika wie dem  
›Historischen Wörterbuch der Philosophie.« Süddeutsche Zeitung

### BAND 1 BIS 4

Band 1: Abbau des Staates  
bis Avantgarde  
420 Seiten  
ISBN 3-88619-431-0  
Einzelpreis 129 DM  
Subskriptionspreis 98 DM

Band 2: Bank bis Dummheit  
in der Musik  
480 Seiten  
ISBN 3-88619-432-9  
Einzelpreis 129 DM  
Subskriptionspreis 98 DM



Band 3: Ebene bis  
Extremismus  
656 Seiten  
ISBN 3-88619-433-7  
Einzelpreis 169 DM  
Subskriptionspreis 129 DM

Band 4: Fabel bis Gegenmacht  
720 Seiten  
ISBN 3-88619-434-5  
Einzelpreis 229 DM  
Subskriptionspreis 198 DM

**SOFORT LIEFERBAR**

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant gewordene Begriffe. Viele Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und wurden noch nie in Wörterbüchern behandelt.

Das Historisch-Kritische Wörterbuch des Marxismus entsteht unter Mitarbeit von über 800 international renommierten WissenschaftlerInnen. Unter anderem: Elmar Altwater, Perry Anderson, Étienne Balibar, Zygmunt Bauman, Regina Becker-Schmidt, Frank Bensele, Pierre Bourdieu, Volker Braun, Luciana Castellina, Frank Deppe, Jacques Derrida, Iring Fetscher, Dario Fo, Nikolai Genow, Pablo Gonzáles Casanova, Donna Haraway, Sandra Harding, Frigga Haug,

In Planung 12 bis 15 Bände. 1 Bd./Jahr. Jeder Band im Gro format 18 x 25 cm mit einem Umfang von ca. 500-750 Seiten, bibliotheksleinengebunden mit Schutzumschlag und zwei Lesebändchen. Preise variieren je nach Umfang der Bände. In Vorbereitung für 2001 Band 5: Gegenöffentlichkeit bis Hegemonie.

Wolfgang, Fritz Haug, Hans G. Helms, Detlef Henschel, Hans Werner Henze, Carl-Henrik Hermansson, Graciela Hierro, Joachim Hirsch, Eric Hobsbawm, Narihiko Ito, Urs Jaeggi, Fredric Jameson, Walter Jens, Boris Kagarlitzky, Hermann Klenner, Georg Knepler, Jürgen Kuczynski, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica u.v.a.m.

Im guten Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand, Reichenberger Str. 150,  
10999 Berlin, Fax.: 030 / 611 42 70. E-Mail: versand@argument.de

 **Argument**

## »General intellect« und Massenintellektualität<sup>1</sup>

Karl Marx verwendet den Ausdruck »general intellect« vermutlich nur ein einziges Mal, und zwar in den *Grundrissen* (MEW 42, 602) – im Manuskript ist die Stelle am Rand doppelt angestrichen (MEGA II.1.2, 582f) –, um die Tendenz zu fassen, die Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft werden lässt. Er denkt darüber nach, was mit einer auf Tauschwert basierenden Ökonomie geschieht, wenn Arbeit zwar qualitativ in die strategische Position der Regelung und Überwachung der Produktion eingerückt ist, quantitativ aber, zumindest bezogen aufs einzelne Produkt, zu einer bloßen Restgröße wird. Diese Überlegung, in der sich das Zeitalter der Automation und der Verwissenschaftlichung der Produktion angekündigt finden konnte, hat seit der Mitte des 20. Jahrhunderts immer wieder die Aufmerksamkeit der kritischen Gesellschaftstheorie, Industriesoziologie und zumal der Automationsforschung auf sich gezogen.

Der Ausdruck »general intellect« ist bezeichnend für das marxsche Emigrantendeutsch, in das sich neben französischen zunehmend englische Ausdrücke mischen (»erscheint nun als Eigenschaft des Capital circulant das Erhalten der Arbeit in einem Produktionszweig durch *co-existing labour* in einem andren«, 596). – Dass der Term aus der allgemeinen Sprache herausfällt und einen fremdartigen, erklärungsbedürftigen Einschluss darstellt, einer Versteinerung gleich, nicht so verletzlich (weil Nachfragen nahelegend) wie die Übersetzung *allgemeiner Verstand*, scheint ihn dafür prädestiniert zu haben, zum Schibboleth zu werden, zu einer »Signatur, woran sich die Rechtgläubigen erkennen«, wie Marx über ein entsprechendes Erkennungszeichen von Gruppenorthodoxie gespottet hat (MEW 19, 25). Die Sprache der italienischen Postoperaisten versammelt eine ganze Reihe solcher und analog fungierender Begriffe, die ein hermeneutisches Geheimnis zu hüten scheinen – so etwa der alttestamentarischen *Exodus* fürs Ende des fordistischen Massenarbeiters, der griechische *Bios* für »Leben« oder die französisch-englische *multitude* für Vielzahl, Menge, ins Italienische und von dort ins Deutsche als *Multitude* eingeführt.<sup>2</sup> Es muss kein Fremdwort sein, wie sich an dem kommunistisch gemeinten Programmwort der »Selbstverwertung«<sup>3</sup> – sie findet nach dem »Ende des Wertgesetzes«<sup>4</sup> statt – sehen lässt. Solche Ausdrücke haben die Tendenz, zum Abrakadabra zu werden.

Um Sinn und Verwendung des Ausdrucks »general intellect« beurteilen zu können, gilt es zuerst, den Kontext seines Auftauchens bei Marx zu untersuchen, um dann im zweiten Teil die dem Begriff in den gegenwärtigen Debatten übertragene Leistung an der Sache zu prüfen. Die Frage, an der er zu messen ist, ist die nach den Perspektiven und Subjekten sozialer Emanzipation unter den sozio-ökonomischen Bedingungen an der Schwelle des 21. Jahrhunderts. Manche bezeichnen diese Verhältnisse als Postfordismus, andere nennen sie Toyotismus. Wir sprechen von der hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus, der Basis der neoliberalen Globalisierungspolitik, deren Leitproduktivkraft der Computer ist (vgl. Haug 1999).

## 1. Der marx'sche Kontext des ›general intellect‹

Eine sachlich-theoretische Nähe der Rede vom ›general intellect‹ besteht bei Marx vor allem zum Begriff der *allgemeinen Arbeit* (vgl. dazu den gleichnamigen HKWM-Artikel). Dieser in Auseinandersetzung mit Hegel gewonnene Begriff wird von Marx teils im Sinne von ›abstrakt-gesellschaftlicher Arbeit‹ (als Werts substanz) verwendet, teils (und später nur noch) im Sinne unmittelbarer ›Arbeit am Allgemeinen‹; dieses Allgemeine hat eine formelle, ›wissenschafts-theoretische‹ Seite – die ›Form der Allgemeinheit‹, die Kant von wissenschaftlichen Aussagen fordert – und die materiale des Ensembles der kulturellen und kognitiven Elemente, die das Potenzial des menschlichen Gattungswesens bilden. In diesem mehrdeutigen Umkreis prägt Marx eine ganze Reihe von Begriffen des Allgemeinen, die zugleich auf ein künftiges Gemeinwesen vorausdeuten. Die Prägungen sind provisorisch, experimentell und nicht selten unklar oder widersprüchlich. Wir befinden uns damit im Laboratorium seiner Theorie.

Den speziellen Kontext der Rede vom ›general intellect‹ bildet ein Abschnitt über fixes Kapital und Produktivkraftentwicklung. Da Maschinen eine der Hauptformen von Anlagekapital sind, wird der Abschnitt gelegentlich (im Umkreis des Postoperaismus regelmäßig) als ›Maschinenfragment‹ bezeichnet (vgl. etwa Virno 1990, 9); Negri spricht 1978 vom ›capitolo sulle macchine‹ (169). Der Titel spiegelt den Gesichtspunkt, unter dem die *Quaderni Rossi* den Abschnitt 1961 interpretiert und 1964 übersetzt hatten<sup>5</sup>: die These von der Neutralität der Maschinen sollte kritisiert werden. Die Benennung ist irreführend, denn das Thema ist unvergleichlich komplexer: Die Beziehungen zwischen den Produzenten einerseits, dem akkumulierten kulturell-kognitiv-technischen Potenzial (›general intellect‹) andererseits und dem Kapital bilden das strategische Dreieck, in dem die marx'sche Analyse sich entfaltet, um schließlich emanzipations- und geschichtstheoretische Dimensionen auszuloten. An den Verschiebungen und Widersprüchen, die Marx in dieser Beziehung antizipiert, entzündet sich eine prognostische soziale Phantasie, die diesem kleinen Abschnitt der *Grundrisse* eine herausragende Bedeutung verleiht.

Bei der Rede vom ›general intellect‹ geht es um die Gesamtheit der Hervorbringungen und Funktionen der ›allgemeinen gesellschaftlichen Arbeit‹ (595) oder ›allgemeinen wissenschaftlichen Arbeit‹ (596): ›Akkumulation des Wissens und des Geschicks, der allgemeinen Produktivkräfte des gesellschaftlichen Hirns‹ (594), ›allgemeiner gesellschaftlicher Fortschritt‹ (595), ›Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes‹ (601), ›allgemeines gesellschaftliches Wissen, knowledge‹ (602). – Das Interesse gilt dabei der ›Verwandlung des Produktionsprozesses [...] in einen wissenschaftlichen Prozess‹ (596) im Zuge der ›Unterwerfung der Naturkräfte unter den gesellschaftlichen Verstand‹ (605). Einerseits hängt die Produktivität der Arbeit zunehmend ab ›vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion‹ (600), andererseits wird die Entwicklung der Wissenschaften durch ihre kapitalistische Verwertung selektiv ›forciert‹ (595), indem ›Erfindung‹ in ein ›Geschäft‹ (600) verwandelt wird.

Marx analysiert die kapitalistische Formbestimmtheit dieser Prozesse und ihrer Potenziale, aber auch umgekehrt die Rückwirkung der Verwissenschaftlichung aufs

Kapitalverhältnis und auf die Regelung der gesellschaftlichen Produktion durch den Tauschwert, nicht zuletzt auf die Stellung der arbeitenden Subjekte zu den allgemeinen Wissenschäften. Für Marx zeichnet sich die Tendenz ab, dass der »große Grundpfeiler der Produktion und des Reichtums« nicht die in Zeit gemessene »unmittelbare Arbeit bleibt, die der Mensch selbst verrichtet«, sondern dass dessen »Aneignung seiner eignen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper« (601) zur Schlüsselfrage wird. Hier kommt ein weiterer Grundbegriff ins Spiel, der des »gesellschaftlichen Individuums«, das sich individuiert, indem es sich im Medium der akkumulierten Potenzen grenzenloser als unter den bisherigen Formen der Artikulation entfaltet. Der Gedanke der 6. Feuerbach-These klingt an, dass das Wesen des Menschen im historischen »ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« seine Wirklichkeit hat (vgl. MEW 3, 7). Zu diesem Ensemble gehören das komplexe ›Sozialerbe‹ – mit Sprache und Kultur, aber auch ›Geräteumwelt‹ und praktischem Handhabungswissen –, das wie ein allgemeines Hominisationsmedium fungiert. Indem Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft wird, werden die traditionellen klassenmäßigen Zugangs- und Aneignungschancen tendenziell entgrenzt. – Überall dort, wo Menschen in irgendeiner Form in hochtechnologisch bedingte Arbeitsprozesse einbezogen sind, lässt sich dies empirisch beobachten.

Marx, der diese Tendenz diagnostiziert, arbeitet jedoch auch in immer neuen Anläufen die negativen Seiten der Entwicklung für die Arbeitenden heraus. Die kapitalistische Formbestimmtheit bewirkt, dass diesen das enorm wachsende wissenschaftlich-technische Potenzial als Anlagekapital (fixes Kapital) gegenübertritt und dass »die vermehrte Produktivkraft der Arbeit vielmehr als [...] ihre eigne Entkräftung gesetzt ist« (598).

Die Wissenschaft [...] existiert nicht im Bewusstsein des Arbeiters, sondern wirkt durch die Maschine als fremde Macht auf ihn, als Macht der Maschine selbst. [...] Der Produktionsprozess hat aufgehört, Arbeitsprozess in dem Sinn zu sein, dass die Arbeit als die ihn beherrschende Einheit über ihn übergriffe. Sie erscheint vielmehr nur als bewusstes Organ, an vielen Punkten des mechanischen Systems in einzelnen lebendigen Arbeitern; zerstreut, subsumiert unter den Gesamtprozess der Maschinerie selbst. (593)

Gesellschaftliches Wissen und allgemeiner Verstand wirken so »als Eigenschaft [...] des *capital fixe*« (594), und es ist »nicht in dem Arbeiter, sondern im Kapital, dass sich die allgemein gesellschaftliche Arbeit darstellt« (595), deren Früchte jenes gratis erntet.

Während das Kapital die Arbeitszeit »als einziges wertbestimmendes Element« setzt, »verschwindet die unmittelbare Arbeit und ihre Quantität als das bestimmende Prinzip der [...] Schöpfung von Gebrauchswerten und wird sowohl quantitativ zu einer geringeren Proportion herabgesetzt wie qualitativ als ein zwar unentbehrliches, aber subalternes Moment gegen die allgemeine wissenschaftliche Arbeit, technologische Anwendung der Naturwissenschaften« (596). Zugleich ist die »einzelne« Arbeit produktiv nurmehr »in den gemeinsamen, die Naturgewalten sich unterordnenden Arbeiten«, wobei das Kapitalverhältnis bewirkt, dass »diese Erhebung der unmittelbaren Arbeit in gesellschaftliche als Reduktion der einzelnen Arbeit auf Hilfslosigkeit gegen die im Kapital repräsentierte, konzentrierte Gemeinsamkeit erscheint« (596).

Bis hierher bezieht sich die marx'sche Analyse auf Entwicklungen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in England so weit fortgeschritten waren, dass sie bereits ihre klassische kritische Beschreibung gefunden hatten. Der betreffende Abschnitt der *Grundrisse* beginnt mit einem Zitat aus der französischen Übersetzung (1836) einer Schrift von Andrew Ure, die Marx 1845 in Brüssel exzerpiert hatte. Doch dann lässt Marx sich von der theoretischen Analyse der vorhandenen Formen industrieller Produktion plötzlich weit über die gegebenen Verhältnisse hinaustragen, und es erschließt sich der engere Kontext, in dem das über die bloße technologische Nutzung durchs Kapital hinausweisende emanzipatorische Potenzial des allgemeinen gesellschaftlichen Wissens und Verstandes antizipatorisch ausgelotet wird.

Die am fixen Kapital ablesbare Entwicklung stellt tendenziell die Werttheorie auf eine Weise in Frage, in der die geschichtliche Grenze des Kapitalismus zugleich mit der notwendigen (nicht zureichenden) Voraussetzung für die Emanzipation der Arbeit von der Lohnarbeit in den Blick kommt: Das Kapital fungiert als »prozessierender Widerspruch«, indem »es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums«, verkürzt gesagt, als »Tauschwert des Gebrauchswerts«<sup>6</sup> setzt (601). Es »arbeitet so an seiner eignen Auflösung als die Produktion beherrschende Form« (596). Die auf dem Tauschwert beruhende Regulation »bricht zusammen«, wenn erst die rein quantitativ gemessene Arbeit und damit die Mehrarbeit der Lohnabhängigen für die Produktion des gesellschaftlichen Reichtums marginal geworden sind (601).

Neben diesem binnenökonomisch argumentierten Zusammenbruchstheorem verfolgt Marx zwei weitere Linien, die eher auf politisch-emanzipatorische Handlungsbedingungen hinweisen. Die erste deutet auf die quantitative Seite der Arbeitszeitverkürzung, die zweite auf die qualitative der strategischen Repositionierung der Arbeitenden in ihrem Verhältnis zu den gesellschaftlichen Wissenspotenzialen und zur Kontrolle der Produktionsprozesse.

Quantitativ: Dass das Kapital, aufs einzelne Produkt bezogen, »die menschliche Arbeit [...] als Kraftausgabe« minimiert, »wird der emanzipierten Arbeit zugute kommen und ist die Bedingung ihrer Emanzipation« (598); potenziell geht jetzt die »Degradation« des Individuums »zum bloßen Arbeiter«, seine »Subsumtion unter die Arbeit«, zuende (604).

Qualitativ:

Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozess eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozess selbst verhält. [...] den Naturprozess, den er in einen industriellen umwandelt, schiebt er als Mittel zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemeistert. Er tritt neben den Produktionsprozess, statt sein Hauptagent zu sein.

Marx hat keine Vorstellung von der Computerisierung als der konkreten Form, die es ermöglicht, sei es prozesstechnologische Anlagen, sei es Werkzeugmaschinen durch Zusammenschließung mit Mess- und Regeltechniken zu geschlossenen »physikalischen Systemen« zu machen, in die keinerlei lebendige Arbeit mehr eingeschlossen ist. Auf dieser Basis hat die prognostische Analyse von Marx – deren Formulierung (»nicht mehr so sehr«) das gebremste Abheben von der damaligen Gegebenheit anzeigt – nachträglich ihren deskriptiven Gehalt bekommen.

Marx zitiert Owens Kritik von 1840, dass Menschen als »secundäre und untergeordnete Maschinen behandelt« wurden und nur in den »unbeseelten Mechanismus« investiert wurde. Die Verwissenschaftlichung der Produktion erfordert nun aber tendenziell die der Produzenten, mehr noch, die »volle Entwicklung der Individuen [...] als die größte Produktivkraft«, was die verfügbar werdende Zeit auch tatsächlich ermöglicht. Wenn »wirkliche Ökonomie [...] in Ersparung von Arbeitszeit« besteht, so bedeutet dies »also keineswegs *Entsagen vom Genuss*, sondern Entwicklung von power, von Fähigkeiten zur Produktion und daher sowohl der Fähigkeiten wie der Mittel des Genusses.« (607) Im Anschluss an den Gedankengang des reformistischen Unternehmers Owen reflektiert Marx die immanent kapitalistische Kategorisierung solcher Humanentwicklung – ein Jahrhundert später heißt sie Investition in »Humankapital«:

Sie kann vom Standpunkt des unmittelbaren Produktionsprozesses aus betrachtet werden als Produktion von *capital fixe*; dies *capital fixe* being man himself. (607)

Maschinelle Anlagen sind »von der menschlichen Hand geschaffne Organe des menschlichen Hirns; vergegenständlichte Wissenskraft« (602). Wenn fixes Kapital sich notwendig in sachlichen Anlagen darstellt, so ist doch »Wissenskraft« nicht notwendig fixes Kapital. Menschen wiederum sind niemals Kapital, auch wenn das Kapital sich ihre Arbeitskraft einverleiben kann. Im Anschluss an Fourier, dessen Idee vom Spielwerden der Arbeit er verwirft, skizziert Marx die Dialektik von Freizeit und Arbeitszeit und hebt die Verwandlung der arbeitenden Subjekte hervor:

Die freie Zeit, die sowohl Mußezeit als Zeit für höhere Tätigkeit ist – hat ihren Besitzer natürlich in ein anderes Subjekt verwandelt, und als dies andere Subjekt tritt er dann auch in den unmittelbaren Produktionsprozess. Es ist dieser zugleich Disziplin, mit Bezug auf den werdenden Menschen betrachtet, wie Ausübung, Experimentalwissenschaft, materiell schöpferische und sich vergegenständlichende Wissenschaft mit Bezug auf den gewordenen Menschen, in dessen Kopf das akkumulierte Wissen der Gesellschaft existiert. (607)

Damit ist der Rahmen umrissen, in dem der Ausdruck »general intellect« auftaucht:

Die Entwicklung des *capital fixe* zeigt an, bis zu welchem Grade das allgemeine gesellschaftliche Wissen, *knowledge*, zur *unmittelbaren Produktivkraft* geworden ist und daher die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses selbst unter die Kontrolle des *general intellect* gekommen und ihm gemäß umgeschaffen sind. (602)

In diesem Satz ist eine säkulare Spannung zusammengezogen: dass die gesellschaftlichen Lebensbedingungen »unter die Kontrolle des *general intellect* gekommen und ihm gemäß umgeschaffen sind«, ist doppeldeutig, da gleichermaßen auf die naturalen wie die sozialen Lebensbedingungen beziehbar. Es könnte scheinen, dass Marx nur die sachlich-technischen »Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses«, den gesellschaftlichen Maschinenpark meint. Diese Auffassung erkennt die dialektisch-experimentelle Denkweise, die sich im Manuskript von 1857/658 niedergeschlagen hat. Der Marx der *Grundrisse* achtet auf Tendenzen und fragt nach empirischen Anzeichen, an denen sich die latenten Möglichkeiten ablesen lassen. Auch wenn er sieht, dass die wissenschaftlich-technische Beherrschung von Naturprozessen eingesperrt bleibt in klassengegenseitliche und auf dem Markt untereinander konkurrierende Privatstrategien mit ihrem Regime der Geheimhaltung von Wissen und Ausschließung der jeweils Anderen von seiner Nutzung, so

sieht er darin zugleich die objektive Möglichkeit einer Kontrolle im Sinne des ›general intellect‹. Der am fixen Kapital ablesbare ›Grad‹, wie weit es damit ist, dass die Produktivkräfte als »unmittelbare Organe der gesellschaftlichen Praxis« produziert werden, meint die Latenz. Freilich bleibt die latent angewachsene Möglichkeit in einen selbstreferenziellen Verwertungsprozess gebannt, der die Lebensbedingungen der Gattung, die naturalen nicht anders als die sozialen, immer schneller untergräbt.

Paolo Virno meint, Marx vertrete hier »eine wenig ›marxistische‹ These: das abstrakte Wissen – vor allem das wissenschaftliche, aber nicht nur dieses – schickt sich an, just auf Grund seiner Autonomie von der Produktion, nichts Geringeres als die Hauptproduktivkraft zu werden« (1990, 10; identisch: 1996b, 22). Warum die Verwissenschaftlichungsthese wenig marxistisch sein soll, wird nicht recht klar. Da es um produktiv angewandtes Wissen geht, ist die Marx zugeschriebene These von der Autonomie so wenig überzeugend wie die These vom »self-propelled growth of knowledge separate from work« (1996b, 21). Virno übergeht nebenbei die strategische Position, in die das arbeitende Individuum gemäß der inzwischen von der Automationsarbeit eingeholten marxischen Prognose einrückt. Ferner behauptet er, Marx habe »den *general intellect* (bzw. das Wissen als Hauptproduktivkraft) restlos mit dem fixen Kapital identifiziert« und übersehen, dass nach der andern Seite der ›general intellect‹ »sich als lebendige Arbeit darstellt, wissenschaftlich-technische Intelligenzia, Massenintellektualität« (1990, 12).<sup>7</sup> Auch dieser Einwand überzeugt nicht, weil er *erstens* den Diagnostiker Marx mit der Krankheit verwechselt, ist doch der ›general intellect‹ in Wirklichkeit »quickly transformable into ›dead labor‹« (Rossanda 1991/96, 71), *zweitens* die – von Negri in seinen Vorlesungen von 1978 besonders hervorgehobenen – Passagen ignoriert, in denen die individuellen Subjekte sich im Medium der ›allgemeinen Mächte des gesellschaftlichen Verstandes‹ »in ein andres Subjekt« verwandeln und als dieses »auch in den unmittelbaren Produktionsprozess« eintreten (MEW 42, 589). Der Produktionsprozess wiederum ist für Marx nun »Experimentalwissenschaft, materiell schöpferische und sich vergegenständlichende Wissenschaft mit Bezug auf den gewordenen Menschen, in dessen Kopf das akkumulierte Wissen existiert« (ebd.). Marx reduziert es also keineswegs auf die Daseinsform des fixen Kapitals.

Wo Hegel spekulativ vom »allgemeinen Geist« gesprochen hat<sup>8</sup>, ist – ins Gesellschaftliche übersetzt – in den *Grundrissen* vom allgemeinen Verstand oder »general intellect« die Rede. Natürlich ist das Metaphorik, spekulative Verdichtung, streng genommen unzulässige Personifizierung. Marx' *general intellect* gibt es als Subjekt so wenig wie Rousseaus *volonté générale*, nur eine Menge sich individuell entwickelnder Intellekte, deren Entwicklung die – wie immer gewonnenen, verteilten und zugänglichen – gesellschaftlich akkumulierten und gespeicherten Wissensmassen und die Tradierung der Fähigkeiten zu ihrer Aneignung und Nutzung voraussetzt. Im dritten Buch des *Kapital* spricht Marx ›diesseitiger‹, im Blick auf gesellschaftlich-politische Praxis, vom »assozierten Verstand« (MEW 25, 267). Dies entspricht dem politischen Ziel einer »Assoziationen freier und gleichgestellter, nach einem gemeinsamen und rationellen Plan bewusst tätiger Produzenten« (MEW 18, 62).



## 2. Der postoperaistische Gebrauch der Kategorie ›general intellect‹

Wir sind Arbeiter wie die anderen.  
Negri (1996b, 104)

In der französischen Emigration hielt Negri 1977 auf Einladung Louis Althusser's Vorlesungen über die marx'schen *Grundrisse*. Hier scheint ihm Marx in weiten Teilen über sich selbst hinauszugehen, daher der Titel *Marx oltre Marx* – »Marx über Marx hinaus«. Negri ist fasziniert von der umfassenden Problematik des Manuskripts von 1857/58. Da Marx im *Kapital* nicht sämtliche in den *Grundrissen* behandelten Fragen aufnimmt, glaubt er (auf Krahl 1971 verweisend), diese seien jenem auch *theoretisch* überlegen (1978, 34f). So wahr es ist, dass das Manuskript von 1857/59 von mitreißender theoretischer Neugier und begrifflicher Kraft zeugt, darf seine experimentelle Frische nicht über das Unfertige, Widersprüchliche und gelegentlich Irreführende hinwegtäuschen. – In der 7. Vorlesung befasst sich Negri mit dem »Capitolo sulle macchine« (1978/98, 169-78), aus dem er Passagen im Umfang von mehreren Seiten zitiert, voller Bewunderung für die »Muskulatur« dieses Denkens (173). Sein Interesse<sup>9</sup> gilt den kommunistischen Potenzialen der verwissenschaftlichten und zugleich aus dem Joch der Verwertung befreiten Arbeit, eine Perspektive, die er in den merkwürdigen Begriff *autovalorizzazione operaia*, »Arbeiterselbstverwertung«, bringt. Er bricht indes seine Lektüre kurz vor dem Passus ab, wo der ›general intellect‹ auftaucht. In der Einleitung zur 20 Jahre später erschienenen Neuauflage datiert er den Beginn der postoperaistischen Ausarbeitung dieses Begriffs auf die 1980er Jahre, wobei der italienische Strang der Debatten sich auf den Begriff ›general intellect‹ konzentriert und den Grund für eine neue Interpretation der Postmoderne gelegt habe, während die französische Gruppe um die Zeitschrift *Futur antérieur* mit Jean-Marie Vincent sich der Mikroanalyse der Arbeitsprozesse unter besonderer Berücksichtigung der »immateriellen Arbeit« und ihrer Netzwerke gewidmet habe (1998, 9).

Neben ›immaterieller Arbeit‹ und ›Massenintellektualität‹<sup>10</sup> ist es in der Tat vor allem der ›general intellect‹, der als »symbolisches Kapital« (Bourdieu) im Diskurs des italienischen Postoperaismus fungiert. Der Ausdruck ›ist eingegangen in unsere gemeinsamen Bezugspunkte«, erläutert Lucio Castellano, »um den Ort der direkten produktiven Potenz der Wissenschaft und das substanzielle Zusammenfallen von Sprache und Produktion zu bezeichnen« (1993, 43).<sup>11</sup> Die »Relevanz, die dieser exotischen marx'schen Reflexion zugewachsen ist«, kommt aus den unerfüllten »Aspirationen der Bewegungen der 70er Jahre mit ihrem Verlangen nach autonomer Organisation außerhalb der Repräsentation und der Schwierigkeit, sie zu konstruieren«; der Begriff soll eine »Idee nichtrepräsentativer Macht und Organisation« fundieren, richtet sich also gegen das, was man ›Stellvertreterpolitik‹ genannt hat, und zielt recht vage auf ein »System von Autonomien, die Verbindungen setzen und Möglichkeiten bieten« (Castellano 1994, 50f).

Das Aufgreifen des »suggestiven Bildes« von einem »allgemeinen Verstand« (Virno 1990, 10) war ein situierter Akt. Der Operaismus, eine Arbeiterbewegung außerhalb der – und gegen die – traditionellen Arbeiterorganisationen im Umkreis von IKP und Gewerkschaften, hatte seine Basis, die fordistischen »Massenarbeiter« verloren. Die ehemals operaistischen Intellektuellen erzählen den weltweiten

Übergang zur elektronisch-automatischen Produktionsweise, der diesen Verlust gebracht hat, einigermaßen provinziell als Folge ihres »Sieges« in Italien und die Massenarbeitslosigkeit als Beginn der »Abschaffung der Arbeit« bzw. des von den Arbeitern subjektiv betriebenen *Exodus* aus derselben. Ende der siebziger Jahre wurde der Umbruch von Virno noch als Niederlage artikuliert: es war nicht gelungen, in einiger Breite und Relevanz »den Nexus zwischen kapitalistischen Kommandofunktionen und Koordinationsfunktionen des ›allgemeinen Verstandes‹ anzugreifen« (Virno 1979). Die Suche nach einem neuen revolutionären Subjekt fragte nach Ansätzen nicht geldvermittelter Vergesellschaftung. Virno nannte »wissenschaftlich-technische Intelligenz, Schattenarbeit (*lavoro sommerso*), die Frauenbewegung, das Jugendproletariat« und betonte deren irreduzible Pluralität. – Eine Dekade später, als »die Mauer« fiel und der Staatssozialismus sowjetischer Prägung in Europa zusammenbrach, besetzte eine studentische Massenbewegung die italienischen Universitäten. In dieser diffus radikalen »Panter«-Bewegung sahen vormals operaistische Intellektuelle den Auftritt des neuen revolutionären Subjekts. Auf den Operaismus folgte der Postoperaismus; hatte jener die »Massenarbeiter« als revolutionäres Subjekt angerufen, so rief dieser die »Massenintellektuellen« als solches an. Der Begriff füllte genau eine Lücke. Es verwischt diese Spur, ihn nachträglich als »a rather clumsy term« (Virno 1996c, 193) zu marginalisieren – diskursstrategisch war er vom Standpunkt der ehemaligen Operaisten das Gegenteil von »unbeholfen«. Da half sich eine Gruppe von Intellektuellen geschickt aus der Isolation. Die Rede von der Massenintellektualität war für sie der *bandolo di tutte le matasse*, »Ausweg aus dem ganzen Schlamassel«. Im Februar 1990 veröffentlichte die linke Tageszeitung *Il Manifesto* unter diesem Titel einen ›Appell an die Massenintellektualität«, gezeichnet von Marco Bascetta, Piero Bernocchi und Enzo Modugno, jedoch, wenn Marco Melotti (1996, 139, Anm. 12) Recht hat, von Virno verfasst. »Alles andere als marginal«, heißt es hier, ist die Massenintellektualität »im Zentrum der kapitalistischen Akkumulation und der bloßliegende Nerv einer Produktionsweise, in der das Wissen den Hauptbestandteil bildet.« Die Kämpfe an den Schulen und Universitäten werden als »unvergleichliche Gelegenheit für die Massenintellektualität« bezeichnet. »Für uns alle, *che sanno più di quanto non possano*, die mehr wissen als sie tun können<sup>12</sup> – zeichnet sich die Chance ab, die Zersplitterung und Isolation zu überwinden, den ›Winter unseres Missvergnügens‹ hinter uns zu lassen, das Wort zu ergreifen, um den gegenwärtigen Zustand zu kritisieren.« Es gebe keine »saubere Trennlinie zwischen Arbeit und Freizeit, Bildung und materieller Bedingung, Brot und Rosen, ›Struktur‹ und Superstruktur [...]; Lebensweisen, Biografien, ästhetischer Geschmack, Empfindungen sind alle eins mit der Arbeitspraxis. Die Massenintellektualität ist der unmittelbare Ausdruck einer Situation, in der völlige Identität von materieller Produktion und sprachlicher Kommunikation besteht.« Die Kommunikationsindustrie entspreche heute dem, was einmal die Produktionsmittelindustrie war, weil »›kommunikatives Handeln‹ in allen Industriezweigen vorherrschend ist«. Die Studentenbewegung realisiere »die zentrale Rolle, die das Wissen im Produktionsprozess spielt«. – Sechs Wochen später erschien in derselben Zeitung eine Zuschrift von Melotti u. a., in deren Vorspann die Idee der Massenintellektualität als »einer Art neuer allgemeiner Klasse« und die gesamte Konstruktion als »Kartenhaus« angegriffen wird. Melotti u. a.

bejahen zwar das Ziel der »Neuzusammensetzung (*ricomposizione*) einer kollektiven Intelligenz«, sehen aber eine politische Schicht am Werk, die diese Bewegung für sich instrumentalisieren will.

In der ersten Nummer der in dieser »Konjunktur« neugegründeten Zeitschrift *Luogo Comune* vom November 1990 wurden daraufhin große Teile des marxischen »Maschinenfragments« wieder abgedruckt, unterbrochen von Zitaten aus aktuellen studentischen Resolutionen; zwei Artikel widmeten sich dem »general intellect« (Virno 1990, Giannoli 1990), der von nun an die Diskursbühne mitbevölkern wird. Das Editorial erklärt es zum inhaltlichen Programm, »das Ende der Arbeitsgesellschaft zu verfolgen«<sup>13</sup>. Die erste thematische Nennung des »general intellect« ist eingebettet in eine methodische Programmklärung:

Mehr als eine öde (*stucchevole*) Vermittlung zwischen theoretischen *Vorgriffen* und empirischen Einzelheiten wird ihr unmittelbarer *Kurzschluss* angezielt. Für die Zeitschrift ist es keine Sackgasse, sondern eine Tugend, eine direkte Beziehung herzustellen zwischen der Analyse eines sprachlichen Paradoxes und einer existenziellen Nuance, [...] einem epistemologischen Problem und der Arbeitsweise der Werbeleute, dem marxischen wissenschaftlich-technischen *general intellect* und den Romanen des *Cyberpunk*. (3)

Und etwas später heißt es: die Ideen widerspiegeln nicht Realität, sondern sind Teil derselben. Sein heißt gedacht werden. Das ist das Programm einer ideellen Selbstorganisation.<sup>14</sup> Es ersetzt Praxis durch Reden. Es ist die Umkehrung der elften Feuerbach-These: die Welt wird verändert, indem man sie anders interpretiert.

So unbestreitbar die zumindest partielle Marktgeltung ist, die der »general intellect« als begriffliches Erkennungszeichen gewonnen hat, so umstritten sind die wissenschaftlichen und politischen Resultate jener Hermeneutik des »Kurzschlusses«. An zahllosen Stellen des postoperaistischen Diskurses drängt sich Gramscis Begriff des *Lorianismus* auf, unter dem er die »bizarren Seiten der Mentalität einer Gruppe italienischer Intellektueller« zusammenfasst, die sich durch »Mangel an systematisch kritischem Geist, Nachlässigkeit bei der Ausübung der wissenschaftlichen Tätigkeit, Mangel an kultureller Zentralisierung, ethische Schwäche und Nachgiebigkeit im Bereich der wissenschaftlich-kulturellen Tätigkeit usw.« auszeichnen, was besonders blüht, wenn es »nicht angemessen bekämpft und rigoros aufs Korn genommen« wird (*Gefängnishefte*, H. 28, Vorbem.; vgl. Reitz 1998). Vieles wirkt wie Marxismus nach seinem Untergang. In ihrer Verwendung gleichen die Begriffe Ausgrabungsfunden, deren ursprüngliche Funktionen nicht mehr gewusst werden und die nun mit ausgedachten Bedeutungen belegt werden. Oft ist es Vulgärmarxismus, der für Marxismus schlechthin gehalten oder gar kurzerhand Marx in die Schuhe geschoben wird. Dagegen setzen die Postoperaisten nicht selten »höheres Blech« (Engels). *Anything goes*, alles scheint möglich bei *patchwork* und *bricolage*. Gianfranco Pala (1996, 1997) hat keine Mühe, Beispiele für fahrlässigen Umgang mit Theorie, Vulgärmarxismen<sup>15</sup>, modische Sprechblasen und politische Illusionismen aneinanderzureihen sowie den fast durchweg fehlenden Sinn für Widersprüche zu monieren. Doch seine Kritik leidet darunter, dass er die Analyse der hochtechnologischen Produktionsweise links liegen lässt, statt auf diesem Terrain die Auseinandersetzung zu suchen. Denn dies macht das Interesse der postoperaistischen Debatten aus, dass in ihnen – im Unterschied zu den vorherrschenden

Tendenzen der Linken – die gesellschaftlichen Veränderungen, Kämpfe und Subjekte schon relativ früh von der verwissenschaftlichten Produktionsweise her gefasst worden sind, wenn auch nicht konsequent. In ihnen wird die strategische Frage aufgeworfen, wie die ›postfordistische‹ »Tendenz zur Mobilität und zur Flexibilität aus einer Quelle der Unsicherheit und der Ausbeutung in die Quelle neuer kollektiver Freiheiten umgewandelt werden« könnte (Lazzarato 1994, 46). Es ist nur kritisches Vorspiel, die lorianischen Seifenblasen zum Platzen zu bringen. Das eigentliche Geschäft der Kritik muss sich dem Kriterium theoretisch-politischer Fruchtbarkeit auf dem umstrittenen Feld selbst stellen.

Enzo Modugno, 1990 noch Mitunterzeichner des ›Manifests der Massenintellektualität‹ (Bascetta u. a.), kritisierte 1994 (16) Negri und Virno vom Standpunkt eines »Verelendungsdiskurses« (Haug 1982), der die Substitution intellektueller Tätigkeit durch den Computer beklagt. Marco Melotti u. a. (1990) hatten bereits gegen jenes ›Manifest‹ eingewandt, mit dem Heraufziehen einer »Kooperation, die sich direkt zwischen den Maschinen abspielt«, werde die Verelendung des Arbeiters auf die Spitze getrieben. Im Gegensatz zur These des epochalen Auftauchens einer ›Massenintellektualität‹ sagt nun Modugno geradezu das Verschwinden der Intellektuellen voraus, analog zum Verschwinden der mittelalterlichen Handwerker: »die neue informatische Maschine ersetzt den *Geist*, da sie ›ohne Hirn denken‹ kann« (1994, 14). Es bleibe nur ein Residuum, weil die Produktionsweise des Toyotismus die Intellektuellen zu Anhängseln der informatischen Maschinerie mache (15). »Mechanisierung der Denkprozesse ist die wirkliche Besonderheit des postfordistischen Kapitals« (16). – Ohne so weit zu gehen, meint auch Pala, dass »der Prozentsatz der immateriellen Tätigkeiten auf der Welt abgenommen, nicht zugenommen« hat (1997, 63). – Stärker scheint Modugnos auf die Herrschaftsverhältnisse abhebendes Argument, die gesellschaftliche Macht des ›general intellect‹ sei »bereits direkt in die Hände des postfordistischen Kapitals übergegangen« (1994, 14). Pala stimmt der Sache nach zu: »Diese gesamte körperliche Arbeit, Handarbeit und geistige (als zerebrale) Arbeit ist der allgemeinen Intelligenz des Kapitals subsumiert und wird den subalternen Klassen abverlangt«, und »die [...] *Automatisierung der Kontrolle* tendiert dazu, die effektive und verallgemeinerte Trennung der Arbeit von der Wissenschaft immer mehr zu vertiefen« (1997, 66). Für Modugno besiegelt die neue Produktionsweise somit »die endgültige Trennung des menschlichen Hirns vom ›general intellect‹« (16). – Auch wenn die beiden (aus unterschiedlicher Richtung kommenden) Gegenpositionen zu Recht die flapsigen Sprüche von der angeblichen Marginalisierung kapitalistischer Herrschaft beiseite wischen, verpufft ihre Kritik, weil sie ihrerseits den Bruch in der Entwicklung des Kapitalismus marginalisieren.

Unbestreitbar aber hat die Verwissenschaftlichung der Produktion in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften die intellektuellen und sogar, in Grenzen, die dispositiven Momente der Arbeitstätigkeiten bedeutend verstärkt. Das von Marx vorhergesehene Ausklinken des menschlichen Körpers aus dem unmittelbaren Produktionsprozess, der in einem geschlossenen, computergesteuerten Maschinensystem abläuft, ist vorherrschend geworden. Die Arbeitenden sind in Positionen des Programmierens, Einrichtens, der Kontrolle, Störungsantizipation und Entstörung eingerückt. Wenn früher das ›Wissen‹ auf einer steilen Skala ›von oben‹ kam,

so ist die Stufenleiter verkürzt und ein Teil des Wissens in die Kompetenz der Lohnarbeitskraft verlagert (vgl. PAQ 1987). »Automation führt zur Höherqualifikation« (Frigga Haug u.a. 1975) – diese gegen den Strom vertretene Streitlösung des Projekts Automation und Qualifikation hat sich weitgehend bestätigt. Virno nennt das Ergebnis dieses Prozesses eine »Umverteilung« des »general intellect« »im Innern der lebendigen Arbeit« (1990, 13). – Dass zugleich ein hohes Niveau der Massenarbeitslosigkeit aufgetreten ist, während allein in Deutschland zehntausende Arbeitsplätze für wissenschaftlich-technische Intelligenz nicht besetzt werden können, erklärt sich damit, dass im Gegenzug die standardisierte Massarbeit des Fordismus mit ihren monoton-repetitiven, vom Management weitestgehend ausdeterminierten Tätigkeiten in wichtigen Bereichen zum Randphänomen geworden ist, während die allgemeine Ausbildung mit der Produktivkraftentwicklung nicht Schritt gehalten hat. Es versteht sich, dass keine der verbürgten Wahrheiten und bewährten Strategien der Gewerkschaften und der Linken aus der Epoche des funktionierenden Fordismus weiterhin Geltung beanspruchen können; alles muss zunächst durch den Filter der Auseinandersetzung mit den neuen Gegebenheiten.

Was bedeutet dies für das Theorem des »general intellect«? Stimmt es, dass wir in der »Epoche des *general intellect*« leben (Giannoli 1990, 19) und dass »der Raum des *general intellect* die Globalisierung der Wirtschaft« (Castellano 1994, 53) ist? Denn es ist »die eigentliche Botschaft dieses Zweigs des westlichen Marxismus, den man italienischen Operaismus genannt hat, dass eine Produktionswelt dominiert vom *General Intellect*, die Marx in den *Grundrissen* entwirft, alltägliche Realität und Nervenzentrum der Akkumulation von Reichtum geworden ist« (Moulier Boutang 1998, 7). Die Bestimmungen sind verschwommen. »Der »allgemeine Verstand« umfasst also die künstlichen Sprachen, die Informations- und Systemtheorien, sogar die informellsten »Sprachspiele.«« (Virno 1990, 13) Ungeachtet der Spezialisierung dieser Sprachspiele soll unter *general intellect* buchstäblich »intellect in general« verstanden werden, wie beim Sprechen aus dem unerschöpflichen Potenzial einer Sprache eine augenblickliche und unwiederholbare Äußerung aktualisiert wird (Virno 1996c, 194f); dabei sei er eine »mit materieller Handhabbarkeit (operability) ausgestattete Realabstraktion«, weil »aus objektiven Wissenskonkretisierungen« bestehend (Virno 1996b, 23). Die Einheit des Ausdrucks hält die Vielfalt des Gemeinten nur notdürftig zusammen. »Diffuse Intellektualität« und »general intellect« »benennen die Vielheit (multitude), die der Macht des Wissens als solcher inhäriert«, »die einheitliche Macht, welche die vielfältigen Lebensformen als Formen-des-Lebens konstituiert«; sie sollen »Leitbegriff und einheitliches Zentrum der künftigen Politik bilden« (Agamben 1996, 156).

Negri, der, wie Karl Heinz Roth bemerkt, »sehr schnell zu Abstraktionen neigt« (1993, 307), bestimmt gar Postfordismus »als Regime des »general intellect«« bzw. als »die auf dem »general intellect« beruhende Produktionsweise«, die dann aber »als Tendenz das zentrale Element« der Vergesellschaftung der Dienstleistungen aufweisen soll (1998b, 173, 177, 174). Letztere verklärt Lazzarato zum modernsten Sektor der Ökonomie, »Herz der neuen kapitalistischen Produktion«; alles andere sei unproduktiv (1996, 12). Virno geht weiter: Lohnarbeit (schlechthin) sei nirgendwo mehr konkurrenzfähig mit (automatischen) Maschinen, daher »außerhalb

aller Marktlogik« (1993, 36). Es ist aber gerade die ›Marktlogik‹, die wie zu Marx' Zeiten dem Unternehmer nahelegt, ob sich Maschineneinsatz lohnt oder lebendige Arbeit billiger ist. Von der repetitiven und parzellierten Handarbeit, der standardisierten Massenarbeit des Fordismus, sagt Virno gar, sie nehme ›heute den paradoxen Charakter fiktiver Aktivität an, in Wahrheit *faux frais*, falsche Kosten, maskierte Sozialhilfe« (37). Dann wäre McDonald mit seinen sprichwörtlichen Hamburgerjobs der größte Sozialarbeitgeber der Welt. Völlig unverständlich wäre die Tatsache, dass gerade besonders avancierte Werke mit den höchsten Produktivitäten wie die Volvo-Werke in Kalmar und v. a. Udevella wieder schließen mussten (vgl. Lipietz 1997, 29; Gorz 2000, 52), während etwa in den USA zugleich eine partielle Wiederkehr ins Superfordistische gesteigerter ›körperlicher‹ Arbeit beobachtbar ist, allerdings ohne die sozialen Gegenleistungen der fordistischen ›Sozialpartnerschaft‹ (vgl. Lüthje 1998, 576; Lüthje/Scherrer 1994). An anderer Stelle steigert Virno den Lorianismus bis zu der Formulierung, in den »zeitgenössischen Arbeitsprozessen« gebe es »ganze Begriffskonstellationen, die für sich wie produktive ›Maschinen‹ funktionieren, ohne einen mechanischen Körper und nicht einmal eine kleine elektronische Seele annehmen zu müssen« (1990, 13). – Als grundlegend für die Entwicklung der postfordistischen Gesellschaft behaupten Lazzarato und Negri in der Nullnummer der postoperaistischen Zeitschrift *Derive Approdi*: »1. die Arbeit verwandelt sich umfassend in immaterielle Arbeit, und die Arbeitskraft in ›Massenintellektualität‹ (die beiden Aspekte dessen, was Marx ›general intellect‹ nennt); 2. die ›Massenintellektualität‹ kann zum gesellschaftlich und politisch hegemonischen Subjekt werden.« (1992, 32)

Dass der Umgang mit dem Computer als neue ›Kulturtechnik‹ in die Allgemeinbildung Eingang findet u.ä.m., mag der Ausrufung der Epoche als der des ›general intellect‹ spontan Kredit verschaffen. Empirisch gehaltvoller scheint die These, legt man dem marxischen Term mit Jean-Marie Vincent die Bedeutung »einer pluralen, vielförmigen, in fortwährender Verwandlung begriffenen Intelligenz« bei, einer »intelligence évolutive des situations«, die in der Tat zu einer so entscheidenden Ressource für die ›postfordistische‹ Ökonomie geworden ist, dass die Produktion, würden die wissenschaftlich-technischen Intellektuellen sich ihr verweigern, zusammenbräche (1993, 122).

Im Rahmen von Vincents Analyse scheint also die Rede von der Epoche des ›general intellect‹ auf die kaum bestreitbare Feststellung hinauszulaufen, dass bestimmte hochtechnologische Produktivkräfte mit intellektualisierten und flexibilisierten Arbeitsanforderungen (vgl. dazu PAQ 1987) Standard geworden sind. Doch bliebe es dabei, wäre der mit dem Ausdruck ursprünglich verbundene Hauptgedanke von Marx verschwunden, und das Theorem vom ›general intellect‹ um seine kritische Kraft gebracht. Es kann keine Rede davon sein, dass, wie es bei Marx hieß, »die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses selbst unter die Kontrolle des general intellect gekommen und ihm gemäß umgeschaffen sind«. Es wäre ein ebensolcher Lorianismus, diesen Zustand als herrschend zu behaupten, wie es die von Negri »seit den Siebzigern immer schon gedachte« Aussage »Wir leben schon im Kommunismus« (1996b, 106)<sup>16</sup> ist, sei es auch nur der »Kommunismus des Kapitals«, als welchen Moulier Boutang (1998, 8) die »wachsende Vergesellschaftung des unentwirrbaren Geflechts der Wissenschaft

mit der Produktion« bezeichnet. Es wäre gerade der vielfach antagonistische, eben weil von partikularen Profitstrategien bestimmte Charakter dieser »Vergesellschaftung« zu analysieren. So fruchtbar es ist, auf die »immer umfassendere Wiederaneignung des technowissenschaftlichen Wissens durch das Proletariat« zu achten (78), ist es Unfug, das »Ende jedweden Unterschieds [...] zwischen Produktion und Leben« (Negri [1993] 1998a, 79) zu verkünden.<sup>17</sup> Wenn es ferner kognitiv wie politisch fruchtbar ist, die wachsende Unruhe im Bildungsbereich auf die Widersprüche zu beziehen, welche die Verflechtungen der Wissenschaft mit der Produktion heimsuchen, so grenzt es doch auch an bodenlose Anbiederung, die gesellschaftlich diffus existierenden Intellektuellen aller Grade, vor allem die individualisierten und oft isolierten Teilnehmer oder Absolventen irgend einer »höheren« Aus-/Bildung, als »immaterielle Arbeiter« anzurufen und ihnen zu suggerieren, sie seien die neuen »gesellschaftlichen Arbeiter« (Negri 1996a), »ohne dass der Durchgang durch die Lohnarbeit nötig wäre« (Lazzarato/Negri 1992, 34). Mit einer Übertreibung, die ihren Wahrheitskern in Gefahr bringt, verkündet ihnen Negri (1996a): »Eine Produktion, die sich aus sprachlichen Aktivitäten zusammensetzt«, stehe nunmehr »im Zentrum der Gesellschaft und ihrer Machtordnung«. Ausbeutung aber sei »heute [...] die Ausbeutung der sozialen Kooperation. Und betroffen davon ist das »intellektuelle Proletariat«, das dieser Kooperation bedarf und sie sogar ermöglicht« (1996b, 101). Proletarisierte Intellektuelle mitsamt allem, was interagiert, egal, ob mit Job oder arbeitslos, erfahren hier eine imaginäre Aufwertung und obendrein eine politisch-ökonomisch abgeleitete Begründung des Anspruchs auf gesellschaftliches Basiseinkommen, denn Negri stellt diese Forderung auf die »Grundlage der produktiven Intellektualität, der Wiederaneignung des fixen Kapitals«; Bezugsautor ist hier André Gorz (1987)<sup>18</sup>, der für »das unbedingte Bürger-einkommen im Namen des »general intellect«« plädiert (Negri 1998b, 178f). Recht vage fasst Negri hier den »general intellect« als »Verzweigungen und Verästelungen der Verausgabung menschlichen Hirns im Innern des Kapitals bis zu dem Punkt, wo die gesellschaftliche Intellektualität der Arbeit sich das fixe Kapital, diese Materialität der Vergesellschaftung ohnegleichen, wiederaneignen kann« (175).

Wenn Marx die ferne Zukunft wie in einem Zeitraffer ins unmittelbar Bevorstehende heranholt, so machen die Postoperaisten ihrer Vorsilbe Ehre, indem sie umgekehrt längst vergangene Errungenschaften als das revolutionär Neue preisen oder Marxens Analysen zu Verhältnissen um die Mitte des 19. Jahrhunderts für Prognosen des Postfordismus halten.<sup>19</sup> Als Beispiele für postfordistische Neuerungen und Belege für die »neue kooperative Realität der Arbeit« reiht Negri eine Reihe von Institutionen aneinander, die nicht nur aus dem 19. Jahrhundert stammen, sondern gerade diejenigen sind, mit denen die neoliberale Politik im Postfordismus überall aufräumt, die sie verteuert, abbaut, schließt oder privatisiert:

Ich kann nicht zur Arbeit, wenn die Metro mich nicht mitnimmt. Ich kann nicht arbeiten, wenn bestimmte öffentliche Dienste nicht mehr in Betrieb sind. Diese öffentlichen Dienstleistungen beginnen mit meiner Kindheit, mit dem Kindergarten, den Schulen. Öffentliche Bildungseinrichtungen sind unabdingbar für ein funktionierendes Kapital. (1996b, 98)

Es scheint ihm, erst im Postfordismus seien die Versorgungsunternehmen und Infrastrukturbetriebe (Wasser, Strom, Post, Telefon, Bildung etc.) »nicht mehr einfach

nur ein Moment der Warenzirkulation«, sondern würden jetzt »vielmehr den strukturellen Rahmen der Produktion« bilden (1996a, 83). Angesichts der zehntausende von Ingenieuren, die allein Siemens zur Zeit des Fordismus in Lohn hatte, ist es nicht weniger lorianisch, im Blick auf die Massenintellektualität zu behaupten: »Dies ist die vollkommen neue Figur der produktiven Arbeit.« Oder zu verkünden: »Die Intellektuellen als kritische Individuen haben sich spätestens nach dem Faschismus verabschiedet.« (1996b, 104)

Statt in solche Verabsolutierungen zu verfallen, hat Vincent einen wachen Sinn für die Widersprüche der neuartigen Verhältnisse. Der »Revolution der intellektuellen Arbeit« entspricht eine im Management von direkter zu indirekter Herrschaft. Diese vermittelt sich über Steuersignale der Rentabilität; die relativ »autonom« operierenden Produktionseinheiten sind bloße Segmente eines Konzerngeschehens, dessen Komposition in der Vorstandsetage permanenter Veränderung unterliegt. Vincent arbeitet heraus, dass sich damit ein neuartiger Systemwiderspruch im Zentrum des hochtechnologischen Kapitalismus etabliert hat, der auf mehreren Ebenen spielt, ohne allerdings bisher in offenen Antagonismen, die den bisherigen Klassenkämpfen entsprächen, ausgebrochen zu sein (wogegen Virno den »progressiven Bruch zwischen *general intellect* und fixem Kapital« bereits als Tatsache behauptet – 1990, 13). Richtig ist, dass die Arbeitstätigkeiten nicht mehr, wie im Fordismus, weitgehend in »schweigender« Verkettung angeordnet sind, sondern dass sie sich interaktiv entfalten (Virno 1998, 101). Vincent betont, dass die Logik der neuen intellektuellen Arbeit dialogisch, kommunikativ und reflexiv ist, nicht-linear, auf Komplementarität ausgerichtet und spielerisch mit wechselnden Situationen umgehend. Der Verwertungslogik dagegen schreibt er in allem das Gegenteil zu, was (mit Ausnahme der Verdrängung von Reflexivität in Bezug auf die Profitmaximierung) nicht recht überzeugt, da auch die avancierte Unternehmensführung sich an solchen Parametern orientiert. Den »allgemeinen Verstand« der Gesellschaft aber beschreibt er als vielfach blockiert durch Zugangsbeschränkungen, Ausschließungen, Eigentumsrechte usw., die der Formbestimmtheit als Kapital oder Ware entspringen. Andererseits wiederum würde es die eigentümlichen Produktivkräfte der hochtechnologischen Intellektualarbeiter schmälern und in ihrer Entwicklung behindern, würden sie von der allgemeinen intellektuellen Zirkulation abgeschnitten. Die Blockaden des Kapitals sind also ihrerseits in einem Widerspruch gefangen. Daher der Versuch, die Grenzen selektiv zu öffnen. Die neoliberale Taktik, mit der das Feld des »allgemeinen Verstands« gespalten und domestiziert werden soll, ist seine Polarisierung in Gewinner und Verlierer (Vincent 1993, 123). Hier wären ideologietheoretische<sup>20</sup> Analysen zu den vom Neoliberalismus forcierten neuen Subjektionsformen anzuschließen.

Die kapitalistischen Blockierungen des »allgemeinen Verstands«, also die Tatsache, dass gesamtgesellschaftliche Prozesse als Marktprozesse bei aller partiellen und abstrakten Rationalität »hirnlos« ablaufen, droht letztlich die Existenzbedingungen der menschlichen Gattung zu zerstören. Eine von »allgemeinem Verstand« kontrollierte Wirtschaftsweise hätte sich an Zielen wie ökologischer Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit zu bewähren. Bei Vincent deutet sich implizit das Gespür an, dass die Kategorie »general intellect« im marxischen Sinn eine kritische Distanz zu den herrschenden Verhältnissen hält. Explizit warnt er vor Überschätzung: Der



›general intellect‹ ist »aufgrund seines pluralen Charakteres und der vielfältigen Austauschakte, in denen er sich bildet, was gerade seine Stärke ausmacht« (126f), begrenzt in seiner ›Allgemeinheit‹, »d.h. seiner Fähigkeit, das zu beeinflussen, was er in Gang zu bringen hilft (Produktion, Konsumtion)« (129). Er befördert die Vielseitigkeit der Individuen und bedingt eine Lebensweise, die das Bedürfnis nährt, die Arbeit tendenziell in ›freie Tätigkeit‹ zu verwandeln (129). Die »kollektive intellektuelle und gesellschaftliche Macht, die der ›general intellect‹ entfaltet«, wird jedoch in dem Maße vom Kapital umgelenkt und für seine Verwertungszwecke genutzt, »in dem sie nicht auf die Strukturierung und Verteilung der Mächte in der Gesellschaft gerichtet wird« (129), zumal auf die gesellschaftlichen Automatismen des Marktes und der sog. Sachzwänge (130).

Es ist wie eine Wiederkehr des alten Gedankens von der Klasse-an-sich, die zur Klasse-für-sich werden muss. Man könnte in Analogie dazu sagen: Die gegenwärtige Epoche ist kraft ihrer verwissenschaftlichten Produktionsweise diejenige des ›general intellect‹-an-sich; sie stöckt an der Schwelle der Aufgabe, einer plural-universellen Vernunft in der Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse, auch der Naturverhältnisse, Geltung zu verschaffen. Maurizio Lazzarato bringt dies in die paradoxe Form, sein Forschungsprojekt über »die materiellen Potenziale des Immaterialen« könne kein überzeugendes Ergebnis produzieren, »wenn es sich nicht der Notwendigkeit der politischen Konstitution des ›general intellect‹ als einer Vorbedingung stellt« (1993, 71).<sup>21</sup> Zu dieser Konstitution ruft das Manifest der *Immaterial Workers of the World* auf, dessen Titel *Che te lo dico a fare? Lenin Was tun?* parodiert.<sup>22</sup> Um die Perspektive des ›general intellect‹ zu realisieren, proklamiert es: »Die auf dem Wissen und der Kommunikation basierende Produktivkraft ist grundlegend allgemein, geteilt und öffentlich.« Jede Zugangsbeschränkung zu »Wissen und Informationen« soll fallen, denn diese sind nicht nur der Schlüssel zur Macht, sie sind die Macht selbst. Das geforderte ›Existenzgeld‹ soll die finanzielle Basis für »Formen der ›Selbst-Unternehmerisierung‹ (oder ›politischer Unternehmen‹) im Reservoir [Bassin] der Massenintellektualität«<sup>23</sup> bieten (Immaterial Workers 1999).

Wie nun also? Leben wir bereits in der »Epoche des ›general intellect‹«? Nein, der ›Postfordismus‹, genauer: der global entgrenzte High-Tech-Kapitalismus bildet als solcher nicht schon das Reich des allgemeinen Verstandes. Der Kapitalismus ist darum, dass er global geworden ist, im Ganzen nicht rationaler geworden. Eher leben wir in der Epoche einer global gewordenen Irrationalität, die aus dem Getriebe von Myriaden gegeneinander operierender ›particular intellects‹ resultiert. Doch deren ›Intellektualität‹ bildet sich in einem Medium, dessen erweiterte Reproduktion sich global speist. Der Möglichkeit nach ist dieses ›Intellektualmedium‹ zum ersten Mal allgemein geworden. Die Hacker realisieren diese Allgemeinheit für sich. Die hegemonialen transnationalen Kapitale und die neoliberalen Regierungen antworten mit der Kriminalisierung solchen Informationskommunismus. Was einmal an angeeigneten Gegenständen ausgebildet und dann auf Territorien übertragen worden ist, das Privateigentum, das sich über die tote Arbeit aufs fremde Arbeitsvermögen ausgedehnt hat, um sich dessen Produkts schon im Akt des Entstehens zu bemächtigen, sucht nun mit Zugangszöllen umgrenzte virtuelle Territorien aus der Sphäre des allgemeinen menschlichen Verstandes und aller

Asservatenkammern der Kulturgeschichte unter seine Kontrolle zu bringen. Wenn die stofflichen Reichtümer tatsächlich knapp waren, was ihrer ›Ökonomie‹ Rationalität verlieh, so verhält es sich mit den Ideellen wie mit Gott, von dem Spinoza gesagt hat, er werde desto größer, je mehr Menschen nach ihm verlangen. »Wenn viele aus ihr schöpfen«, heißt es von produktiver Wissenskraft im Manifest der Immaterialisten, »mindert das nicht ihren Wert – ihre Wirksamkeit wird dadurch im Gegenteil gefördert und vervielfältigt.« Zu meinen, das »Allgemeinwissen« sei deshalb, weil es kollektiv ist, auch »ertragslos« (Schirmmacher), denkt spontan vom Standpunkt antagonistisch-privater Aneignung. Keine menschliche Gesellschaft könnte leben ohne den stofflichen ›Ertrag‹, der sich der Nutzung des Allgemeinwissens verdankt. Seine Kapitalisierung aber etabliert eine Art bodenloser Grundrente. Hier wird die Ökonomie des Privateigentums zum absurden Widerspruch. Wenn man einmal Kaffee verbrannt und Getreide ins Meer geschüttet hat, um über künstliche Verknappung die Preise hochzutreiben, so wird nun der Zugang zum ›allgemeinen gesellschaftlichen Verstand‹ durch den Preis verknappt und damit menschliche Potenzialität vernichtet. Doch die »Ubiquität von Wissen und Information« (Barbier) mit ihrer Nähe zu einer »Allmende des Wissens« (Horn) wird man so nicht los, und in ihr, der Exterritorialität des ›general intellect‹, lauert, im Doppelsinn, die Bodenlosigkeit seiner Kapitalisierung. Das im marxischen Sinn gesellschaftliche Individuum (vgl. *Grundrisse*, MEW 42, 601 u.ö.) ist eine konkrete Möglichkeit geworden. In vielen Zerrbildern, etwa im Internetsurfen, wird diese Möglichkeit freilich auf eine Weise partiell verwirklicht, die sie insgesamt entwirkt. Das gesellschaftliche Individuum, dessen Latenz Marx gesehen hat, ist noch verpuppt, hat seinen massenhaften geschichtlichen Auftritt noch nicht gehabt und scheint weit davon entfernt zu sein, normaler Individualitätsstandard zu werden. Darum ist auch der Begriff ›Massenintellektualität‹ ein imaginärer Vorgriff, Versuch der magischen Herbeizitierung einer noch latenten Gestalt ins Manifeste. Auch ist das vulgärphilosophische Gerede von der Immaterialisierung der Ökonomie und damit der Arbeit eine ideologische Falle. Aber es ist alles andere als Unsinn, in die sich multiplizierenden Kämpfe einzugreifen, die sich – wie der Kampf gegen die Patentierung des Humangenoms (Rifkin) oder der für den allgemeinen Zugang zu den wissenschaftlichen Produktivkräften – an den Widersprüchen zwischen allgemeinem Verstand und kapitalistischem Ausschluss der ›Allgemeinheit‹ aus seiner Verwirklichung entzünden.

### Anmerkungen

- 1 Zu danken habe ich Luca Nutarelli, der mich mit Texten und Hinweisen versorgt hat.
- 2 Verweisen soll der Ausdruck auf »eine konstitutiv *plurale* Fragestellung, welche die konkrete Spezifik eines Handlungs- und Erfahrungskontextes dem unterschiedslosen Universalismus der Markt- und Machtverhältnisse entgegensetzt«; hierzu bedürfe es »eines Bildes der *multitudo*, das wirklich fähig ist, ihre *Nichteinheitlichkeit* zu denken, ihren substanziellen Unterschied von den *Massen* und den *Klassen*«, also »nicht auf ihre Einheitlichkeit ihrer Erfahrungen achten, insofern sie der Herrschaft des ›Systems‹ unterworfen sind, sondern auf die irreduzible [...] Vielfalt der Erfahrungen, der Gründe, der Orte« usw. (Castellano 1994, 53) – So interessant dieser Anspruch ist, bleibt der Widerspruch ungeklärt, dass der abgelehnte Massenbegriff nach dem »Massenarbeiter« in der »Massenintellektualität« wieder auftaucht (vgl. hierzu den 2. Teil).

- 3 Es ist dies ein »Vulgärmarxem«. Der von Marx für die Kapitalbewegung, die aus Wert mehr Wert macht, bezogene Begriff der Selbstverwertung (vgl. *Grundrisse*, MEW 42, 243 u. 367) wird unsinnig, wenn auf selbständige (autonome) Arbeit übertragen, weil es dann nicht mehr um reflexive Verwertung, also Verwertung von Wert, geht. – André Gorz spricht dagegen von »Selbstvermarktung« (2000, 64). Enzo Modugno findet, dass Negri u.a. mit ihrer Losung der »Selbstverwertung« auf einen neoliberalen Gag hereingefallen sind: wie einmal die »Befreiung« der Leibeignen verfügbare »Hände« freisetzte, schaffe die neoliberale Freisetzung heute verfügbare »Köpfe« (1994, 17).
- 4 Dass die Minimierung der lebendigen Arbeit durch Automation die Regelung der gesellschaftlichen Produktion über den Tauschwert an ihre geschichtliche Grenze treibt, wird als schlichtes »Ende des Wertgesetzes« ausgesprochen, statt zu sehen, dass die Krisen, in denen sich jene Grenze meldet, gerade die Formen sind, in denen das Wertgesetz »an seiner Grenze« wirkt. Im Umgang mit dem marx'schen Begriff »abstrakte« oder »gleiche menschliche Arbeit« als Wertschubstanz schlägt die postoperaistische Theorie besondere Kapriolen. Weil beim »Übergang der gesellschaftlichen Kontrolle auf den »general intellect« [...] der Gebrauchswert der Arbeitskraft abstrakter« werde, heißt es etwa bei Giannoli (1990, 17), »wobei abstrakt der Gebrauchswert des Produkts der intellektuellen Arbeit selbst ist«, sei Arbeitszeit kein effektives Maß mehr. Auch Vincent bringt diese Frage dadurch ins Unbearbeitbare, dass er fordert, die »constitution du travail abstrait à partir des activités intellectuelles concrètes« zu analysieren. Er meint, von einer Metamorphose der »Wertform der Arbeit« sprechen zu können: »Sie wird mehr und mehr die Wertform der abstrakt-intellektuellen Arbeit.« (1993, 121) Beide verstehen nicht, dass wissenschaftliche Abstraktion die konkret nützliche Seite entsprechender Arbeit ist und dass diese als abstrakte Arbeit zu betrachten, von ihrem wissenschaftlichen Charakter (einschließlich der dazugehörigen Abstraktion) zu abstrahieren hätte. – Die weitere Auseinandersetzung mit den werttheoretischen Passagen der Post-Operaisten muss hier ausgespart werden.
- 5 Karl Marx, »Frammento sulle macchine«, übers. v. Renato Solmi, in: *Quaderni Rossi*, Nr. 4, 1964; die entsprechende Interpretation findet sich bereits bei Panzieri 1961 (vgl. dazu Mancini 1976, XXIII). Der Term »general intellect« bleibt hier unbeachtet. – Die erste vollständige italienische Übersetzung der *Grundrisse* von Enzo Grillo erschien 1969-70 in zwei Bänden unter dem Titel *Lineamenti fondamentali della critica dell'economia politica* im Verlag La Nuova Italia.
- 6 Die Moskauer Redakteure der 1930er Jahre konnten sich offenbar unter »Arbeitszeit als Tauschwert des Gebrauchswerts« nichts vorstellen und ergänzten die Stelle zu: »Tauschwert [das Maß] des Gebrauchswerts« (vgl. Gr, 1953, 593). Aber in Zeit gemessene abstrakte Arbeit bildet in der Tat die »Substanz« des Tauschwertes der Güter, während Tauschwert niemals das Maß des Gebrauchswerts sein kann. – Die Herausgeber der zweiten MEGA und in ihrem Gefolge die der MEW (Bd. 42) haben den Einschub beibehalten – die MEGA (II.1.2, 581) sogar in künstlich-alter Schreibweise als »das Maaß« –, was bei den Postoperaisten die tollsten Theorien hervorgetrieben hat.
- 7 Marx »reduces the external or public quality of intellect to the technological application«, teilt Virno dem amerikanischen Publikum kontrafaktisch mit; er könne also auch nicht denken, dass der »general intellect« direkt als lebendige Arbeit erscheine, als »Repertoire einer diffusen Intelligenzia« (1996c, 194). Lebendige Arbeit wird hier merkwürdigerweise mit ihrem eigenen Repertoire identifiziert.
- 8 »Der Einzelne muss [...] die Bildungsstufen des allgemeinen Geistes durchlaufen, [...] als Stufen eines Wegs, der ausgearbeitet und geebnet ist [...] Dies vergangene Dasein ist bereits erworbenes Eigentum des allgemeinen Geistes, der die Substanz des Individuums und so ihm äußerlich erscheinend seine unorganische Natur« ist (Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Vorrede, W 3, 32).
- 9 Außer in Negris eigenen Werken wie *Krise des Planstaats* lässt sich eine Vorwegnahme dieses Erkenntnisinteresses bei Berardi finden, der in der Fiat-Besetzung die Krise des Massenarbeiters angekündigt sah, der jetzt von einer neuen Klassenzusammensetzung überholt werde, in der die »intellektuelle und technische Arbeit, die produktive Intelligenz (wissenschaftlich-technische Intelligenz)« tendenziell bestimmend werde (Berardi 1974, 8).

- 10 Negri umschreibt sich und seinen Umkreis als »die Theoretiker der Massenintellektualität« (1998b, 176).
- 11 Mit seinem Gebrauch verbunden sei: der Verzicht auf die Basis/Überbau-Unterscheidung, die Überzeugung, dass Macht sich von Befehl/Gehorsam zu »Innovation« verschoben habe, die Idee der politischen Repräsentation unbrauchbar und es unmöglich geworden sei, weiterhin zwischen Arbeit und Politik oder Arbeit und Handlung zu unterscheiden (Castellano 1993, 43f).
- 12 Jeder gehöre dazu, heißt es weiter unten, »chi sa più cose die quelle che utilizza durante il lavoro«, alle, »die mehr wissen, als sie in der Arbeit gebrauchen können, die ihre Kommunikationsfähigkeit und Gesellschaftlichkeit abgetötet oder enteignet sehen«.
- 13 Soweit in der Literaturliste nicht anders angegeben, sind die Zitate von mir übersetzt.
- 14 Das scheint den Gedanken eines der dem abgedruckten *Grundrisse*-Kapitel beigegebenen Zitate aufzunehmen: »Die zeitgenössische Physik beschreibt nicht, sondern produziert Erscheinungen.« (Gaston Bachelard, *Le nouvel esprit scientifique*, zit. in: *Luogo Comune* 1990, Nr. 1, 13) Aber Bachelard spricht von experimentell erzeugten Erscheinungen, deren Realität der Physiker im Versuchsprotokoll skrupulös beschreibt. Das ist etwas völlig anderes als das eingebildete Setzen von Realität durch Vorstellungen.
- 15 Negri schreibt Marx zum Beispiel die These vom »Wert der Arbeit« zu (vgl. etwa 1996, 97). Für Marx dagegen gilt: »Im Ausdruck ›Wert der Arbeit ist der Wertbegriff nicht nur ausgelöscht, sondern in sein Gegenteil verkehrt.« (MEW 23, 559)
- 16 Negri fährt fort: »Das ist so ähnlich wie in der Französischen Revolution. Falls Geschichte beendet ist, dann deshalb.« (Ebd.) Die Analogie ist unsinnig. Wenn es schon vor der bürgerlichen Revolution Kapitalismus gab, so doch nicht vor der Aufhebung des Kapitalverhältnisses Kommunismus. – Bei Carlo Palermo findet sich der Gedanke differenzierter: Für ihn ist der »general intellect« die Gestalt der lebendigen Arbeit des historischen Prozesses der »ursprünglichen Akkumulation« des Kommunismus, auch wenn, im Unterschied zur Bourgeoisie aus der Kinderzeit des Kapitalismus, die Massenintellektualität die Macht des gesellschaftlichen und kooperativen Wissens auf Grundlage der gesellschaftlichen Produktion innehält, aber im Gegenteil nicht die Gewalt und die schreckliche Wirksamkeit der Dispositive besitzt, die der Kapitalistenklasse im Zuge ihrer Herausbildung als Hebel dienten, um die Produzenten zu enteignen und die der »freien Ausbeutung des Menschen durch den Menschen« gesetzten Begrenzungen abzuschaffen.« (1994, 42)
- 17 Nicht jeder Nonsens, der in den Übersetzungen auftaucht, ist vermutlich den Autoren anzulasten: Wenn Negri etwa »Bios« als »das gesamte Leben von Generationen und Singularitäten« bestimmt, »die Dimension, auf der die intellektuelle Arbeit als wiederangeeignetes konstantes Kapital sich dem kapitalistischen Kommando entgegenstellt, das nun vollkommen parasitär geworden ist« (1996a, 89), so muss es statt »konstantes« »fixes Kapital« heißen, was statt des plumpen Schnitzers nur eine hochgeschraubte Diskursfigur darstellt. – Die Stelle konnte nicht am Original überprüft werden.
- 18 In seiner Rezension von Gorz (1997) hebt Negri (1998b) hervor, dass dieser nicht nur »das Thema vom Ende der Lohnarbeitsgesellschaft« lanciert, sondern zudem ein Thema einführe, »das bisher weitgehend ignoriert oder als minoritäre Lesart abgefertigt wurde: das Problem des ›general intellect‹ oder auch der ›Massenintellektualität‹« (170). Bei Analyse des »general intellect« stoße nun auch Gorz darauf, »dass die menschliche Arbeitskraft, das Wissen als Produzent, nicht mehr nur durch den Begriff des ›variablen Kapitals‹ definiert werden kann, sondern als ›fixes Kapital‹ gelesen werden muss« (175). Das ist ein verdrehtes Echo auf die w.o. zitierten Bemerkungen von Marx im Anschluss an Owen, der als Unternehmer natürlich eine kapitalimmanente Sprache spricht wie heute der »Humankapital-Ansatz«. Allgemeines gesellschaftliches Wissen und »gesellschaftlicher Verstand« können, da sie vom Begriff her kein Kapital sind, auch kein fixes Kapital sein, so wenig wie ein öffentlicher Park ein Privatgrundstück ist.
- 19 Vgl. etwa Moulier Boutang 1998, 7: Die dort zitierten Marx-Sätze beziehen sich auf Urzeiten des industriellen Kapitalismus.
- 20 Vgl. dazu W.F. Haug, 2000. – Lazzarato (1994, 61) verwendet den Ideologiebegriff auf eine Weise, die ihn ungeeignet für solche Fragestellungen machen: Ihm kommt es darauf an, die ideelle »Selbstorganisation« mit diesem Begriff zu artikulieren: »Das ›ideologische Produkt«

wird in jeder Hinsicht zur Ware. Der Ausdruck »ideologisch« charakterisiert hier nicht das Produkt als »Widerspiegelung« der Realität [...] Ideologische Produkte produzieren umgekehrt neue Realitätsschichten« (stratificazioni della realtà; Atzert übersetzt: »Konstellationen der Realität«, in: Negri u.a. 1998, 11).

- 21 »... se non assume la necessità del costituirsi politico del »general intellect« come una precondizione«. Die deutsche Übersetzung von Thomas Atzert vertuscht das Problematische um den Preis, einen diffus »rauschenden« Text zu erzeugen: »Der Begriff General Intellect bleibt dabei notwendig politische Voraussetzung, um das materielle Vermögen des Immateriellen identifizieren zu können.« (1998, 52)
- 22 Der Titel nimmt wörtlich die römische Redeweise »che t'o dico a fa'« (etwa: »was ich dir zu tun rate«) auf, die als umgangssprachliche Bekräftigung (»sag ich dir doch«, »aber klar«) gebraucht wird. Der dt. Übersetzung »Wozu soll ich dir schon raten?« entgeht der subversive Bezug aufs Gründungsdokument des Bolschewismus.
- 23 Eine der Irrealitäten dieses Programms besteht darin, »postfordistische Arbeit« insgesamt unter »Massenintellektualität« zu subsumieren (Immaterial Workers 2000). Interessant ist der Gedanke gleichwohl, das Ensemble der postfordistischen Arbeitenden als »Bassin«, das heißt, »noch bevor es sich in Lohnarbeit, selbständige, dienstleistende, intellektuelle, exekutive Arbeit usf. differenziert«, als Basis anzurufen. Der »strömungsübergreifende« Umgang mit unaufhebbarer Pluralität wird dabei mit dem Begriff des »Transversalismus« (statt Universalismus) gefasst und mit der Idee staats- und kapitalfreier Öffentlichkeit verbunden. Fragwürdig sind nicht diese Ziele, sondern die Illusion, sie seien schon erreicht.

## Literatur

- Agamben, Giorgio, 1996: »Form-of-Life«, engl. v. Cesare Casarino, in: Virno/Hardt 1996, 1-56
- Barbier, Hans D., 2000: »Für die Arbeitsgesellschaft«, in: FAZ, 11. April, 17
- Bascetta, Marco, Piero Bernocchi und Enzo Mudugno, 1990: »Il bandolo della matassa all'incrocio tra sapere e vita«, in: *Il manifesto*, 27. Febr. (retrospektiv zumeist als »Appello all'intellettualità di massa« bezeichnet)
- Becker, Thomas A., 2000: »Rasender Stillstand. Trotz »Wissenshysterie« kommt das Wissensmanagement nicht vom Fleck«, in: FAZ, 10. April, 31
- Berardi, Franco »Bifo«, 1973: »Mirafiori è rossa«, wiederveröff. in: *Scrittura e Movimento*, Venedig 1974
- Castellano, Lucio, 1993: »General Intellect e spazio del politico«, in: *Derive Approdi*, Nr. 1, März, 43-48
- ders., 1994: »L'Organizzazione del General Intellect«, in: *Derive Approdi*, Nr. 5/6, Winter, 50-53
- Giannoli, Giovanni I., 1990: »Il general intellect timbra il cartellino«, in: *Luogo Comune*, 1. Jg., Nr. 1, Nov., 16-19
- Goetz, André, 2000: *Arbeit zwischen Misere und Utopie*, Frankfurt/M (Original frz.: *Misères du présent, richesse du possible*, Paris 1997)
- Haug, Frigga, Uwe Glunz, Rolf Nemitz, Werner van Treeck und Gerhard Zimmer, 1975: »Automation führt zur Höherqualifikation – Thesen über Hand- und Kopfarbeit«, in: *Demokratische Erziehung*, H. 6
- Haug, Wolfgang Fritz, 1982: »Automationsarbeit und Arbeitskultur. Zur Kritik des Verelendungsdiskurses«, in: ders. u. W. Elfferding (Hg.), *Neue Technik und Sozialismus*, Berlin/W, 28-37
- ders., 1999: *Politisch richtig oder Richtig politisch. Linke Politik im transnationalen High-Tech-Kapitalismus*, Hamburg
- ders., 2000: »Die neuen Subjekte des Sexuellen. Volkmar Sigusch über Neoliberalismus und Neosexualität(en)«, in: *Sexualität und Gesellschaft. Festschrift für Volkmar Sigusch*, hg. v. Martin Dannecker und Reimut Reiche, Frankfurt/M-New York
- Horn, Karen, 2000: »Auf der Allmende des Wissens«, in: FAZ, 14. April, 13

Immaterial Workers of the World, 1999: »Che te lo dico a fare?«, in: *Derive Approdi*, 7. Jg., Nr. 18, Frühjahr; dt.: »Wozu soll ich dir schon raten?«, Internet-Publ. v. FELS (Hamburg), März 2000

Krahl, Hans-Jürgen, 1971: *Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution*, Frankfurt/M

Lazzarato, Maurizio, 1994: »Sulla riduzione del tempo di lavoro«, in: *Riff Raff*, März, 44-47  
ders., 1998: »General intellect – verso l'inchiesta sul lavoro immateriale«, in: *Riff Raff*. Attraverso la produzione sociale, April 1993, 65-71 (dt.: »Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus«, in: Negri/Lazzarato/Virno, *Umherschweifende Produzenten*, Berlin, 53-65)

ders., und Antoni Negri, 1992: »Lavoro immateriale e soggettività«, in: *Derive Approdi*, Nr. 0, Juli, 31-37

*Luogo Comune*, 1990: 1. Jg., Nr. 1, Nov., Editorial

Lüthje, Boy, 1998: »Vernetzte Produktion« und »postfordistische Reproduktion«, in: *Prokla*, Nr. 109, 27. Jg., H. 4

ders., und Christoph Scherrer (Hg.), 1994: *Jenseits des Sozialpaktes. Neue Unternehmensstrategien, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe in den USA*, Münster

Mancini, Sandro, 1976: Einleitung zu: R. Panzieri, *Lotte operaie nello sviluppo capitalistico*, Turin  
Melotti, Marco, 1996: »Al tramonto del secolo. Note a margine per una resa dei conti ed una ripresa della critica«, in: *Vis-à-vis*, Nr. 4

ders., Raffaele Sbardella und Marco Antignani, 1990: »Ma quale classe generale?!«, in: *Il Manifesto*, 12. Apr., 14

Modugno, Enzo, 1990 – siehe Bascetta u.a.

ders., 1994: »Grundrisse Postfordisti«, *Klinamen. Derive APPRODI*, Neapel, Frühj., 13-19

Moulier Boutang, Yanne, 1998: »Vorwort« zu Negri 1998, 5-22

Negri, Antonio, 1973: *Krise des Planstaats. Kommunismus und revolutionäre Organisation*, Berlin/W

ders., 1978: *Marx oltre Marx*, 2., um eine Einleitung von 1997 ergänzte A., Rom 1998

ders., 1996a: »Die Wiederaneignung des öffentlichen Raumes«, dt. v. Andreas Löhrer, in: *Die Beute*, Nr. 12, H. 4, 1996, 80-90 (leicht gekürzte Fassung von: »Réappropriations de l'espace public«, in: *Futur Antérieur*, Nr. 33/34, 1996, und it. in: *L'inverno è finito. Scritti sulla trasformazione negativa (1989-1995)*, Rom 1996)

ders., 1996b: »Verlangt das Unmögliche, mit weniger geben wir uns nicht zufrieden«, Interview (Paschutan Buzari u. Thomas Atzert, in: *Die Beute*, H. 4, 1996, 92-108)

ders., 1997: »Introduzione« zur 2. A. v. Negri 1978, 7-10

ders., 1998a: »La Repubblica costituente«, in: *Riff Raff*, April 1993; dt.: »Repubblica costituente. Umrisse einer konstituierenden Macht«, in: Negri u.a. 1998, 67-82

ders., 1998b: »Elend der Gegenwart – Reichtum des Möglichen« (Rezension von Gorz 1997/2000), dt. v. Thomas Atzert u. Hans-Peter Krebs, in: *Die Beute*, Neue Folge, Nr. 2, 1998, 170-80 (frz. in: *Futur Antérieur*, Nr. 43)

ders., Maurizio Lazzarato und Paolo Virno, 1998: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, Vorw. v. Yann Moulier Boutang, hg. v. Thomas Atzert, Berlin

Pala, Gianfranco: »La muta intelligenza. Il general intellect e l'egemonia del capitale: una premessa«, in: *la Contraddizione – bimestrale di marxismo*, Nr. 57, 10. Jg., Nov-Dez 1996, 58-70

ders., 1997: »CO/no/SC(I)ENZA – note critiche su intelletto generale e capitale fisso«, in: *la Contraddizione – bimestrale di marxismo*, Nr. 61, 11. Jg., 59-70

Palermo, Carlo, 1994: »Reddito di cittadinanza e lavoro sociale«, in: *Riff Raff*, März, 23-43

Panzieri, Raniero, 1961: »Sull'uso capitalistico delle macchine nel neocapitalismo«, in: *Quaderni Rossi*, Nr. 1

PAQ (Projektgruppe Automation und Qualifikation), 1987: *Widersprüche der Automationsarbeit. Ein Handbuch*, Berlin/W

- Reitz, Tilman, 1997: »Lorianismus, Kulturindustrie und Postmoderne. Dimensionen eines gramscianischen Nebenbegriffs«, in: *Das Argument*, 39. Jg., H. 2, 203-14
- Rifkin, Jeremy, 2000: »Wir werden Kriege um Gene führen. Warum ich gegen die Patentierung des Menschen klage«, Interview, in: *FAZ*, 11. April, 49
- Rossanda, Rossana, 1996 (1991): »Two Hundred Questions for Anyone Who Wants to Be Communist in the 1990s«, engl. v. Maurizia Boscagli, in: Virno/Hardt 1996, 61-78
- Roth, Karl Heinz, 1993: Gespräch, in: Frombeloff (Hg.), ... *und es begann die Zeit der Autonomie. Politische Texte von Karl Heinz Roth u.a.*, Hamburg, 295-330
- Schirmmacher, Frank, 2000: »Die Zukunft des BigMäc. Wie die Börse unser Wissen und unsere Gene verändert«, in: *FAZ*, 14. April, 41
- Vincent, Jean-Marie, 1993: »Les automatismes sociaux et le ›general intellect‹«, in: *Futur antérieur*, Nr. 16, H. 2, 121-30
- Virno, Paolo, 1979: »I sognatori di una vita riuscita«, in: *Metropoli*, Nr. 1
- ders., 1990: »Citazioni di fronte al pericolo«, in: *Luogo Comune*, 1. Jg., Nr. 1, Nov. 9-13
- ders., 1993: »Parassitismo del lavoro salariato«, in: *Derive Approdi*, Nr. 1, März, 35-37
- ders., 1996a: »Do you remember counterrevolution? Soziale Kämpfe und ihr Double« (1996), in: Negri u.a. 1998, 83-111
- ders., 1996b: »The Ambivalence of Disenchantment«, in: Virno/Hardt 1996, 13-34
- ders., 1996c: »Virtuosity and Revolution: The Political Theory of Exodus«, engl. v. Ed Emory, in: Virno/Hardt 1996, 189-210
- ders., und Michael Hardt (Hg.), 1996: *Radical Thought in Italy – A Potential Politics*, Minneapolis-London

## Immaterielle Arbeit und Automation

»Die Schwerkraft schien aufgehoben, als ich mich von unserem Lager erhob, ich schwebte davon wie auf Wolkenschuhen. Draußen lächelten die Menschen mich an, und auch Häuser, Telegraphenpfähle und Autos schienen mir zuzugrüßen.« So beschreibt Georg W. Alsheimer (1968, 108) einen Opiumrausch. In ähnliche Zustände versetzt die Lektüre von Schriften des Antonio Negri und seiner Schule, dass nämlich Revolution doch machbar ist, heute und von uns, ja, dass wir sie im Grunde bereits vollführt haben. Magisch wird die »wirkliche« Revolution durch eine begriffliche angezogen: »Die latente Anerkennung, die die politische Ökonomie der Tatsache beimisst, dass *Wert* jetzt eine *Investition des Begehrens* ist, stiftet eine wirkliche und wahre begriffliche Revolution.« (87)<sup>1</sup> »Selbst-Verwertung« ist der »neo-revolutionäre« Begriff, und die »Ökonomie des Begehrens« wird zur neuen Kritik der politischen Ökonomie. Die Requisiten der Texte sind vertraute Begriffe aus dem marxischen Denken – Wert, Gebrauchswert, Arbeitskraft, Arbeit –, doch hier tauchen sie auf wie mutwillig durcheinandergeworfenes Spielzeug. Beim Aufräumen zögert man, weil unklar ist, was dadurch gewonnen würde und ob es nicht bloß Spielverderberei wäre. Negris Szenario ließe sich leichter lesen als Traum von einer Welt, die sich selbst derart durcheinander gebracht hätte, dass wir endlich handlungsmächtig geworden wären. Die Analyse stößt sich zur Abwechslung daran, dass ökonomiekritische Verfahren bei der Traumdeutung versagen. Lassen wir es also?

Der Psychiater Erich Wulff schreibt über die Wirkung von Mescaline:

Erst dadurch, dass ich Raum, Zeit und meine eigenen Wirklichkeitsverflechtungen, also dasjenige, was an mir selbst Form und Struktur hat, liquidiere in den jeweiligen Akt meiner Wahrnehmung hinein, gewinnt das Wahrgenommene, dem ich im gleichen Akt auch seine eigene Geschichte, seine eigenen Verflechtungen, seine eigenen Bedeutungszusammenhänge entziehe, gerade als bloßer Anblick, als Schein, als Oberfläche seine mich überwältigende Bedeutungsfülle. [...] Gerade an dem Punkt, wo ich mich der Welt unterworfen habe, wo alles Denkbare Wirklichkeit wird, wo ich mich in jedes Ding und jedes Ding in ein anderes verwandeln kann, wo die »Bewusstseinsweiterung« total wird, werde ich plötzlich aus dem Subjekt zum Objekt beliebiger Verwandlung, Verzauberung, Durchdringung gemacht [...] springen die Anblicke, die ich erzeugt habe, mich an, [...] machen mit mir, was sie wollen (1995, 13f).

Die Phänomenologie beschreibt einen Vorgang, der in den Texten von Negri u. a. an Kraft noch gewinnt. Die Bemächtigung der Wirklichkeit und ihre Unterwerfung unter eine neue Logik zieht nicht nur die Autoren, sondern auch die Lesenden in Bereiche, wo das Denken mit ihnen macht, was es will. Die Schwerkraft scheint aufgehoben. Ich bin versucht, von *Drogendenken* zu sprechen. André Gorz scheint es ähnlich empfunden zu haben, wenn er dieser Art, Theorie zu treiben, »ein »theoretisches Delirium« bescheinigt, »das eine neue Subjektivität als bereits verwirklicht ansieht« (zit. n. Negri 1998, 174).

In diesem Theorie-Mix sind die subversiven Hoffnungen mehrerer Generationen von widerständigen Akteuren und Akteurinnen mit ihren Protesten eingebunden,



sie fühlen sich darin aufgerufen und gemeint, und doch bleibt ganz unklar, wohin gegangen werden soll und wie. Negri bringt vor allem sein Leben als Überzeugung ein. Ihm zu folgen heißt, Straßenkämpfen ein Echo zu geben und Gefängnishaft als das Opfer anzuerkennen, das für alle gebracht wurde. Es scheint sich zu verbieten, hier das Werkzeug der Kritik anzusetzen. Aber weil es auch bei Negri um die Umbrüche in der Produktionsweise und die dadurch notwendigen und möglichen Handlungsweisen geht, ein politisches Feld, in dem wir uns bei Strafe des Realitätsverlusts bewegen müssen, versuchen wir doch, die Lust an der Droge in Richtung auf die Lust an respektloser Analyse zu lenken, eine Lust, die nicht zum Kater und zur Lust auf neue Drogen führt, sondern zur Chance, wirkliche Eingriffsmöglichkeiten zu erkennen. Dies um so mehr, als die Gesellschaft, in der wir uns bewegen, mehr und mehr zu einem Albtraum zu werden droht, der kein Erwachen mehr kennt.

Das Szenario, in dem der Begriff der *immateriellen Arbeit* auftaucht, liest sich wie folgt: Ausgangspunkt ist die Aufblähung des Verkaufssektors, sind die Bereiche der Produktion von Schein und entsprechender Information. Die in der Hervorhebung des ›Immateriellen‹ mögliche Geringschätzung ›materieller‹ Produktion, wird theoretisch unterstützt durch die Absehung von Gebrauchswerten in der Produktion und Vermarktung von Waren und kann daher zur Behauptung subversiver Machtergreifung durch die Konsumenten und eben die Akteure ›immaterieller Produktion‹ führen (zu der neben der Produktion von Schein auch das know-how und die nicht näher bestimmte Computerisierung der Produktion gehören). Die potenziellen Käufer des zu realisierenden Warenkapitals, deren Kauf- und Konsumverhalten ja durch die wachsenden Werbeanstrengungen beeinflusst werden soll, werden nicht etwa in Sinnlichkeit und Lebensstil modelliert, wie es in der *Kritik der Warenästhetik* analysiert wird (vgl. W.F. Haug 1971), sie selbst werden zu mächtigen Subjekten des revolutionierten immateriellen Produktionsprozesses verklärt. – Maurizio Lazzarato (1998) meint, der Begriff »immaterielle Arbeit«, zwingt dazu, »die klassische Definition und Unterscheidung zwischen Arbeit und Arbeitskraft in Frage zu stellen«, weil er »intellektuelle Fähigkeiten, manuelle Fertigkeiten und unternehmerische Initiative« vereinige und sein Gegenstand »unmittelbar kollektive Formen, Netzwerke und Ströme« bilde (61). Zurechtgerückt wird dies durch einen als R.U. zeichnenden Autor: »Diese immaterielle Arbeit existiert im konkreten Produktionsprozess nicht abgetrennt von der materiellen Arbeit. Sie kann dann als die Fähigkeit der lebendigen Arbeit definiert werden, die produktive Kooperation zu aktivieren und zu betreiben.« (1994, 56)

Die zuvor gebräuchlichen Begriffe wie Arbeitsvorbereitung, -planung, Absatzstrategien, Dienstleistungen etc., werden durch ihre Zusammenbindung unter dem Begriff ›immateriell‹ nicht nur in eine Art Nachfolgeprojekt zur schlichten Produktion von materiellen Waren gebracht, von denen ohnehin niemand annahm, sie sei stets nur ›materiell‹ gewesen, das neue Projekt löst nicht nur den Unterschied zwischen Arbeitskraft und Arbeit auf, es macht zugleich unbegreiflich, wozu Kapitalisten Arbeitskraft einkaufen. Diese Wendung zehrt von der seit zwei Jahrzehnten als ›Krise der Arbeitsgesellschaft‹ diskutierten Problematik, dass die Produktivität der Arbeit mehr und mehr Arbeitskräfte überflüssig macht. In der Folge werden die Bestimmungen der Ware, Gebrauchswert und Tauschwert zu sein, ersetzt durch einen diffusen Wertbegriff, der an die herrschenden Normen anknüpft:

Doch bleibt auch in der Warenform der Charakter des *Ereignisses* erhalten, der offene und schöpferische Prozess, der immaterielle Arbeit und Öffentlichkeit verbindet und den die Kommunikation organisiert. Dieser offene Prozess bedeutet für die immaterielle Produktion Innovation, und um die Konsumtion zu erhalten und zu entwickeln, bleibt dem Unternehmen nichts anderes übrig, als an den von der Konsumenten-Öffentlichkeit produzierten Werten anzuknüpfen. Diese Werte prägen Existenzweisen und Lebensstile. (Lazzarato, 61f)

Die Ermächtigung der ehemaligen Produzenten bzw. ihre Ersetzung durch die Konsumenten hat zugleich auch die Subjekte verwandelt, als kämen sie aus einem Lehrbuch für bürgerliche Nationalökonomie: sie selber steuern durch ihre Wertschätzung den ökonomischen Prozess. Die Aufhebung der Trennung von Arbeit und Arbeitskraft erlaubt es, alle Arbeiten als gesellschaftlich relevant zu setzen, dies aber auf eine Weise, dass der reale Akt der Verwertung der Ware Arbeitskraft im kapitalistisch organisierten Produktionsprozess zu Profitzwecken als Relikt einer alten Theorie erscheint und daher nicht praktisch, sondern durch Umdenken überwunden werden kann, indem man die Kritik der politischen Ökonomie zu den Akten legt. Die illusionäre Ermutigung, die aus der Konzentration auf die »immateriell Arbeitenden« kommt, wird verstärkt dadurch, dass von Herrschaft kaum mehr die Rede ist.

Negri entfaltet sein Konzept in einer Marx-Überwindung, die sich seiner Auffassung nach zwingend aus dem historischen Schicksal des Gebrauchswerts und mit ihm der lebendigen Arbeit ergibt.

Wo können Gebrauchswert und Subjektivität gegenwärtig gefunden werden? Heute hat das Arbeitsparadigma sich sehr gewandelt (vor allem die Teilung zwischen intellektueller und Handarbeit [...]).« In dieser Hinsicht bietet die Postmoderne »gewiss nicht nur ein ideologisches Bild, sondern die Registrierung einer tiefen und unumkehrbaren Transformation, in der alle Züge der marxischen Wertkritiken [...] stop short. (1999b, 8)

Den »Beweis«, dass die marxischen Kategorien von Gebrauchswert, Tauschwert, Dialektik sich im globalisierten Kapitalismus überlebt hätten, beginnt Negri mit dem Irrtum, Marx habe den Gebrauchswert der Arbeitskraft »outside of capital« (1999a, 80) verortet und so eine Bewegung von außen nach innen angenommen, um den Tauschwert der Arbeitskraft zu erhalten. Diese merkwürdige Verwechslung von Gebrauchswert der Arbeitskraft und Reproduktion der Arbeitskraft als Ware, scheint auf den ersten Blick der feministischen Forderung nachzukommen, die Reproduktionsarbeit als für den Verwertungsprozess wesentlich einzubeziehen. Der Preis für diese verwischende Anerkennung ist, dass Marx' Analyse der Verwandlung der Gebrauchswerte innerhalb der kapitalistischen Produktionsprozesse gar nicht mehr gesehen werden kann, »gewonnen« wird die Behauptung, es sei eine neue Einsicht der Postmoderne, dass die Gebrauchswerte dem Kapitalprozess unterworfen sind. Nachdem vermeintlich alle Gebrauchswerte zunächst außerhalb der Produktion im Bereich der Reproduktion angesiedelt sind, strebt das postmoderne Kapital danach, diese Sphäre zu besetzen und zwar bei gleichzeitiger Außerkräftsetzung des Wertgesetzes. Denn ohne Bewegung von außen nach innen hört für Negri der Gebrauchswert der Arbeitskraft auf, Träger von Wert und Quelle von Mehrwert zu sein: »Dieses Verschwinden ist real, und die Werttheorie ist auf diese Weise zirkulär und tautologisch geworden: Es gibt nichts Äußeres mehr, das

ihr eine Grundlage bieten kann.« (1999a, 81) In seinen 1977 in Paris gehaltenen Vorlesungen zu den Grundrissen heißt es: »Zeit ist aus den Fugen« bedeutet. »Zeit ist kein Eichmaß des Wertes mehr, noch ist der Gebrauchswert sein wirklicher Bezug.« (zit. n. d. US-Ausgabe 1984, 1991)

Marx hatte angenommen, der Wert der Ware Arbeitskraft bestimme sich aus ihren durchschnittlichen Reproduktionskosten, und insofern hat er tatsächlich den Bereich der Erhaltung und Reproduktion von Leben auf historischem Niveau zur Grundlage der Wertberechnung gemacht, weil anders der kapitalistische Heißhunger auf die Nutzung der Arbeitskraft, die mehr Wert zu schaffen in der Lage ist, als sie zur eigenen Reproduktion benötigt, keinen praktischen Grund fände. Negri geht von einer theoretisch-fiktiven Trennung von der arbeitenden Arbeitskraft und der sich im Leben reproduzierenden aus und kommt daher zu dem Resultat, dass die Verschiebung der Arbeit in eine Richtung, die er immateriell nennt, gleichbedeutend sei mit einem Sieg der Reproduktion über die Produktion. Dabei unterläuft er etwaigen Zweifel, der sich theoretisch oder praktisch aus eigener Arbeitserfahrung zum Begriff der immateriellen Arbeit finden könnte, durch subversives Einverständnis: »Natürlich ist es Unsinn, wenn von einer ›immateriellen Arbeit‹ die Rede ist. Die Arbeit ist immer materiell!« (1996b, 97) Aber er gibt selbst noch die Leseweise dieser Einsicht vor, die sie wiederum einfängt in die pseudohistorische Vorstellung einer »Arbeit auf der Basis eines rein physischen Verhältnisses in der vom Kapital beherrschten Organisation der Arbeitsprozesse«. Dass die Arbeitskraft sich ›zu-hause‹ reproduziert, also außerhalb der unmittelbaren Unterstellung unters Kapital, wird zu ihrer fundamentalen »Autonomie« verklärt: »Die [...] kapitalistische Vorherrschaft basiert auf einer Autonomie der Arbeit, die sich außerhalb ihrer konstituiert.«

Die Verschiebung in den Reproduktionsbereich beraubt die hungrigen Kapitale ihres bisherigen Einsatzfeldes. Um die Schwierigkeit, aus bloßer ›Immaterialität‹ Profite schlagen zu lassen, lösbar zu machen, kündigt Negri theoretisch das Wertgesetz und die von Marx in diesem Zusammenhang gemachten analytischen Unterscheidungen auf<sup>2</sup> und erklärt die Verschiebung der zentralen gesellschaftlichen Vorgänge in den Bereich, in dem alle Menschen alltäglich existieren, für die Wendung, die subjektiven Widerstand allgegenwärtig und die Subjekte fast ohne Umstände zu Vollstreckern der Revolution mache. Gebrauchswert und Wert verschwimmen ineinander, werden grenzenlos, unmessbar. Wenn aber die Arbeitskraft weder außerhalb noch innerhalb des kapitalistischen Produktionsprozesses einen Ort hat, so folgt:

Wir müssen daher schließen, dass die Arbeitskraft, die wir in der Postmoderne wiederfinden (im globalen und/oder imperialen System kapitalistischer Ökonomie), sich in Bezug auf das Kapital an einem *Un-Ort* (non-place) befindet. (1999a, 82)

Dieser wird dann definiert als Resultat einer besonderen Verschiebung durch Globalisierung, verstanden als Verallgemeinerung von Produktion, Markt, und Unterwerfung allen gesellschaftlichen Lebens unters Kapital. So werden Produktion und Reproduktion deckungsgleich (»coextensive«; 1999a, 83), die inneren und äußeren Grenzen der bisherigen fest umrissenen Orte werden aufgelöst. Das mache lebendige Arbeitskraft omnipräsent und ermögliche, dass ein Wert neu und zwar von unten gesetzt wird. Da Bewertung eine Wertschätzung ausdrücke, diese aber

eine affektive Dimension hat, erklärt Negri den Affekt zur neuen Werts substanz. Indem er die seinerzeit angeblich realistische Sicht, Wert entstehe im kapitalistischen Produktionsprozess, Gebrauchswert aber außerhalb, Marx unterschiebt, folgt umstandslos, dass die Reproduktion der Ware Arbeitskraft der Bereich wird, den das Kapital im postmodernen Kapitalismus besetzen will. Die Kapitalbemühungen sind aber vergeblich, da der Gebrauchswert aufgehört hat, Träger des Werts zu sein. Der Faden ist durchschnitten. Da Gebrauchswert selbst unzerstörbar ist, können die vagabundierenden Produzenten durch einen Akt der Machtergreifung dem Kapital, das für die Produktion nutzlos geworden ist und ein ihr äußerliches Finanzsystem regiert, eben diese Produktion abnehmen, innovativ, grenzenlos, zukünftig. Für die Entgrenzung des Kapitalverhältnisses wird die Entwicklung der Produktivkräfte erwähnt als *Movens* für die finanzielle Globalisierung, »die intensiviert wird durch die technologischen Prozesse von Kybernetik und Kommunikation wie auch durch die Investition von immaterieller und wissenschaftlicher Arbeit« (1999a, 78). Die »Automatisierung industrieller Abläufe und die Informatisierung gesellschaftlicher Arbeit« (1998, 70f) ist dann Grundlage für die Entwicklung von »Massenintellektualität« der postfordistischen Arbeiter. Aber diejenigen, die an den alten Vorstellungen von Wert und Gebrauchswert und damit verbundener Produktionsarbeit hängen (erwähnt werden Philosophen, Politiker, Gewerkschafter) verstehen die Macht nicht, die vom Un-Ort (*non-place*) aus ergriffen werden kann, affektiv, von unten, sobald die Unteren der Dialektik entsagen – denn »selbst eine Dialektik von unten ist unfähig, eine radikale Erneuerung in den historischen Prozess zu bringen, die Explosion der Handlungsmächtigkeit (Affekt) in all ihrer Radikalität« (1999a, 85). Der Weg führt von einem konvertierten Spinoza<sup>3</sup> zu Nietzsche.

Die Methode der theoretischen Arbeit, durch die solcher Zauber möglich wird, ist zum einen eine höchst spekulative Begriffsverwendung, so wenn Affekt als tragender Begriff für die neue Arbeit (unter Berufung auf Spinoza) als Handlungsfähigkeit (*power to act*) gilt, dann über die Anbindung an die Arbeit der Hausfrauen und Mütter im Sinne von Gefühl figuriert, schließlich mit Nietzsche als Macht; oder wenn Gebrauchswert als »Substanz lebendiger Arbeit« essenzielle und feste Grundlage von Tauschwert und Berechnung wird, um dann über die Anbindung an Leben und Reproduktion eine andere Essenz zu werden, die wertsetzende Kraft (im ethisch-normativen Sinn) erhält, wobei der normative Wert unter der Hand den Platz des Tauschwertes einnimmt. Zugleich soll gelten, dass immaterielle Arbeit nicht messbar sei. Da aber an der Werttheorie die Revolutionstheorie hänge, müsse umgedacht werden: Produktion, Arbeitskosten und Arbeitsteilung gehorchen jetzt ausschließlich willkürlichem Befehl. Dagegen sei der Wert von unten zu setzen (1999a, 79). Negri nimmt die Frage der in der Werttheorie nicht eingeschlossenen Hausarbeit auf und verkündet, Wert sei also generell des Affektes entkleidet.

Negri behauptet das Ende der Dialektik, die er als Gefangenbleiben zwischen Gebrauchswert und Tauschwert im kapitalistischen Produktionsprozess begreift; doch er hat die Dialektik längst vorher aus dem marxischen Denken geworfen, indem er diesem einen essenzialistischen Gebrauchswert-Begriff unterschiebt, der dann als eine Art Lebendgepäck im Produktionsprozess zur Anwendung kommt und unverändert wieder austritt in die wertfreien Sphären von Reproduktion, Familie

usw. Der eigentliche Theoriebildungsprozess verdankt sich pseudokonkreter Abstraktion. Als Gedankenoriginal und Teil neuer »postmoderner« Entwicklung wird angeboten, dass Arbeitskraft mobil, austauschbar sei und materiell ebenso wie immateriell arbeite, was Negri mühelos bei Marx schon als für die Große Industrie charakteristisch hätte finden können; er setzt dies als eine Seite der Definition globalisierter kapitalistischer Ausbeutung, deren andere Seite die Verlagerung von Ausbeutung in die Subjekte selbst sei (1999a, 82f). Was bei Marx und später als Realisationsproblem der produzierten Waren hätte begriffen werden wollen, gerät zu einer »postmodernen Aufmerksamkeitsökonomie«, so wenn das Publikum von kommunikativen Dienstleistungen umworben werden muss, die seine Aufmerksamkeit erobern:

Indem sie die Aufmerksamkeit auf die Berechnung des ›Publikums‹ richtet, umschmeichelt, kontrolliert und befiehlt sie die Produktion von Subjektivität vor einem körperlosen Horizont. Arbeit (Aufmerksamkeit) ist hier subsumiert, des Werts (des Subjekts) entkleidet, das heißt des Affekts. (1999a, 79)

Negris Begriff der Aufmerksamkeit schwankt zwischen der Bestimmung, Arbeit oder wahlweise Ökonomie zu sein. – Die Theorie ist reich an Neologismen: neben den schon genannten der immateriellen Arbeit, der Selbstverwertung, der affektiven Arbeit, wird der »Un-Ort« erläutert und als »s-misurato« (zusammengefügt aus unmessbar und unermesslich als Überschreitung des Wertmaßes) verkündet. – An dieser Stelle kann nur erwähnt werden, dass der Wert auf ein Instrument monetärer Maße banalisiert wird, um sogleich als eine Art armythisches Wesen wieder aufzutauchen, das uns Macht verleiht.

Sicher verdankt dieser Diskurs seine Popularität unter den Erben der ›autonomen‹ Bewegung der Vorstellung von der umstandslosen Machtergreifung durch ein Proletariat, das in seiner Vertreibung aus den alten Industriezentren durch neo-liberales Kapital mit mikroelektronischer Produktionsweise erst recht allgegenwärtig geworden zu sein scheint, indem einfach Konsumtion und Kommunikation, ja ›Leben‹, unter dem Vorzeichen ›immateriell‹ mit Produktion ineins gesetzt werden. Wenn es nun heißt, »der gesellschaftliche Arbeiter ist ein immaterieller Arbeiter«, dann erhalten die Studenten imaginär einen privilegierten Raum:

Er ist es, weil er eine höhere Schulbildung besitzt, weil seine Arbeit und seine Anstrengungen im wesentlichen intellektuell sind, weil seine Tätigkeit kooperativ ist. Eine Produktion, die sich aus sprachlichen Aktivitäten zusammensetzt, steht nunmehr im Zentrum der Gesellschaft und ihrer Machtordnung.

So sieht Negri auch in den Studenten- und Schülerbewegungen »die ersten Äußerungen der Revolte der immateriellen Arbeit« (1996, 82). Kapitalismus scheint sich selbst zerstört zu haben – »muss die Warenproduktion ihre Machtlosigkeit gegenüber ihrem eigenen Produktionsprozess anerkennen [...] werden die Lebensstile in ihren kollektiven und kooperativen Formen nun zur Quelle von Innovation« (Lazzarato, 63).

### *Versuch, noch einmal bei Marx anzusetzen*

Das organisierte Durcheinander von wirklichen Phänomenen, Begriffsentlehnungen aus verschiedenen Denkschulen und Verkündung macht, dass die Kritik jeweils den

schwarzen Peter zugewiesen bekommt. Wer gegenüber Negri u. a. auf Begriffsklarheit und sorgfältiger Analyse beharrt, scheint die Phänomene nicht zu sehen, die doch kaum bezweifelbar sind – die radikalen Umbrüche in der Produktionsweise, die sich, je nach Standpunkt, als strukturelle Massenarbeitslosigkeit, als Verschiebung weg von den alten Produktionsstätten zu Dienstleistung oder als Verwandlung zahlreicher Tätigkeiten in Computerarbeit zeigen und eine neue Medienwelt und ein anderes Medienverhalten erzeugen. Die Prozesse dauern mindestens seit den 1970er Jahren; sie halten noch an. Die Not, sich in den Umbrüchen zurechtzufinden, fördert die Neigung, es in der Anstrengung des Denkens nicht zu ernst zu nehmen, sondern lieber hier und jetzt radikal zu tanzen.

Angesagt ist demgegenüber die unvoreingenommene Prüfung, was wir mit dem Begriff der immateriellen Arbeit gewinnen, was wir verlieren und welche Strategie der Begriffsvorschlag enthalten kann:

1. Die Hervorhebung des Immateriellen enthält den Gegensatz zum Materiellen.
2. Diese Unterscheidung positioniert auch die Arbeitenden in eine Restgruppe von materiell Arbeitenden, die angesichts der Immaterialität der Gesamtarbeit vernachlässigbar sind, und eine grenzenlose Mehrheit. Die Arbeiterklasse wird in einem entmächtigt und omnipräsent.
3. Das Wertgesetz verflüchtigt sich wie die Restgruppe der ›alten Arbeit‹.
4. Die Bezeichnung immateriell hebt das Unstoffliche an allen Tätigkeiten auf eine Weise hervor, dass die bisherigen Unterschiede in den Tätigkeiten – ob ich singe, ein Haus baue oder denke – zugunsten der Dominanz ihres Gedacht- oder Gefühlseins verschwinden.
5. Neben einer erheblichen Mystifizierung verspricht diese Fassung, die vielen insbesondere von Frauen in Nicht-Lohnarbeit verrichteten Tätigkeiten in den Arbeitsbegriff einzuschreiben. Freilich verlieren sie zugleich mit ihrer Erhöhung ihre Materialität – so dass im Extrem selbst Gebären, eine höchst materielle Schwerarbeit, noch als affektive Arbeit behauptet wird (vgl. dazu Hardt 1999, 96ff). – Zudem wird der Begriff, der jetzt die Praxen der Frauen in der menschlichen Reproduktion auf eine Stufe stellt mit Tätigkeiten im Konsumbereich, mit solchen der Produzenten von Software, von Theorie, von Schein auf eine Weise allgemein, dass ganz unverständlich wird, wieso nun gerade die materiellen Produzenten aus dieser umfassenden Zählung ausgeschlossen sein müssen.

Versuchen wir mit Marx die Fragen noch einmal anzugehen. Bei den frühen Marx und Engels (*Deutsche Ideologie*) finden wir den Begriff der materiellen Arbeit im Gegensatz zur geistigen: »Die Teilung der Arbeit wird erst wirklich Teilung von dem Augenblicke an, wo eine Teilung der materiellen und geistigen Arbeit eintritt.« (MEW 3, 31) Materielle Arbeit als zu unterscheidende von geistiger tritt also auf als Bestimmung von Arbeitsteilung. Diese interessiert einerseits als Movens von Entwicklung, andererseits als Dimension von Herrschaft. »Mit der Teilung der Arbeit, [...] ist zugleich auch die Verteilung, und zwar die ungleiche, [...] gegeben, also das Eigentum, das in der Familie, wo die Frau und die Kinder die Sklaven des Mannes sind, schon [...] seine erste Form hat.« (32) Der Zusammenhang von Eigentum und Geschlechterverhältnissen liefert also den Rahmen, in dem die Abtrennung geistiger Arbeit von der materiellen als Herrschafts-, später als Klassenteilung lesbar

wird. Diese Möglichkeiten sind in der negrischen Begriffsanordnung durch eine illusionäre Setzung zugleich ausgehebelt als auch angeeignet. Indem die immaterielle Arbeit allgemein wird, ist dem Kapital, das sich der materiellen bemächtigt hatte, der Boden entzogen; Herrschaft scheint gestürzt oder schon von den Arbeitenden übernommen. Aber, so mag man einwenden, Negri hat ja einen Begriff gefunden, der es ihm erlauben soll, die unzähligen, mit der Mikroelektronik verbundenen Umbrüche in der Produktion bzw. die radikale Veränderung, die in die Art der Tätigkeiten gekommen sind, zusammenfassend zu benennen. Marx und Engels gehen sehr früh in der Geschichte der industriellen Arbeit, weit mehr als 100 Jahre vor Negris Einsatz, davon aus, dass die Positionierung der Arbeitenden und vor allem auch ihr Bezug zur Materie von Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel sich durch die Entwicklung der Produktivkräfte umwälzt (vgl. MEW 3, 22). Sie geben auch die Richtung an: der Mensch tritt neben den Produktionsprozess, wird sein Regulator, statt sein Hauptagent zu sein. Sowenig Negri seinen Begriff der immateriellen Arbeit an die Teilung der Arbeit knüpft, sowenig zielt er auf die marxische Perspektive: die Aufhebung der Teilung der Arbeit in der Gemeinschaft (74). Sein Zugriff will eine Dimension in der Entwicklung der Produktivkräfte verbinden mit einem Abschied von Arbeit im herkömmlichen Sinn und damit alle Gesellschaftsmitglieder als potenziell revolutionäre Akteure umreißen. Die von Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie* formulierte »Aufhebung der Arbeit« (77) als Existenzbedingung von Gesellschaft und der Einzelnen, scheint damit durch den kapitalistischen Produktionsprozess und die Arbeitskämpfe selbst vollzogen.

Im *Kapital* geht es genauer um arbeitsteilige Besorgung im gesellschaftlichen Produktionsprozess und um die antagonistische Stellung der Kopfarbeit gegen die Handarbeit zur Kontrolle des Arbeiters als »Verwertungsmittel des Kapitals« (vgl. MEW 23, 531f; dazu PAQ 1987, 36ff). Diese Richtung wird von Gramsci in seiner Analyse der Intellektuellen weitergetrieben. Auf schwindlig machende Weise greift Negri diesen Zusammenhang auf und installiert ihn zugleich durch eine Art Aushebelung wieder, wenn er die idealistische Entgegensetzung von Innen und Außen als Bestandteil von Marx' Analyse verkündet, um sie dann als durch sich und die Entwicklung des Kapitalismus überwunden zu behaupten – und mit ihr die Dialektik (vgl. oben).

#### *Wenn die Weberschiffchen selber webten (Aristoteles) – Automationsarbeit und immaterielle Arbeit*

Die Entgegensetzung von materieller und geistiger Arbeit hat in der Geschichte der Arbeitsforschung und in der des Marxismus über Jahrzehnte die Theoretisierung von Arbeit bestimmt. Dieser Umstand liefert eine legitimierende Auftreffstruktur für den Begriff der immateriellen Arbeit – nach einem Salto. Umgekehrt hat eben diese Entgegensetzung von Kopf und Hand wie eine Art Barriere gegen das Begreifen der Veränderungen durch Mikroelektronik, also der Automationsarbeit, gewirkt. Statt davon auszugehen, dass jede Arbeitstätigkeit »geistige« Dimensionen enthält, da keiner ohne Anstrengung des Kopfes selbstbewusst tätig sein kann, jeder Arbeitsvollzug also zugleich Kopf und Hand braucht und also zu untersuchen ist,

wie die einzelnen Regulationsebenen der Tätigkeit zueinander geordnet sind, und wie das Zueinander der Ebenen stets ungeordnet wird, unterstellte der einfache Gegensatz von geistiger und materieller Arbeit als Spezialität unterschiedlicher Personen zudem, dass Herrschaft auch eine Arbeit ist, die gemacht werden muss. Der Irrtum in der Analyse von Arbeit verlängerte sich in einen des Denkens von Befreiung und befreiter Gesellschaft, die in einer Besetzung der Kontrollpositionen zu bestehen schien, also darin, dass sich die Arbeitenden ihren eigenen Arbeitsprozess kontrollierend aneignen. Eine Metapher für diesen Kurzschluss war das »sozialistische Fließband«. Der Kampf um die Emanzipation der Arbeit wurde verstellt durch das aus früh-fordistischen Zeiten stammende Bild des erfindenden, befehlenden, starken Unternehmer-Ingenieurs. Dagegen ist als Spezifikum der Automation zu erkennen, dass die Arbeitenden zunehmend ihre eigenen Tätigkeiten planen, koordinieren, kooperieren, selbstbestimmt organisieren und gleichwohl entfremdet, d.h. unter Imperativen des Profitmachens arbeiten. Das Projekt Automation und Qualifikation brachte diesen Widerspruch auf den Begriff »Lohnarbeiter als Eigentümer«, der in den Zeiten neoliberaler Umwälzung immer aktueller wird. Auszugehen ist von einem widersprüchlichen Verhältnis von Gebrauchswertproduktion und formationsspezifischer Unterwerfung, in der eine ebenso widersprüchliche Entwicklung zunehmender Intellektualisierung von Produktion stattfindet. Die vormals sinnlich erfahrbaren Prozesse müssen gedacht werden und finden sich wieder in einer Virtualität, die andere Sinne beansprucht. Andere Formen von Arbeitsteilung und Kommunikation werden notwendig, die man pauschal gesprochen als Abbau von Hierarchien und als Qualifizierungsdruck auf alle bezeichnen kann.

Die vorsichtige Redeweise soll zeigen: eine umstandslose polarisierende Zuordnung, wie sie im Begriff der immateriellen Arbeit nahegelegt ist, verstellt innerhalb der Produktionsprozesse den Blick auf die widersprüchlichen Verschiebungen; der Vorteil, dass er dafür alle Tätigkeiten im Symbolischen, im Kommunikativen, im Affektiven unter sich vereinigen kann, ist implizit eine Aufforderung, überhaupt vom Produktionsgeschehen und den Klassenverhältnissen abzusehen, als hätten sie sich mit den Veränderungen durch Mikroelektronik entmaterialisiert.

Dem entspricht die Verabschiedung des Wertgesetzes, die es auf der einen Seite erlaubt, alle möglichen Arbeitsarten in Gesellschaft lediglich von ihrer stofflichen Seite her zu fassen und zwar paradoxerweise dort, wo sie »immateriell« zu sein scheinen, andererseits die auf diese Weise verloren gegangene gesellschaftliche Organisation von Arbeit, die kapitalistische, gleichsam als inexistent zu behaupten. Dabei greift die Frage nach dem Wert ein reales Problem auf, das sich mit der durch die Produktivkraftentwicklung schnell wachsenden Produktivität von Arbeit stellt. Wie kann eine Wirtschaftsweise, die auf der Grundlage des Tauscherts funktioniert, aufrechterhalten werden, wenn dieser, der auf der investierten und ausgebeuteten lebendigen Arbeit beruht, durch die kapitalistische Entwicklung selbst bezogen aufs einzelne Produkt immer geringer wird? Der Kurzschluss, lebendige Arbeit im Produktionsprozess sei mit Durchsetzung von Automation verschwunden, ist nicht nur kontrafaktisch. Ein kurzer Blick in die Wachstumsbranchen, auch was die Anzahl der Beschäftigten angeht, zeigt, dass dies die Computerindustrien und ihre Anwendungsbereiche sind. Darüber hinaus aber verstellt die Rede vom Verschwinden des Werts den Blick auf die Brüche und Krisen, die durch die proportionale



Abnahme des Wertanteils pro Produkt das gesellschaftliche Szenario bestimmen und als ein Zeugnis des in einen Strudel geratenen Wertes gelesen werden können. Schließlich gibt es nicht nur immer mehr Kriege, die die Nachfrage nach Rüstung auf dem Globus hochhalten, wir erleben auch eine immer schneller und immer gigantischer vollzogene Fusionierung transnationaler Kapitale, die die Absatz- und die Arbeitsmärkte nach den günstigsten Verwertungsbedingungen usurpieren. Zugleich erfahren wir die zunehmende Schlüsselstellung technologisch genutzter Wissenschaft in der Produktion. Dabei wird gesellschaftliches Wissen als Wissenskapital unter Verschluss gehalten oder als Lizenzware verkauft. Eine wachsende Schar von Hacker-Spezialisten betreibt derweil eine neue Form von ›Einbruch‹ in private Netzwerke. Im Innenverhältnis der Betriebe vollziehen sich Veränderungen der Arbeitsprozesse und ihrer Subjekte. Die Operaisten beschreiben sie als Eingriffe in die Subjektivität der Arbeitenden. Sie imaginieren das gesellschaftliche Wissen jedoch als eine Art befreiten Besitzes der Produzenten und aller übrigen Gesellschaftsmitglieder und übersehen, dass die Intellektualisierung der Arbeit nicht einfach die Messbarkeit und damit das Wertgesetz stört, sondern wiederum intellektuell unterstützte neue Techniken des Managements hervorgebracht hat, das höchst materiell die Intellektualität der Automationsarbeiter zum Firmenwohl an die Arbeit setzt.

Als Perspektive sehen wir die Herausbildung von Arbeitseleiten, während das Gesamtheer der Arbeitenden weniger wird und aufgefordert ist, sich »selbsttätig« auf andere gesellschaftliche Bereiche zu verteilen. Es ist die Zeit, in der für die Menge der nicht mehr im kapitalistisch betriebenen Produktionsprozess Gebrauchten endlich als Befriedung von oben verkündet wird, wofür mehr als 100 Jahre die Arbeiterbewegung stritt: Arbeit sollte nicht bloß die Kräfte verausgabend erschöpfen, sondern selbst zur Entwicklung von Fähigkeiten beitragen; sie sollte kreativ sein, selbstbestimmt, abwechslungsreich und sinnvoll. Unter diesen Versprechungen werden Arbeitsbiografien vermittelt, die die Krise einer weiterhin kapitalistisch, d.h. nach Wachstum und Profit geregelten Gesellschaft bei rasanter Produktivkraftentwicklung unter Mitwirkung ihrer Mitglieder lösen will, ohne diese wirklich zu beteiligen. Als Perspektive taucht eine Gesellschaft auf, die anstelle der bisherigen Klassen folgendes Muster hat: die herrschende Klasse wird noch immer mächtiger und reicher, während die Arbeitseleiten in der Lohnarbeit, was Einkommen, Reichtum und Bewegungsfreiheit angeht, als eine Art Unterschicht innerhalb der herrschenden Klasse erscheinen; daneben tritt eine konsumistische, auf Sozialhilfeniveau gehaltene Spielgesellschaft, die in größtmöglicher ›Freiheit und Verantwortung‹ ihren partiellen Ausschluss selbst betreibt. Alle drei – die herrschende Klasse, die Arbeitseleiten und die Spielgesellschaft leben dabei noch auf Kosten einer immer schärfer ausgebeuteten Dritten Welt, deren abschreckendes Schicksal dazu führt, dass die in den industrialisierten Ländern angebotenen bescheidenen Biografien angstbesetzt ergriffen werden.

In diesem Ambiente kann der Ruf an die immateriellen Arbeiter der Welt einerseits als Stimme an die Hacker und die kleineren Computerarbeiter gehört werden, die nicht zur Arbeitseleite gehören, sondern prekäre Zuarbeiter sind – es sind viele, obwohl natürlich auch die Arbeitseleite als immateriell arbeitend von den Operaisten gedacht sein muss. Durch die Vagheit des Bezugs kann er auch für Frauen in

Reproduktionsarbeit, für vielfältige Angehörige im Dienstleistungsbereich gelten. All diese Gruppen und Schichten aus unterschiedlichen Klassen durch die Anrufung als ›immaterielle ArbeiterInnen‹ zusammenzuschmieden, baut auf die modische Magie, den Diskurs als ›Wirklichkeit‹ zu setzen. Was dabei herauskommt, gleicht allemal des Kaisers neuen Kleidern.

### Anmerkungen

- 1 Die Zitate aus Negris ›Value and Affect‹ sind von mir aus dem Englischen übersetzt.
- 2 Die Unterscheidungen zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit sowie zwischen Produktion und Reproduktion sind »endgültig bedeutungslos«, formuliert er schon 1977 (zit. n. Negri/Hardt 1997, 14), fordert aber wenige Seiten später, dass die Analyse sich »auf die Zusammensetzung der gesellschaftlichen Arbeit, auf ihre Äußerungen als produktive oder unproduktive bzw. direkt oder indirekt unproduktive Arbeit [...] konzentriert« (49).
- 3 Spinozas Zentralbegriff in der *Ethik* ist *potentia agendi*, was sich mit »Handlungsfähigkeit« übersetzen lässt; ihre Steigerung affiziert uns mit Lust (Freude), ihre Schwächung mit Unlust (Trauer). Daraus, dass Handlungsfähigkeit affektiv relevant ist, macht Negri umgekehrt, dass Affekt=Handlungsfähigkeit. Die Übersetzung der *potentia* mit »Macht« realisiert in der Illusion die Losung des Pariser Mai von 1968: *la fantasia au pouvoir!* (WFH)

### Literatur

- Alzheimer, Georg W. (Pseudonym für Erich Wulff), 1968: *Vietnamesische Lehrjahre*, Frankfurt/M
- Hardt, Michael, 1999: »Affective Labor«, in: *Boundary 2*, Nr. 26, 89-100
- Haug, Wolfgang Fritz, 1971: *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt/M
- Lazzarato, Maurizio, 1998: »Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus«, in: Negri u.a. 1998, 39-52
- Negri, Antonio, 1996a: »Die Wiederaneignung des öffentlichen Raumes«, in: *Die Beute*, Nr. 12, H. 4, 80-90
- ders., 1996b: »Verlangt das Unmögliche, mit weniger geben wir uns nicht zufrieden«, Interview (Paschutan Buzari u. Thomas Atzert), in: *Die Beute*, H. 4, 92-108
- ders.: »Elend der Gegenwart – Reichtum des Möglichen«, dt. v. Thomas Atzert u. Hans-Peter Krebs, in: *Die Beute*, Neue Folge, Nr. 2, 1998b, 170-80 – frz. in: *Futur Antérieur*, Nr. 43
- ders., 1999a: »Value and Affect«, in: *Boundary 2*, Nr. 26, 77-88
- ders., 1999b: »The Specter's Smile«, in: M. Sprinker (Hg.), *Ghostly Demarcations. A Symposium on Jacques Derrida's »Specters of Marx«*, London-New York, 5-16
- ders., und Michael Hardt, 1997: *Die Arbeit des Dionysos. Materialistische Staatskritik in der Postmoderne*, Berlin-Amsterdam
- ders., Maurizio Lazzarato und Paolo Virno, 1998: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, Berlin
- PAQ (Projekt Automation und Qualifikation), 1987: *Widersprüche der Automationsarbeit*, Berlin/W-Hamburg
- Revelli, Marco, 1997: »Vom Fordismus zum Toyotismus. Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialmodell im Übergang«, Suppl. zu *Sozialismus*, 24. Jg., Nr. 4
- U., R., 1994: »La nuova centralità del lavoro«, in: *Riff Raff*, April, 53-63
- Wulff, Erich, 1995: *Wahnsinnslogik*, Bonn

## Immaterielle Arbeit – die neue Dominante in der Wertschöpfungskette

Immaterielle Arbeit, Wissensarbeit, mentale Arbeit bekommt in der Arbeits- und Berufsforschung, in den Trendanalysen zur Zukunft der Erwerbsarbeit und in den linken Diskursen über Möglichkeiten widerständigen Handelns mehr und mehr Aufmerksamkeit (z.B. IAB, Reich 1993, Rifkin 1995, Möller/Peters 1999). Mit dem Begriff wird ein wesentlicher Teil des neuen Arbeitens in Verbindung mit den neuen Informations- und Kommunikationstechniken (IuK-Techniken) unter Bedingungen neoliberalen Wirtschaftens gefasst. Die Aufmerksamkeit, die dem Begriff zukommt, signalisiert die grundlegende Veränderung kapitalistischen Wirtschaftens hin zum postmodernen Kapitalismus. Boutang schreibt:

[Im] Unterschied zum Fordismus, wo die Großindustrie und die Massenarbeiter das Nervenzentrum des Systems sind und die Gesellschaft ein Moment der Kontrolle der Arbeiterklasse wird, erweist sich im postmodernen Kapitalismus die Wissenschaft, die immer stärker intellektualisierte abstrakte abhängige Arbeit, als die grundlegende Produktivkraft. (Boutang 1998)

Boutang benennt drei Kennzeichen, die den Bruch mit dem bisherigen Wirtschaften markieren:

1. Die Quelle des Reichtums verlagert sich auf konzeptionelle Tätigkeiten.
2. Der hinzugefügte Wert wird vor allem durch Transaktionen aller Art, insbesondere aus den Bereichen Kommunikation und Distribution, erzeugt.
3. Die Hierarchie der Aktiva kehrt sich um, die bestimmenden sind nunmehr immateriell (Kenntnisse, Fertigkeiten im Umgang mit Informationen, Kultur). (13,14)

Im folgenden wird versucht, immaterielle Arbeit genauer zu fassen, und zwar in Hinblick auf dominante Tätigkeitsfelder, auf die Art und Weise, wie dort Arbeit organisiert wird, auf die erforderlichen neuen Qualifikationen und ihre Auswirkungen sowohl auf ihre individuelle Lebensführung als auch auf ein kollektives Selbstverständnis. Abschließend einige Überlegungen dazu, wie und wo sich in diesem postmodernen Kapitalismus Widerstand bündeln kann.

Meine zentrale These: Über immaterielle Erwerbsarbeit vereinnahmt der Auftraggeber in erhöhtem Maße unbezahlte Arbeit. Er vereinnahmt nicht nur die Arbeitskraft, sondern weithin auch das Privatleben der Arbeitenden und derer, die mit ihnen zusammen leben.

### *Veränderungen in den Tätigkeitsfeldern*

Immaterielle Arbeit ist Dienstleistungsarbeit, aber nicht alle Dienstleistungsarbeit ist immaterielle Arbeit bzw. ihr Anteil an Dienstleistungen ist unterschiedlich. Eine personenbezogene Dienstleistung (z.B. Altenpflege) hat in ihrem bezahlten Teil nur geringe Anteile von immaterieller Arbeit, während die Produktion einer Werbung eine hauptsächlich immaterielle Tätigkeit ist.

Immaterielle Arbeit dient in der global agierenden kapitalistischen Wirtschaft der Realisierung des Mehrwerts. Sie schafft Wert, verstanden als gesellschaftliches Verhältnis, und sie schafft Mehrwert besonders wenn sie als unbezahlte Arbeit in den Verwertungsprozess eingeht. Und das geschieht heute gerade bei der immateriellen Arbeit in verstärktem Maße. Sie ist für das Kapital notwendige Arbeit, um die Ware oder Dienstleistung produzieren und verkaufen zu können. Sie soll die Zirkulation beschleunigen, Transportkosten vermindern, ein Kaufklima herstellen und nicht zuletzt die materiellen Ressourcen sichern helfen. Solche Arbeit hat es immer schon gegeben. Neu ist unter neoliberalen Wirtschaftsbedingungen, dass ihr Anteil innerhalb der Wertschöpfungskette in den hoch industrialisierten Ländern in Hinblick auf Umfang und Kosten zugenommen hat. Ob dies auch für die Weltökonomie insgesamt gilt, ist noch nicht geklärt. Branchenspezifische Untersuchungen auf nationaler und internationaler Ebene zu den Veränderungen des Verhältnisses von Produktionskosten und Vertriebskosten im weiten Sinne fehlen bisher.

Immaterielle Arbeit ist zielgerichtetes Entwickeln und problemorientiertes Zerschneiden von Information, Kommunikation, Medien und Wissen und ihr geschicktes alltägliches ›handling‹. Sie wird zunehmend benötigt zur Optimierung der inner- und zwischenbetrieblichen Arbeitsorganisation (Minimierung von Transaktionskosten) sowie zur Optimierung des Verkaufsumfeldes. Sie wird in zwei unterschiedlichen Formen produziert: als Informations- und Kommunikationsarbeit zur Vermarktung von Waren und Diensten und als Imagearbeit, mit der ein ideologisch-kulturelles Milieu rund um die Waren und Dienste unter Einbeziehung des Kunden hergestellt wird.

Immaterielle Arbeit ist zum Teil direkt eingebunden in die materielle Produktion, z.B. in Steuerungsprozesse. Das Wachstumspotenzial immaterieller Arbeit beruht jedoch darauf, dass diese Tätigkeiten ortsungebunden sind und ausgelagert werden können. Das wiederum haben die neuen IuK-Techniken ermöglicht. Es lassen sich also das Management des Verwertungsprozesses und die eigentliche Produktionsarbeit von einander trennen, was die Profite erhöht hat. So hat sich in den Industrieländern in den vergangenen Jahren die Zahl der Beschäftigten in der Produktion deutlich verringert und wird weiter schrumpfen. Dostal/Reinberg vom IAB prognostizieren: Der Anteil der produktionsorientierten Tätigkeiten geht zwischen 1995 (30,7%) und 2010 (24,0%) um 6,7%-Punkte zurück. Von diesen Veränderungen sind ca. 2,5 Millionen Erwerbstätige betroffen. Dagegen steigt in der gleichen Zeitspanne die Anzahl der Erwerbstätigen in den Bereichen Forschen, Entwickeln, Organisation, Management, Betreuen, Beraten, Lehren, Publizieren u.ä. um 5,3%-Punkte (IAB-Kurzbericht Nr. 10 v. 27.8.99).

Arbeitsteilige Massenproduktion, Fließbandarbeit und sonstige Tätigkeiten für un- und angelernte Arbeitskräfte werden in osteuropäische Billiglohnländer, in die Entwicklungsländer und Schwellenländer und dort wiederum gerne in die berichtigten freien Produktionszonen (z.B. die Maquiladoras) mit extrem niedrigen Frauenlöhnen ausgelagert, weil solche kostengünstige Produktion von hiesigen Industriearbeitern und -arbeiterinnen nicht mehr (bzw. noch nicht wieder) zu haben ist.

Die Tätigkeitsfelder von entmaterialisierter Arbeit reichen von einfachen, stets kontrollierten Zuarbeiten bis hin zu hochqualifizierten Beratungs- und Manage-

menttätigkeiten. Dabei sind die Anteile von immaterieller Arbeit in den einzelnen Arbeitsvollzügen unterschiedlich. Robert Reich, der frühere Arbeitsminister von Clinton, unterteilt die seiner Meinung nach wichtigsten Tätigkeitsfelder der Zukunft in:

– Routinemäßige Produktionsdienste: »Die Fußsoldaten der Informationswirtschaft sind Horden von Datenbankverarbeitern, die ›in Hinterzimmern‹ an weltweit mit Datenbanken verbundenen Computer-Terminals sitzen, Daten eingeben und sich ausgeben lassen.« (Reich 1993, 195) Der Arbeitsgegenstand der ListenschreiberInnen ist immateriell, ihre Arbeit monoton und das Tempo wiederum von Computern kontrolliert, ähnlich der früheren Fließbandarbeit in der Produktion.

– Kundenbezogene Dienste: Die Leistungen werden »von Person zu Person erbracht« (197), also im Unterschied zu den Produktionsdiensten nicht weltweit vermarktet. Es sind dies z.B. Verkäuferinnen, Hotelangestellte, Krankenschwestern, Taxifahrer, Makler, Wachpersonal. Der immaterielle Anteil ihrer Arbeit ist relativ gering. Sie brauchen eine gepflegte äußere Erscheinung, Freundlichkeit und müssen es verstehen, wie Reich schreibt, »andere in einen Zustand der Zufriedenheit und Entspannung zu versetzen« (197), weshalb viele solcher Stellen mit Frauen besetzt sind.

– Symbolanalytische Dienste: »Symbolanalytiker lösen, identifizieren und vermitteln Probleme, indem sie Symbole manipulieren.« (199) Die Werkzeuge ihrer Manipulationen sind ihr Wissen und ihre Erfahrungen, sind mathematische Algorithmen, juristische Argumente, Finanztricks, wissenschaftliche Regeln, psychologische Kenntnisse, Induktions- und Deduktionsgefüge oder sonstige Techniken des Umgangs mit Begriffen und Symbolen (199). Rifkin nennt sie auch die »Wissensarbeiter« (140). Reich zählt einige typische Berufe auf: Forscher, PR-Manager, Anwälte, Baulanderschließer, Ingenieure für Design, Berater für Management, Finanzen, Steuern, Spezialisten für Information und Führungskräfte, für betriebliche Entwicklung, strategische Planung, Personalvermittlung, Kostenanalysen, Werbemanager, Journalisten und andere Medienspezialisten, Universitätsprofessoren. Sicher nicht zufällig wurde hier vom Autor (oder war's der Übersetzer) jeweils die männliche Form gewählt. Reich schätzt, dass 1990 ca. 20% der amerikanischen Erwerbstätigen Symbolanalytiker sind (201). Die Arbeit dieser Berufsgruppen ist im umfassenden Sinne immaterielle Arbeit. Sie wird, wie die Produktionsdienste, weltweit vermarktet, aber nicht zu Niedrigtlöhnen, sondern zu Höchstpreisen. Symbolanalytiker verdienten 1989 mehr als die übrigen vier Fünftel der Bevölkerung zusammen (291). Die satten Gewinnmöglichkeiten bringen z. B. einen ›verschlankten‹ Baukonzern dazu, kaum noch eigene Bauarbeiter zu haben, sondern seine Aktivitäten auf die Akquisition von Aufträgen (dazu gehören: Landschafterschließung, Akzeptanz des Vorhabens herstellen, Patentankäufe, Subventions- und Kreditbeschaffung, Vertragsgestaltungen) zu konzentrieren, auf das Management und Controlling von Bauleistungen, die Abrechnungen (Generalunternehmer) bis hin zur Vermarktung des Objekts.

Inzwischen gehen die Neu- und Umstrukturierungen weiter – angetrieben vom *shareholder-value*-Prinzip und dem augenblicklichen Fusionsfieber. Gerade bei den kundenbezogenen Diensten werden m.E. die Grenzen zu den symbolanalytischen Diensten immer fließender. Das deutlichste Unterscheidungskriterium

ist die Bezahlung. Die Sachbearbeiterin in einer Bank, die die weniger attraktiven Kunden berät, braucht sowohl soziale Kompetenz für Kundenbetreuung und innerbetriebliche Teamarbeit, als auch Wissen und Erfahrung im Umgang mit dem weltweiten Informationsnetz des Geldmarktes. Ihr Einkommen ist mittelmäßig, entsprechend dem weniger Gewinn abwerfenden Tätigkeitsfeld. Sie muss Angst haben, Opfer der nächsten Rationalisierung zu werden. Oder die Arbeit in einem Call-Center an der Schnittstelle zwischen Konsumenten und Unternehmen, ein Tätigkeitsfeld mit hohen Zuwachsraten. Hier wird typische kundenbezogene Arbeit geleistet und gleichzeitig weltweit agiert. Den Kunden in wenigen Minuten am Telefon z.B. zu Aufträgen zu animieren, bedeutet emotionale Schwerstarbeit. Ohne Empathie gelingt das »Lächeln mit der Stimme« (Herden 1999) nicht. Der Stundenlohn ist in Call-Centern mager, die Fluktuation hoch.

Die Anzahl der Personen, die zur Zeit in kundenbezogenen Diensten erwerbstätig sind, ist deutlich höher als die der hochqualifizierten Symbolanalytiker. Solche gewinnschwachen Tätigkeitsfelder sind allerdings am ehesten von Rationalisierung und Automatisierung bedroht, insbesondere dort, wo es sich um Informationsaufbereitung und -weitergabe handelt.

### *Die neu geforderten Qualifikationen*

Die Qualifikationsanforderungen an das Fußvolk der Informations- und Wissensgesellschaft gleichen noch am meisten den uns seit den zwanziger Jahren bekannten Anforderungen an die stark arbeitsteilige Fließbandarbeit: Fleiß, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Disziplin, Leistungsbereitschaft. Heute wird bei den routinemäßigen Produktionsdiensten keine Muskelkraft mehr benötigt, dafür aber eine extreme nervliche und psychische Belastbarkeit. Die Arbeitskontrolle und zum Teil auch die Vorgabe des Arbeitstempos hat sich vom Meister auf den Computer verlagert. Jede Arbeitskraft – und dies sind zumeist Frauen – ist einzeln dieser Kontrolle unterworfen. Außer der Handhabung eines Computers wird kein besonderes Wissen und Können abgefordert, auch keine Teamarbeit. Lange Arbeitszeiten, geringer Lohn, hohes Erwerbslosensrisiko und wenig Solidarität werden aus den weltweiten, meist kleinen Dienstleistungszentren gemeldet (Wichterich 1998, 1999).

Alle übrigen immateriellen Dienstleistungstätigkeiten erfordern, im Unterschied zu den produktionsbezogenen Diensten, von den Erwerbstätigen vielfältige intellektuelle, affektiv-emotionale und techno-wissenschaftliche Qualifikationen. Das sind im Wesentlichen:

– Betriebsspezifisches Wissen und Erfahrung im Umgang mit Informationen. Sie werden als selbstverständlich vorausgesetzt. Um als Beschäftigter oder Selbständiger auf aktuellem Stand zu bleiben, ist deshalb permanente Weiterbildung angesagt – inzwischen mehrheitlich aus der eigenen Tasche zu bezahlen –, denn fachspezifisches Wissen hat heute durchweg eine Halbwertszeit von 1-2 Jahren, das Wissen über IuK-Techniken sogar noch weniger.

– Soziale Kompetenz. Diese Qualifikation ist in Verbindung mit den neuen Formen der Arbeitsorganisation ganz wichtig geworden. Frauen haben in ihren vielfältigen Arbeitsfeldern in den Büros und zu Hause soziale Kompetenz entwickelt; Männer sind dabei, sie in Management-Kursen zu trainieren. Gefordert werden

selbständiges und verantwortliches Handeln, Selbstsicherheit, Ausdrucksfähigkeit, Reflexivität gegenüber dem eigenen Handeln und den Prozessen in der Arbeitsgruppe sowie Teamfähigkeit, genauer: ein Kooperationsverständnis, das den Gruppenzielen dient.

– Kommunikationsfähigkeit. Die Arbeitskraft muss sowohl die horizontale als auch die vertikale Kommunikation und den Umgang mit Sprache und Symbolen, und dies mehrheitlich in Verbindung mit den modernen Medien beherrschen.

– Flexibilität. Mit diesem Wort des Jahres wird unterschiedliches transportiert. Es ist sowohl der zeitlich flexible Arbeitseinsatz gemeint, als auch die Bereitschaft zur örtlichen Mobilität und die Bereitschaft zum Wechsel der Arbeitsinhalte. Gebraucht wird die allseits entgrenzt verfügbare Arbeitskraft.

– Identifikation mit dem Unternehmensziel. Hatte früher der Industriearbeiter ein Bewusstsein davon, dass er seine Arbeitskraft an das Unternehmen verkaufen musste, aber eben nur die Arbeitskraft und die dazu gehörende berufliche Basisqualifikation, während er die Vereinnahmung der anderen Persönlichkeitsanteile verweigern konnte, so ist er heute als sein eigener »Arbeitskraftunternehmer« (Voß 1998, 477f) täglich neu gefordert, sich ständig neue Basisqualifikationen anzueignen und sich nicht nur verstandesmäßig, sondern auch emotional auf das Unternehmen einzulassen. Er muss Herstellung, Kundenkontakt und Verkauf zu seinem eigenen Handeln machen. Das »Lächeln mit der Stimme«, die Ästhetik der Ware zu verkaufen, ihren Äquivalentwert (Baudrillard 1991) im Netzwerk der Warenkultur darzustellen, erfordert eine Ausstrahlung und Empathie, die man abends am Werktor nicht wieder ablegen kann. Sie soll aber auch nicht abgelegt werden, weil die Kundenarbeit ja in das Alltagsleben einbezogen werden soll. Diese Qualifikation ist Teil der geforderten Fähigkeit zur *corporate identity* mit den Firmenleitbildern. Interessengegensätze zwischen Kapital und Arbeit verschwinden hinter der Haltung: Meine Erwerbsarbeit ist mein Leben.

### *Auswirkungen von immaterieller Arbeit auf die Arbeitenden*

Von denen, die in den routinemäßigen Produktionsdiensten Zuarbeiten leisten, werden außer schnellem und präzisiertem Bedienen des Computers oder anderer Medien ein zeitlich flexibler Arbeitseinsatz erwartet, d.h. einerseits Mehrarbeit wenn der Arbeitgeber es für nötig befindet, andererseits unbezahlte Leerzeiten. Die gezahlten Löhne sind oft nicht existenzsichernd, das »Freisetzungsrisiko« ist hoch. *Corporate identity* wird hierbei kaum eingefordert. Die Herausforderungen des Lebens an der Armutsgrenze und der zeitlich flexible Arbeitseinsatz beherrschen den Alltag.

Auch bei den kundenbezogenen Diensten ist die flexible Dienstbereitschaft charakteristisch. Geringe Personalschlüssel in Krankenhäusern und Altenpflegeheimen, verlängerte Ladenöffnungszeiten und ähnliche kostenminimierende Maßnahmen bringen den dort Beschäftigten eine deutliche Arbeitsverdichtung und -intensivierung. Neue technische Hilfsmittel und Überwachungsgeräte müssen in ihren Funktionen verstanden und bedient werden können. Obgleich solche Geräte theoretisch die persönliche Betreuungszeit für die zu Pflegenden vergrößern könnten, geschieht dies de facto nicht, weil Zeitgewinne gegen Personal eingetauscht

werden. Eine Nachtschwester, die 33 Patienten, davon 12 frisch Operierte zu betreuen hat, hat kaum noch Gelegenheit für ein persönliches Wort.

Im Beratungs-, Aus- und Weiterbildungsbereich nimmt das kommunikative mit- und voneinander Lernen in einigen Bereichen ab zugunsten von individuell zu nutzender entsprechender Computersoftware. Solche Lernprogramme schaffen dem Einzelnen allerdings die Möglichkeit, nicht nur seine Privatzeiten, sondern auch seine Lernzeiten den flexibilisierten Arbeitszeiten anzupassen. In Lerngruppen spielt die visualisierte Stoffvermittlung eine immer größere Rolle. Die mediengerechte und ästhetisch ansprechende Darbietung steht oftmals so im Vordergrund, dass die dafür notwendige Vereinfachung den Inhalten nicht mehr gerecht wird.

Bei der gewinnorientierten kundenbezogenen Arbeit wird zudem die Bereitschaft und Fähigkeit eingefordert, die Aura der Ware (Mode, Geschmack, lifestyle etc.) und die dazu gehörende Erlebniswelt zu vermitteln und vorzuleben. Gelingt dies, erhöht sich die Nachfrage. Es bildet sich die gewünschte Interessengemeinschaft der Produzierenden und Konsumierenden. Der »Prosument« (A. Toffler) ist immer wieder neu zu schaffen. Früher war dies die Aufgabe der Firmenleitung, heute wird dies von jedem/r Beschäftigten als selbständiges Handeln erwartet.

Die hoch qualifizierten und entsprechend bezahlten SymbolanalytikerInnen sind häufig nomadisierende Selbständige. Die qualifikatorischen Anforderungen an ein spezifisches Wissen, verbunden mit Erfahrungen – auf juristischem, ökonomischem, technischem, politischem oder medienspezifischem Gebiet – sind hoch. Affektiv-emotionale Qualifikationen und soziale Kompetenz werden ebenfalls erwartet. WissensarbeiterInnen agieren meist weltweit: alleine oder in immer wieder neu zusammen gesetzten Projektgruppen. Der Aufwand für die persönliche Image-Pflege ist hoch und verschlingt einen beachtlichen Teil ihrer Gagen. Die Phasen, in denen Aufträge zu bearbeiten sind, korrespondieren mit extremer zeitlicher und psychischer Belastung, aber auch mit dem positiven Gefühl, als Experte/Expertin gefragt zu sein, die Zeiten der neuen Auftragssuche dagegen nicht selten mit materieller Not und den Ängsten vor Absturz. Die Auswirkungen dieser Arbeitsweise auf die Lebensführung ist vermutlich ebenso kontrastreich, denn wie lange hält beispielsweise eine partnerschaftliche oder freundschaftliche Beziehung diese Wechselbäder aus? Die gesellschaftlichen Folgekosten dieses Wirtschaftens, man könnte auch von »kolateralen Wirtschaftskosten« sprechen, sind horrend.<sup>1</sup>

### *Entsteht ein neues gesellschaftliches Subjekt?*

Die Arbeiterklasse als gesellschaftliches Subjekt des Fordismus in den Industrieländern formierte sich um die Produktion von Gütern, um handfeste Tätigkeiten wie: Bodenschätze gewinnen, Güter herstellen, warten und reparieren. Diese Arbeiterklasse und ihr gesellschaftliches Bewusstsein vom Interessengegensatz zum Kapital ist bedeutungslos geworden. Bildet sich unter den Bedingungen einer Ökonomie, in der immaterielle Arbeit zu einem wesentlichen Bestandteil der Wertschöpfungskette geworden ist, ein neues gesellschaftliches Subjekt heraus? Wir befinden uns am Anfang eines solchen Prozesses. Die Konturen sind noch unscharf. Repräsentative empirische Erhebungen zum Charakter der neuen Arbeitsformen



und ihre Auswirkungen auf die Lebensführung, auf Einstellungen und Verhalten fehlen.<sup>2</sup> Im Folgenden formuliere ich einige Thesen zu Trends und Rahmenbedingungen für ein postfordistisches Arbeiten unter kapitalistisch-patriarchalen Verhältnissen.

*Die Immaterialisierung der Erwerbsarbeit ermöglicht den Unternehmen, sich immer mehr Nicht-Erwerbsarbeit und Zeiten der Nicht-Arbeit einzuverleiben.*

Leben spielt sich unter dem Aspekt von Arbeit in drei Segmenten ab: bezahlte Arbeit, unbezahlte Arbeit und Muße. In den letzten zehn bis 20 Jahren wurde in den Unternehmen und Verwaltungen die zeitliche und örtliche Gestaltung der Erwerbsarbeit stark flexibilisiert. Die geforderten Anwesenheitszeiten in den Betrieben variieren in den 24 Stunden eines Tages, in den Wochen, Monaten und Jahren je nach Auftragslage und Kundennachfrage, und dies häufig für jede Arbeitskraft gesondert. Die unterschiedlichen Zeiten werden zum Teil vorgegeben, zum Teil müssen sie von den Arbeitskraft-UnternehmerInnen selbst so organisiert werden, dass der Unternehmenserfolg gesichert ist. Wer auf dem Erwerbsarbeitsmarkt überleben will, ist gezwungen, die Zeiten für unbezahlte Arbeit und Muße so zu organisieren, dass die Erwerbsarbeit erfolgreich ausgeführt wird. Manch eine(r) empfindet dies nicht als Zwang, aber auch dann ist die Dominanz der aus der Warenwirtschaft resultierenden Anforderungen nicht zu übersehen. Ebenso variiert der Ort für Erwerbstätigkeit. Innerbetrieblich ist der feste Arbeitsplatz keinesfalls mehr die Regel, ein Teil der Erwerbsarbeit wird immer häufiger zu Hause erledigt. Die dafür notwendige Infrastruktur liefern Taschencomputer und Handy. Regionale Mobilitätsbereitschaft von Teilbetrieb zu Teilbetrieb, zwischen In- und Ausland werden selbstverständlich erwartet, mit allen Folgen für das Privatleben. Günter Voß bezeichnet die Inbesitznahme des privaten Lebens durch die Erwerbsarbeit als »Entgrenzung« (1998, 480).

Vereinnahmt werden von den Unternehmen nicht nur Zeit und potenzielle Mobilität der Arbeitskräfte, sondern auch immer mehr unbezahlte Arbeit, und zwar als unbezahlte Erwerbsarbeit und unbezahlte Überstunden. Dazu kommen Zeiten für Arbeitessen und sonstige private Kundenkontakte. Ebenfalls unbezahlt bleiben z.B. die sich ausdehnenden Formen der Beschaffung von Wareninformationen, der Selbstbedienungen (in Supermärkten, an Bankschaltern und Tankstellen, im Internet), die sortierte Müllentsorgung, Pflege der Berufskleidung, die Weiterqualifizierung, das häusliche Einüben von betrieblichen Computerprogrammen, Benutzung des privaten PKWs für Firmenzwecke.

Die Einverleibung von Nicht-Arbeit, von Muße, verläuft über das Zeitempfinden, über Kommunikation, Sinnggebung, Gefühle und Intellekt. Vielleicht ist Lifestyle dafür ein Oberbegriff. Die Hektik der alltäglichen Erwerbsarbeit, die spürbar verdichtete und intensiviertere Form des Arbeitens, forciert durch die IuK-Techniken, die Vorgabe *Zeit ist Geld* übertragen sich auf das Privatleben. Die aufzunehmende Informationsflut in Form von fragmentierten Informationshäppchen und die Bewältigung des täglichen Datenmülls wird am heimischen PC oder TV fortgesetzt. Es sind im besten Fall angenehme *events*, über die kommuniziert wird, aber eine Verarbeitung des Gehörten und Gesehenen, ein Inbezugsetzen zu Zielen und Interessen, die nicht die Interessen meiner Karriere, meines Marktimages oder meines Status in der Erwerbsarbeit dienen, finden immer seltener statt. Abzuschalten vom

Erwerbsarbeitstag braucht immer mehr Zeit und Kraft, die mit zunehmender Entgrenzung immer weniger zur Verfügung stehen. Nicht wenige lösen das Problem, indem sie sich sagen: »Meine Erwerbsarbeit ist mein Leben«.

*Immaterielle Arbeit heute produziert ein ideologisch-kulturelles Milieu, das die Verschmelzung von Produktion, Konsum, Arbeit und Leben im Interesse des Kapitals bewirken soll.*

Die Informationsarbeit zur Vermarktung eines Produkts ist die eine Seite von immaterieller Arbeit. Die andere Seite betrifft die Produktion eines »kulturell-ideologischen Milieus« (Lazzarato 1998, 39), das der Ware zuzuordnen ist bzw. das Umfeld zum Verkauf schafft. Die Ästhetisierung der Ware<sup>3</sup> ist keinesfalls eine neue Erscheinung kapitalistischer Wirtschaftsweise, aber Umfang und Stellenwert der imagebildenden Aufladung durch immaterielle Arbeit haben, nicht nur kostenmäßig, sondern auch durch die gezielte Produktion von Lifestyle einen prägenden Einfluss bekommen und sind die Basis der neuen Arbeitsorganisation. »Die Ware muss verkauft sein, ehe sie produziert wird«, lautet die Vorgabe z.B. in der Autoindustrie.

Lazzarato beschreibt die Wirkung der kulturellen Dimension von immaterieller Arbeit genauer:

Eine Besonderheit der von der immateriellen Arbeit hervorgebrachten Ware, das heißt ihr Gebrauchswert, der im wesentlichen auf dem »Wert« ihres informativ-kulturellen Inhalts beruht, besteht darin, dass er nicht im Akt der Konsumtion zerstört wird, sondern dass er das ideologische und kulturelle Milieu der Konsumierenden erweitert und verändert, ja sogar erst schafft. (48)

Der Verbandschef der deutschen Möbelhersteller beschreibt im Kölner Stadt-Anzeiger bei seiner Kritik an der üblichen Möbelwerbung einen solchen Prozess etwas prosaischer:

Wir schaffen es nicht, das Wohn-Gefühl in den Köpfen der Menschen so zu verankern, dass sie bereit sind, mehr Geld für ihre Einrichtung auszugeben. [...] Wohnen sollte zu einem selbstverständlichen Gespräch werden. Wir müssen [...] mit unseren Themen die Herzen der Menschen erreichen. (17.1.00)

Hier wird mit immaterieller Arbeit ein gesellschaftliches Verhältnis produziert – »ein Verhältnis, das Innovation, Produktion und Konsum einschließt« (Lazzarato, 48). Diese Verknüpfung muss gelingen. Dazu braucht der Arbeitsprozess als wesentliche neue Komponenten die Fähigkeit, Information, Kommunikation, Medien und Wissen erfolgsorientiert zu handhaben, und er braucht die selbstbestimmt tätige Person, die in der Lage ist, »ihre eigene Verausgabung wie ihr Verhältnis zu anderen Unternehmungen zu organisieren« (49, 53). Vor allem ist sie m.E. erst dann eine gute Arbeitskraft, wenn sie selbstbestimmt das Leben um diese Warenästhetik herum zu ihrem eigenen Leben macht. Damit wird deutlich, dass immaterielle Arbeit viel grundsätzlicher und durchgängiger auf unser ganzes Wesen abzielt. Diese neue Form der Wertschöpfung braucht jetzt auch nicht mehr die Synergien einer gemeinsamen Betriebsstätte oder einer juristischen Institution Unternehmen, sie kann und soll überall stattfinden. Jede/r Einzelne wird zu einem Betrieb.

Der entscheidende Impetus der italienischen Operaisten, die veränderten Formen der Erwerbsarbeit und den Zugriff auf das ganze Leben zu verfolgen und zu analysieren, ist ihre Suche nach dem neuen gesellschaftlichen Subjekt, das Widerstand gegen die Dominanz dieses postmodernen profitorientierten Wirtschaftens entwickelt. Im Begriff der immateriellen Arbeit und ihren informationellen und kulturellen Dimensionen fokussieren sie die sich formierenden neuen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Das gesellschaftliche Subjekt wird von Negri und seinen Kollegen weder als nur frei, noch als nur determiniert gedacht. Bezugnehmend auf Foucault schreiben sie: »Das Subjekt ist zu gleicher Zeit Produkt und Produzent, konstituiert und konstituierend in den weiten Netzwerken gesellschaftlicher Arbeit.« (1997, 17) Es sind die Arbeitenden selbst, »die die Bilder, Sprachen und Formen produzieren, die verwendet werden, um die Fälschungen der Welt zu konstruieren, den Sinn der Realität umzubilden, um dieser Realität jede antagonistische Bedeutung zu entziehen.« Es handelt sich also nicht um einen eingleisigen Prozess, wo der »böse« Kapitalist vorne in der Lokomotive alles im Griff hat und die Reisenden die »Opfer« sind, die notgedrungen mitreisen müssen.

Der Sog, sich von der dominanten Wirtschaftsweise vereinnahmen zu lassen, ist heute größer denn je. Gleichzeitig haben sich wichtige Ausgangsbedingungen für widerständiges Handeln, auch für Ansätze zu einer selbstorganisierten Versorgung wesentlich verbessert. Denn die heute im Beruf geforderten Qualifikationen: technisches und kaufmännisches Wissen, selbstverantwortliches Handeln, Team- und Kommunikationsfähigkeit, soziale Kompetenz und Flexibilität sind gleichzeitig gute Voraussetzungen für widerständiges und solidarisches Handeln. Die Ausstattung der Haushalte mit einer Infrastruktur, die eine Teilselbstversorgung ermöglicht, ist beachtlich: Werkzeuge, Medien, Haushaltsmaschinen, Transportmittel, für nicht wenige auch ein Nutzgarten. Vorhanden sind Wissen und Können, um Güter herzustellen, Dienste zu leisten. Zudem wächst die Bereitschaft, solche Arbeitsleistungen untereinander zu tauschen.

Negri und seine Kollegen benennen einige starke Blockaden für Veränderungen:

– Das Verständnis von Arbeit bei den Arbeitenden selbst: Als Arbeit wird im Alltag und in der Wirtschaft immer noch nur bezahlte Erwerbsarbeit bewertet, obgleich die feministische Forschung schon seit über 100 Jahren auf den Wert der produktiven unbezahlten Arbeit verweist. »Unsere Analyse muss den Begriff der Arbeit erweitern, so dass er das ganze Spektrum gesellschaftlicher Produktion umfasst und sogar die produktive Sphäre einschließt, die Marx den Horizont der Nichtarbeit nannte.« (11)

– Das Verständnis von Wert. Ein Arbeitsbegriff, der auch die unbezahlte Arbeit als gesellschaftliches Verhältnis einschließt, wird gleichzeitig und notwendig zu einem anderen Wertbegriff führen.<sup>4</sup> Arbeit ist nicht irgendein Handeln oder irgendeine Tätigkeit, sondern eine spezifische Tätigkeit, »die als Wert hervorbringende gesellschaftlich anerkannt ist« (Negri/Hardt 1997, 13). »Es geht nicht darum, nach einer Erklärung dafür zu suchen, warum Preise so sind wie sie sind und dabei auf Arbeit zu stoßen. Sondern es geht darum zu verstehen, warum Arbeit in den Formen

auftritt, die sie annimmt, und welche politischen Konsequenzen dies hat.« (Elson 1979,123) Damit entsteht ein offenes Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Unser derzeitiges Bewusstsein von wertschaffender Arbeit hinkt weit hinter der sich permanent ändernden Realität her, eine entscheidende Barriere für emanzipatorische Prozesse. Wir machen die vom Kapital bezahlte Arbeit und das Bruttosozialprodukt zum Maßstab für Wert und Lebensstandard und das vor allem auf den patriarchalen Verhältnissen basierende Lohngefälle immer noch zum Maßstab für unsere persönliche Anerkennung. Dem setzen Negri/Hardt mit Bezug auf Marx den Begriff der notwendigen Arbeit entgegen. Dies sei kein fixer Begriff. Er drücke ein Verhältnis zum Wert aus, wobei Wert – anders als im kapitalistischen Verwertungsprozess – im Prozess der Verwertung für sich selbst ebenfalls variabel ist (13). Was notwendige Arbeit inhaltlich umfasst, ist Gegenstand von Auseinandersetzungen über einen gewünschten Lebensstandard, der allen Bewohnern Lebensqualität sichert. Zur Lebensqualität gehört m. E. auch, dass diese notwendige Arbeit möglichst minimiert wird. Eine theoretische Entfaltung von notwendiger Arbeit und Nutzung für ein gemeinsames Eigenes<sup>5</sup> als den wesentlichen Säulen einer anderen Ökonomie muss erst noch geleistet werden.

– Eine dritte Barriere ist das Denken in Klassen. Die industrielle Arbeiterklasse hat ihre Kernposition in der Gesellschaft verloren. Das Bewusstsein über diese Entwicklung ist schon da, hat aber noch keineswegs die politische Handlungsebene, beispielsweise bei der Gewerkschaft, erreicht. Ebenso löst sich die Fabrik als Ort der Auseinandersetzung auf, das Fabrikregime dagegen nicht, im Gegenteil, die ganze Gesellschaft soll jetzt vom Fabrikregime durchdrungen werden (14).

### *Politisch neu ansetzen*

Neue Bruchstellen im globalisierten Verwertungsprozess werden denkbar. In seiner jüngsten Veröffentlichung schreibt Negri:

Zum hauptsächlichen Problem wir [...] die Identifizierung einer materiellen Ausdrucksform. Nicht eine alternative Ausdrucksform – die Alternative impliziert stets eine gewisse Anspielung auf oder eine Analogie zum ›Alten‹ – sondern eine Ausdrucksform, der es im Gegenteil gelingt, im Innern dieser erzwungenen, weltweiten und kommunikativen Vereinheitlichung die Stützpunkte, die Bruchstellen, die zur Begründung von Neuem fähigen Punkte zu finden. (1998, 44)

Der Schlüssel ist für Negri jeweils, dass es Kämpfe um »Autonomie und Unabhängigkeit der Subjekte innerhalb der Konstitution des öffentlichen Raums« sind (45). Als einen konkreten Ansatzpunkt versteht er die Verweigerung von Mehrarbeit.

Der Anspruch ist richtig, aber die Beispiele aus Italien, Frankreich, den USA und Lateinamerika haben – außer den Kämpfen um Unabhängigkeit in Chiapas – wenig mit der Autonomie der Subjekte zu tun. Die Arbeitskämpfe, Streiks und Bürgerproteste sind stets Abwehrkämpfe, etwa gegen die Verschlechterung der Lebens- und Erwerbsarbeitsbedingungen. Diese defensiven Kämpfe, bei denen für die Zeit des Protestes zwar öffentliche Aufmerksamkeit geschaffen wird und öffentliche Räume in Besitz genommen werden, sind zweifellos notwendig, aber wenn das Ziel Unabhängigkeit und Autonomie heißt, dann müssen mindestens ebenso

intensiv Kräfte gebündelt werden für ein anderes, nicht-profitorientiertes Wirtschaften, Arbeiten und Leben, für eine Ökonomie, für die wir noch keinen geeigneten Begriff haben. Die Verbindung von immaterieller Arbeit, von das ›Leben‹ und die unbezahlte Arbeit vereinnahmenden entgrenzten und flexibilisierten Arbeitsverhältnissen zu einer widerständigen Interessenbündelung unter produktiver Ausnutzung der neu gewonnenen Qualifikationen und der neuen technischen Möglichkeiten für die gemeinsamen eigenen Interessen ist noch ungeklärt. Ebenso bleibt offen, welche der Erwerbstätigengruppen und welche der Ausgegrenzten für ein anderes Wirtschaften, Arbeiten und Leben aktiv werden wollen.

Es wird notwendig sein, solche Neugestaltungen in erster Linie vom Lebenszentrum der Protestierenden her aufzubauen: nämlich von der notwendigen Reproduktionsarbeit. Das aber heißt auch: die unbezahlte Reproduktionsarbeit als gebrauchswertschaffende Arbeit anzuerkennen und sie als austauschbar zu erfahren und positiv zu besetzen – eine Position, die Feministinnen schon lange vertreten. Das Verständnis vieler Linker von wertschaffender bezahlter und unbezahlter Arbeit als gesellschaftlichem Verhältnis, von produktiver Arbeit und Selbstnutzung ist von dieser Position noch meilenweit entfernt, auch das der hier zitierten Italiener. Um ein Bild zu wählen: Die Operaisten haben zwar erfreulicherweise einige Türen aufgestoßen – die Problematisierung des Denkens in Klassen, ihr erweiterter Begriff von Arbeit, die Analyse der neuen Arbeitsweise, die Problematisierung des engen Verständnisses vom Wert der Arbeit –, sie trauen sich aber noch nicht an die Gestaltung der neuen Räume heran, an den notwendigen Schritt, Ökonomie von den Bedürfnissen und der dafür gesellschaftlich zweckmäßigen Arbeit her neu zu denken. Wenn das Sprechen über neue Räume, Autonomie und Widerständigkeit nicht idealistisch bleiben soll, werden wir uns sowohl gegen die ausbeutenden Formen von bezahlter und unbezahlter Arbeit wehren, als auch die Überlegungen zu basisdemokratisch und nicht-patriarchal organisierten Ökonomieformen »für ein gemeinsames Eigenes« theoretisch und praktisch weiter entwickeln müssen. Wir werden um öffentliche Räume, um Produktionsmittel und Infrastrukturen zur selbstbestimmten Nutzung und um Teilhabe an notwendigem Wissen kämpfen müssen.

### Anmerkungen

- 1 Nefiedow (1999, 105) schätzt die negativen Folgekosten des heutigen Wirtschaftens weltweit auf 10 Billionen Dollar pro Jahr bei einem Weltsozialprodukt von 28 Billionen Dollar.
- 2 Einige qualitative Studien liegen vor, so z.B. aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München, die zwischen 1985 und 1996 zum Thema »Entwicklungsperspektiven von Arbeit« forschten.
- 3 Sie wurde für die Phase des Fordismus 1970 umfassend von Wolfgang F. Haug analysiert. Er hat die Kritik 1997 unter postfordistischen Verhältnissen weiter geführt.
- 4 Zum Geldwert der unbezahlten Arbeit siehe die Diskussion der Ergebnisse der Zeitbudget-Erhebung der amtlichen Statistik von 1991/92 in: Möller 1998, 478.
- 5 Die Italiener sprechen von »autovalorizzazione«, das übersetzt wurde mit »Selbstverwertung«, eine m.E. ungeeignete Übersetzung, deshalb hier ein eigener Übersetzungsversuch.

## Literatur

- Baudrillard, Jean, 1991: *Der symbolische Tausch und der Tod*, München
- Boutang, Yann Moulrier, 1998: »Vorwort«, in: Negri/Lazzarato/Virno, *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, Berlin
- Elson, Diane, 1979: »The Value Theory of Labour«, in: *Value. The Representation of Labour in Capitalism*, Atlantic Highlands
- Haug, Wolfgang F., 1970: »Zur Kritik der Warenästhetik«, in: *Kursbuch 20*, Frankfurt/M
- ders., 1997: »Nach der Kritik der Warenästhetik«, in: *Das Argument* 220, 39. Jg., Heft 3
- Herden, Ingrid, 1999: »Lächeln mit der Stimme« verschafft Agenten neue Jobs«, in: *Kölner Stadt-Anzeiger* v. 29.12.
- IAB (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung): *Forschungsdokumentation*, Nürnberg, lfd. Veröffentlichung
- Lazzarato, Maurizio, 1998: »Immaterielle Arbeit«, in: Negri/Lazzarato/Virno 1998
- Möller, Carola, 1998: »Die gesellschaftliche Gesamtarbeit neu gestalten«, in: *Das Argument* 226, 40. Jg., Heft 4
- Möller, Carola, und Ulla Peters, 1999: »Neue Arbeitsformen – neue Widerstandsformen«, in: Fröse/Böttger/Volpp-Teuscher (Hg): *Ökonomie und Arbeit – Frauenansichten*, Frankfurt/M
- Nefiedow, Leo, 1998: *Der 6. Kondratieff*, St. Augustin
- Negri, Antonio, 1998: *READY-MIX. Vom richtigen Gebrauch der Erinnerung und des Vergessens*, Berlin
- ders., und Hardt, Michael, 1997: *Die Arbeit des Dionysos*, Berlin
- ders., Maurizio Lazzarato und Paolo Virno, 1998: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, Berlin
- Reich, Robert B.: *Die neue Weltwirtschaft*, NY 1991/Berlin 1993
- Rifkin, Jeremy, 1993: *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft*, Frankfurt/M u.a.
- Sonderforschungsbereich 333 der Universität München, 1985-1996: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit*
- Voß, Günter G., 1998: »Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft«, in: MittAB 3
- Wichterich, Christa, 1998: *Die globalisierte Frau*, Reinbek
- dies., 1999: »Große allgemeine Verunsicherung«, in: Fröse/Böttger (Hg), *Ökonomie und Arbeit – Frauenansichten*, Frankfurt/M

Ella von der Haide und Andrea Jana Korb

## Durch das Frau-Werden der Arbeit zur Revolution?

Eine feministische Kritik an Antonio Negris »Ready-Mix«

Männer behaupten, dass sie in den Kulturen ersticken, die sie selbst aufgebaut haben. Sie wollen Frauen werden, um sich selbst zu helfen, obwohl sie noch immer weder ein Bedürfnis nach noch Respekt für real existierende Frauen ausdrücken, sondern nur für ein ›Simulakrum‹.

Irina Aristarkhova, 1999

In seinem *Ready-Mix* führt Antonio Negri den Begriff des ›Frau-Werdens der Arbeit‹ in die Diskussion um den Begriff der ›immateriellen Arbeit‹ ein, obwohl er sich in bisherigen Publikationen kaum bzw. nur beiläufig mit Geschlechterdifferenz und/oder Feminismus auseinandersetzt. Er verweist auf die Wichtigkeit der Reproduktion der ›Lebensprozesse‹ – also eine explizit weibliche<sup>1</sup> Tätigkeit –, die im Informations- und Kommunikationszeitalter ebenso direkt verwertet werde, wie Produktionsarbeit in den Fabriken. Doch analysiert er diese immer totaler werdende Ausbeutung der Arbeitskraft weder als beängstigende Fähigkeit des kapitalistischen Systems noch als Verschärfung der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Sondern er verkündet das revolutionäre Potenzial der immateriellen ArbeiterInnen und die »Revolution, die wir zur Zeit erleben« (26). Reproduktionsarbeit dient ihm als bloßes Beispiel.

### ›Das Frau-Werden der Arbeit‹

So überschreibt Negri ein (Unter-)Kapitel im *Ready-Mix* und versucht sodann auf zwei Seiten (26f), feministischen Ansätzen gerecht zu werden und gleichzeitig ein wenig Selbstkritik zu üben.

Der Begriff steht für zentrale Aspekte der gegenwärtigen »Revolution«, denn die Produktion von Wissen und Reichtümern könne man sich ohne die »Produktion von Subjektivität« nicht mehr vorstellen. Da er hiermit die Reproduktion von Lebensprozessen meint, rutschen Frauen ins Zentrum des revolutionären Prozesses, denn er versteht weibliche Reproduktionsarbeit explizit als der klassischen Produktionsarbeit vorgängig. Kurzfristig stellt er die besonderen Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen in den Vordergrund, um sich jedoch gleich wieder von ihnen abzuwenden und zum »allgemeinen« überzugehen. Denn viel mehr interessiert ihn das »Transgressive«, das sich mit der Veränderung der Geschlechterbeziehungen und der Gemeinschaft innerhalb der allgemeinen Reproduktion der Gesellschaft vollzieht. »Denn im Innern dieses Mechanismus ist unvermeidlich eine ›Vermännlichung‹ der Frauen und eine ›Verweiblichung‹ der Männer am Werk.« (27) Eben dies scheint ihm von »zentraler Bedeutung« zu sein. Der Feminismus, der ihn (was eigentlich?) gelehrt habe, bleibt unausgeführt, genauso wie seine Selbstkritik in dieser Hinsicht nur angerissen wird.

Unter der »ganz und gar außergewöhnlichen Idee« des »Frau-Werdens der Arbeit« versteht Negri also die zunehmende Bedeutung der Reproduktion für die Produktion von Reichtümern und Wissen, bzw. ihre direkte Verwertung durch das Kapital. An anderer Stelle (*Value and Affect*) sagt er, dass man heute Hausarbeit von Frauen bzw. Müttern und Ehefrauen nicht mehr außerhalb der Wertschöpfung der Arbeit, die sich im Lohn des Mannes ausdrücke, denken könne. Dennoch trennen Ökonomen mit ihrem Blick von oben immer noch Wert von Arbeit (in diesem Fall weiblicher (Reproduktions-)Arbeit). Dies führt Negri u. a. zu der These, dass keine »Messbarkeit« (measuring) von Arbeit mehr möglich sei (1999, 79). Das für ihn darin liegende revolutionäre Potenzial führt ihn wiederum zu einer Überhöhung der Relevanz immaterieller (Reproduktions-)Arbeit.

In *Ready-Mix* will er über feministische Ansätze hinausgehen, indem er Reproduktionsarbeit, also »Produktion von Subjektivität«, ausdifferenziert. »Frau-Werden der Arbeit« bedeutet ihm ebenso (weibliche) Reproduktionsarbeit wie auch die »Prozesse der Produktion und der Kommunikation, die affektiven Besetzungen, die Investitionen in die Erziehung und die materielle Reproduktion der Gehirne« (1998, 23). Der »gesamte Kreislauf der Reproduktion von Arbeitskraft (reiche) von der Mutterschaft bis hin zur Erziehung, von der Verwaltung der Kommunikation bis hin zur Organisation der sogenannten freien Zeit« (25). Dabei übersieht er, dass sowohl Kommunikation, wie auch Erziehung, Mutterschaft, Organisation von Freizeit oder Reproduktion der Gehirne (ist damit Schlaf und Ernährung gemeint?) durchaus geschlechtlich verortbar und in diesen Fällen vor allem weiblich kodiert sind. Als ein Sonderfall von »immaterieller Arbeit« wird die Reproduktionsarbeit auch »affective labour« genannt (vgl. insbes. Hardt 1999), die als »Produktion von Lebenskräften« bzw. »Affekten« in das Innere der Produktion ein geht.

Produktion von Lebenskräften, Affekten und Subjektivität scheinen das Gleiche zu meinen; sie füllen das neue Konzept der Arbeit, die sich von der Fabrik emanzipiere, indem sie intellektuell und immateriell werde. In den »neuen Formen der Subjektivität«, die dabei entstehen, sieht Negri das eigentliche revolutionäre Potenzial. Dabei gibt es keine weiteren Hinweise auf das »Frau-Werden der Arbeit«.

### *Die Feminisierung der Arbeit*

Die begriffliche Anspielung auf das »Minoritär-Werden« bei Deleuze/Guattari (1992), mehr noch die Übernahme ihres Begriffs »Frau-Werden« bleibt oberflächlich, denn Negri zielt offenbar eine Gleichsetzung mit dem ebenfalls vagen Begriff der »Feminisierung der Arbeit« an (vgl. dazu das Stichwort in HKWM 4, 1999). Diese wiederum ist ihm Ist-Zustand der Frau-gewordenen Arbeit als auch Mittel/Ort der Revolution.

Ähnlich beschreiben und erklären sowohl optimistische westliche Feministinnen, wie z.B. Sadie Plant (1998), als auch neoliberale Marketing-ManagerInnen den »Standortvorteil Frauen« als Feminisierung der Arbeit (Wichterich 1998, 15). Dies beziehen sie einerseits auf die quantitative Zunahme der Beschäftigung von Frauen weltweit, als auch auf die immer stärker erforderlichen »weiblichen« Fähigkeiten Flexibilität, Ausdauer, soziale Kompetenz, Kommunikationsfähigkeit u.ä., die



sowohl Frauen zu Jobs verhelfen, als auch von Männern zunehmend verlangt und ihnen in Fortbildungsseminaren beigebracht werden.

Auf die Entwicklung zur Dienstleistungs-, Informations- und Kommunikationsgesellschaft und eine zunehmende Ununterscheidbarkeit von Arbeit und Freizeit bezieht sich Negri mit seinem Konzept der immateriellen Arbeit, im besonderen des ›Frau-Werdens der Arbeit‹. Dabei übersieht er mit diesem vermeintlichen feministischen Sieg über die fordistische Geschlechterdifferenz in den westlichen Gesellschaften die immer größer werdende Kluft zwischen armen und reichen Menschen und Nationen, die sehr wohl vergeschlechtlicht ist (vgl. u. a. Wichterich 1998). So entstehen neue Grenzen, die sich ebenso stark in weibliche Körper einschreiben, wie bisher die bürgerliche fordistische Arbeitsteilung. Dies zeigen u. a. Ursula Biemann (1999) ebenso wie Rosemary Hennessy (2000) mit ihren Untersuchungen der US-mexikanischen Grenze und der Halbleiterindustrie im mexikanischen Grenzgebiet. Dort machen die Arbeiterinnen, die für Herstellerfirmen US-amerikanischer Großkonzerne Hardware produzieren, den Großteil der Grenzbevölkerung aus. Damit gehen zwar Verschiebungen in traditionellen Geschlechterverhältnissen einher, z. B. richtet sich die Vergnügungsindustrie vor allem an diese zahlenden Frauen, doch nur vor dem Hintergrund der maximalen Ausbeutung und Kontrolle durch die Konzerne, die oft auch mit (oft tödlicher) körperlicher Gewalt einhergehen. Zwar handelt es sich hier um ein territoriales Gebiet, in dem Frauen beschäftigt und Männer arbeitslos sind, also Arbeit feminisiert ist, doch bricht das die sexistischen/rassistischen Strukturen kaum auf, weder innerhalb der Beschäftigungshierarchie (in leitenden Positionen befinden sich ausschließlich weiße Männer), noch außerhalb oder in der Familie (Frauen sind immer noch für Haushalt und Kinder zuständig). Hinzu kommt die Grenze zwischen Nord und Süd: »The excruciating time investment of these women benefits the technology that accelerates our lives in the North, they pay with their time for our heightened efficiency.« (Biemann 1999, 38) Sie leisten neben ihrer weiblichen Reproduktionsarbeit materielle produktive Arbeit, die unsere immateriellen Beschäftigungen erst ermöglicht.

In *Value and Affect* streift Negri den Postkolonialismus, allerdings ohne Bezug auf die Verwobenheit von Rassismus und Sexismus. Er räumt ein, dass die internationale Arbeitsteilung und postkoloniale Ausbeutung keineswegs vorüber seien, doch spielt er sie herunter: »The measure of exploitation has definitely declined.« (1999, 78) Widerspruch lässt sich nicht nur vom Standpunkt des Trikont formulieren. Auch innerhalb der westlichen, wohlhabenden Gesellschaften ist das Schicksal der weiblichen Lohnarbeit zumindest widersprüchlich. Verschlechterungen der Lebensqualität für Frauen sind die Folgen von Teilzeitarbeit und Zeitarbeit<sup>2</sup> im Bereich niedrigerer Einkommensebenen; auch auf höheren Ebenen führen der Bedarf an großer Flexibilität und dem Einsatz sämtlicher Energie und Kreativität für den Job zu größerem Arbeitseinsatz und mehr Arbeitszeit. Durch Heimarbeit und Tework verschwimmen die Grenzen zwischen Privatleben und Job, was wiederum besonders Frauen trifft, die sich z. B. parallel um Kinder und Haushalt kümmern müssen.

Vor diesem Hintergrund hebt Negri den Status weiblicher Reproduktionsarbeit, indem er sie explizit in sein revolutionäres Konzept einbaut, ohne jedoch die realen

Lagen von Frauen zu berücksichtigen. Ähnlich wie bei der ›Existenzgelddebatte‹, die in der Kontinuität der feministischen Forderungen nach ›Lohn-für-Hausarbeit‹ steht (AG Feministische Ökonomiekritik), werden Frauenfragen unwillkürlich zum Nebenwiderspruch, gerade indem sie angeblich zum Zentrum gemacht werden. Negri erwähnt zwar kurz diese Leerstellen in seinem Konzept des ›Frau-Werdens der Arbeit‹, »weil diese Veränderung formal nicht alles umfasst, was uns der Feminismus gelehrt hat« (1998, 26); er begnügt sich jedoch mit diesem Halbsatz.

### *Der Anschluss an Deleuze und Guattari*

Bei Deleuze und Guattari ist das ›Minoritär-Werden‹ immer eine politische Angelegenheit. Es erfordert Kraftaufwand, aktive Mikropolitik. Doch bildet es damit das Gegenteil von Makropolitik bzw. Geschichte, bedeutet also subversive Politik in einem Prozess des Begehrens. In diesem Sinne gibt es also kein Mann-Werden, denn die Autoren verstehen den Mann als »Mehrheit par excellence«, in Bezug auf Status bzw. Standard (z.B. als weißer Mensch, als erwachsener Mann); der Herrschaftsstatus ist Voraussetzung. Die Arten des Werdens sind also minoritär. Um politisch handlungsfähig zu sein, muss man erst einmal minoritär werden, und das beginnt bei Deleuze und Guattari mit dem Frau-Werden.

Negri sucht den direkten Anschluss. Er benutzt nicht nur den Begriff des ›Frau-Werdens‹, sondern widmet auch ein Kapitel dem ›Minder-Werden‹ (vgl. Deleuze/Guattari 1992, 30ff). Allerdings fehlt der Zusammenhang zur oben beschriebenen minoritären Politik. Das ›Minoritär-Werden‹<sup>3</sup> hängt für Negri dagegen mit einem neuen Begriff der Mehrheit zusammen, »der von nun an ein plurales Ensemble von produktiven Fähigkeiten, von Fähigkeiten der Kooperation und von Wünschen meint« (1998, 31). Er verweist auf affektive Fähigkeiten bzw. auf Affekte (vgl. sein Kapitel *Die Gehirn-Maschine*, 25). Doch fehlt auch hier der Verweis auf die geschlechtliche Einschreibung bzw. auf die Parallele zwischen affektiven und weiblich kodierten Fähigkeiten.<sup>4</sup>

Andererseits wendet sich Negri mit Deleuze und Guattari gegen eine Ontologie der Mehrheit, gegen ein natürliches revolutionäres Subjekt. Mit der Einführung »neuer produktiver Subjektivitäten« (1998, 31) und einer Neubesetzung des Begriffs ›Multitude‹ versucht er sich gegen eine Politik der Einheit zu wenden. Der Rekurs auf Subjektivitäten soll den Bezug auf die Lohnarbeit überschreiten. Dabei bleibt sein Bezugspunkt elitär. Wenn er eine Genealogie der Multitude versucht – weg von ihrer Negativbesetzung bis zu seinem Begriff der »Multitude von intellektuellen Arbeiterinnen und Arbeitern« (1998, 29), die durch ihre Affektivität und »reproduktive Realität« (30) machtvoll wird –, spricht er von neuen revolutionären Subjekten und übersieht dabei großzügig die Mehrheit der FabrikarbeiterInnen weltweit. So spricht er, wenn überhaupt, dann für neue Möglichkeiten der Politik in westlichen Gesellschaften, im ›Herzen der Bestie‹. Die Ausschließungen werden nicht benannt. Wenn er von der »Gehirn-Maschine« spricht, die die bisherigen Produktionsmittel ablösen soll, wenn auch die Gehirne der ArbeiterInnen zu Produktionsmitteln werden und damit »die Sprache/das Leben« (24f) direkt produktiv wird, ist man versucht, an den Begriff des »Humankapitals« (und seinen Wirklichkeitsbezug) zu denken und damit eher an eine weltweite Ausbeutung und

direkte Verwertung des gesamten Lebens durch das Kapital, als an neue revolutionäre Handlungsmöglichkeiten.

Gleichwohl enthält der Abschnitt über die ›Gehirn-Maschine‹ auch interessante Aspekte. Die Erforschung der politischen Dimensionen der Ausweitung der ›Immaterialität‹ der Produktionsmittel in die ProduzentInnen, also der Intellektualisierung oder Verwissenschaftlichung der Produktion steckt noch in den Anfängen. Negris Erwähnung, dass daraus neue Subjektivitäten entstehen, erinnert an die Grenzüberschreitungen, die u. a. Donna Haraway (1995) mit ihrem *Cyborg* skizziert und durch sie verwirklicht sieht. Auch sie beschreibt eine Aneignung der gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse und Lebensformen, die auf einen widerständigen und subversiven Gebrauch für minoritäre Politik hinauslaufen. Im Gegensatz zu Negri ist jedoch eine Situierung von Wissen und der Bezug auf Ethnie, Klasse und Geschlecht grundsätzlich mitgedacht. Haraway stellt außerdem die Grenzen zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem zur Disposition. Jedoch sind Gehirne nicht ›immateriell‹, wie sich bei Negri herauslesen lässt. Sie sind in der Regel unsichtbar und auch nicht teuer (das bisschen Essen ...) – im Vergleich zu großen Fabrikmaschinen. Dies verführt ihn vermutlich zu seiner Behauptung der Immaterialität, die im Gegensatz zur eigenen Schwerpunktsetzung die Reproduktion auch der Gehirne und die darin steckende (zumeist weibliche) Arbeit vergisst.

Negri beschreibt, wie dem Kapitalisten die Kontrolle über materielle bzw. körperliche Arbeit dadurch entzogen wird, dass letztere immateriell wird, sich nur noch in Gehirnen abspielt. Doch jeder geäußerte Gedanke, alle Sprache, Kommunikation verkörpern sich auf bestimmte Art und Weise entlang der Linien Ethnie, Klasse, Geschlecht, Begehren usw. Wenn der Kapitalist weniger Maschinen kontrollieren kann, kontrolliert er eben Körper; dass das möglich ist, zeigt die enorme Flexibilität des Kapitalismus.

Negri übersieht, dass die postfordistischen Arbeitsformen im Westen nicht nur ›immaterieller‹ und ›affektiver‹ werden, sondern auch vereinzelter. Mit den Tendenzen zu Heimarbeit, flexiblen Arbeitszeiten und -orten usw. werden Formen der Solidarisierung und Auseinandersetzung zunehmend schwieriger. Auch für Negri ist aber ein Zusammenschluss z.B. in Form der Multitude und durch Kommunikation immer noch Voraussetzung für den revolutionären Kampf (ebenso spricht übrigens Haraway von Zusammenschlüssen durch Affinität).

Negri sieht die zunehmende Selbstkontrolle der (intellektuellen) ArbeiterInnen als einen vermutlich vergeblichen Versuch des Kapitals, in die Subjektivitäten einzudringen, er sieht nicht, wie es gelingt. Mit der Übertragung von Verantwortlichkeiten und dem Zwang zur Identifizierung mit dem Konzern werden Widerstandsformen des Streiks u.ä. ad absurdum geführt. Die Angestellten bekämen im Fall eines Streiks das Gefühl, sich selbst zu bestreiken.<sup>5</sup> Der Kapitalismus ist außerordentlich flexibel, selbst antikapitalistische Kritik kann er vereinnahmend verwerten.<sup>6</sup>

Weshalb entlehnt Negri überhaupt den Begriff des ›Frau-Werdens‹ von Deleuze und Guattari? Mit seinen Bemerkungen zu Revolution, zu neuen Subjektivitäten und zu minoritärer Politik, zu »›Vermännlichung‹ der Frauen und ›Verweiblichung‹ der Männer« (27) bleibt fast alles im Modus der Andeutung, auch »der Feminismus« (26).

In seinen häufigen Erwähnungen einer zur Zeit stattfindenden »Revolution«, von Widerstand und Kampf, ist vom Kampf gegen die herrschenden Geschlechterverhältnisse nicht die Rede, so wenig wie wirklich von der Vergeschlechtlichung der Arbeit. Negri schreibt auch über (»produktive«) Biopolitik (32ff) und zeichnet einen »biopolitischen Unternehmer« (35f), doch denkt er nicht mit, dass, wie Foucault zeigt, jede Politik des Subjekts, wie auch die Biopolitik, in der Körperlichkeit der Subjekte verankert ist, bzw. der Körper im Zentrum der produktiven Macht steht. Körper jedoch sind ohne Geschlecht nicht denkbar, Subjekte also auch nicht.

So bleibt Antonio Negris »fröhlicher Operaismus« ein »Kommunismus für Eliten« (Günther, 39). Und auch die Eliten bleiben dieselben: weiß, westlich und vor allem männlich. Sein Versuch, Frauen mitzudenken, ist, wie Aristarkhova (mit Irigaray) schreibt, wenig mehr »als eine weitere Form, der (sexuellen) Differenz des Anderen einen Raum zu verweigern.«

### Anmerkungen

- 1 Wenn wir im Folgenden Begriffe wie »weiblich«, »Geschlecht«, »Frau« usw. verwenden, setzen wir voraus, dass diese (diskursiv) konstruiert und in Körper eingeschrieben sind. Dementsprechend meinen wir, wenn nicht näher erläutert, mit »Politik« u.ä. eine Politik des Subversiven, d.h. eine minoritäre und emanzipative Politik, die nicht von natürlichen Subjekten ausgeht.
- 2 In den Niederlanden, die für die westlichen Gesellschaften richtungsweisend im Bereich der Zeitarbeit (wie überhaupt der neuen Arbeitsformen) sind, heißen Zeitarbeitsvermittlungen »Uitzendbureaus«. Wörtlich übersetzt mit »Aussendbüros« würde das besser auf deutsche Zeitarbeitsvermittlungen passen. Hier werden Menschen zur Arbeit ausgesendet, ohne Auswahlmöglichkeiten zu haben. Sie können nur als Reservarmee auf Arbeit warten und müssen jede Arbeit annehmen.
- 3 Minder-Werden und Minoritär-Werden sind nur verschiedene Übersetzungen aus dem Französischen (*devenir minoritaire*), wobei die ÜbersetzerInnen der *Tausend Plateaus* »Minoritär-Werden« schreiben.
- 4 Von den Operaisten beschreibt dies lediglich Michael Hardt in seinem Aufsatz *Affective Labour*, jedoch auch nur andeutungsweise.
- 5 Im Rahmen ihrer Ausstellung »Was zählt, ist nicht, die Gegensätze aufzulösen, sondern sie gleichzeitig einzunehmen.« im Künstlerhaus Bethanien 1998 zeigten Annette Weisser und Ingo Vetter Video-Interviews, durch die sie Arbeitsformen von KünstlerInnen mit denen von Arbeitenden im Design-Bereich und von mittleren ManagerInnen bei Siemens verglichen. Dass sich Angestellte in großen Konzernen in ihrem Aufgabenbereich so verhalten und fühlen wie KünstlerInnen gegenüber ihrer eigenen Arbeit ist die andere Seite des »direkt produktiven Lebens«.
- 6 Siehe hierzu die Werbekampagnen von Nike, z.B. in: »Das ist die moderne Welt« e.V. (Hg.) (1999), *sechste hilfe*, München.

### Literatur

- AG Feministische Ökonomiekritik, 1999: »Einige Überlegungen zum Existenzgeld«, *Flugblatt auf der Konferenz zu Existenzgeld und Arbeitszeitverkürzung* 19.-21.3.99, Berlin
- Aristarkhova, Irina, 1999: *Cyber-Jouissance. Entwurf für eine Politik des Genusses*, 12.5.1999, [http://193.100.232.131/tp/deutsch/pop/topic\\_3/4125/1.html#11](http://193.100.232.131/tp/deutsch/pop/topic_3/4125/1.html#11), download 11.12.1999
- Biemann, Ursula, 1999: »Performing the border«, in: obn: *next cyberfeminist international*, Hamburg, 36-40

Deleuze, Gilles, und Felix Guattari, 1992: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin

Günther, Egon, 1997: »Kommunismus für Eliten. Antonio Negris fröhlicher Operaismus«, in: »Das ist die moderne Welt« e.V. (Hg.): *vierte hilfe. Illustrierte Theorie für das Dienstleistungsproletariat*, München, 39-41

Haraway, Donna, 1995: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M und NY

dies., 1995: *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Techno-Wissenschaften*, Hamburg

Hardt, Michael, 1999: »Affective Labour«, in: *boundary 2*, H. 26, summer 1999, 89-100

Hennessy, Rosemary, 2000: »Frauengrenzen und Frauenwiderstand im Neoliberalismus«, in: *Das Argument* 234, 42. Jg., Heft 1, 49-55

Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus Bd. 4, »Feminisierung der Arbeit«, Hamburg 1999, 270-79

Negri, Antonio, 1998: *Ready-Mix. Vom richtigen Gebrauch der Erinnerung und des Vergessens*, Berlin

dies., 1999: »Value and Affect«, in: *boundary 2*, H. 26, summer 1999, 77-88

Plant, Sadie, 1998: *nullen + eisen. Digitale Frauen und die Kultur der neuen Technologien*, Berlin

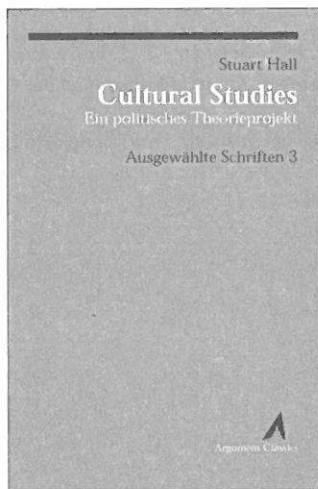
Wichterich, Christa, 1998: *Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit*, Reinbek bei Hamburg

# Stuart Hall: Ausgewählte Schriften in 3 Bänden vom Begründer der Cultural Studies

Stuart Hall ist nicht nur einer der wichtigsten Begründer der Cultural Studies. Sein Einfluss ist v.a. deshalb so entscheidend, weil er sich immer neuen theoretischen und politischen Fragen stellt, Grenzen überschreitet und dabei am Anspruch festhält, das unlösbare Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis aufrechtzuerhalten. Denn Theorie ist für ihn immer eingreifende Theorie im Interesse der Befreiung. »Geht dieses Spannungsverhältnis verloren, kann man zwar eine hervorragende intellektuelle Arbeit leisten, aber man verliert die intellektuelle Praxis, die Politik.«

Band 3: Stuart Hall · Cultural Studies – ein politisches Theorieprojekt  
Ausgewählte Schriften 3 · Argument Classics · 29,80 DM · ISBN 3-88619-260-1

Die historische Entwicklung des Theorieprojekts Cultural Studies. Was mit der Absicht begann, das Alltagsleben als einen unkämpften Ort sichtbar zu machen, einen Ort des Widerstandes, an dem um die »Köpfe und Herzen« der Menschen gerungen wird, ist inzwischen weltweit zur universitären Disziplin geworden. Hall entwickelt hier die



bisherigen Grundlagen der Cultural Studies und setzt sich mit Fragen der Postmoderne, der Globalisierung und der Internationalisierung von C.S. auseinander. Der Band enthält auch ein ausführliches Interview, in dem Stuart Hall Auskunft gibt über die Beziehungen zwischen seinen persönlichen, politischen und theoretischen Entwicklungen.

Endlich nachgelegt: Band 1: Stuart Hall · Ideologie, Kultur, Rassismus  
Ausgewählte Schriften 1 · Argument Classics · 34,80 DM · ISBN 3-88619-373-X

Überblick über Stuart Halls vielfältiges theoretisches Wirken: Studien zur marxistischen Theorie, zur Medien- und Massenkultur, zur Neuen Rechten und zum Rassismus sowie kritische Analysen linker Politik.

Endlich nachgelegt: Band 2: Stuart Hall · Rassismus und kulturelle Identität  
Ausgewählte Schriften 2 · Argument Classics · 34,80 DM · ISBN 3-88619-226-1

Die gegensätzlichen Formen der Kulturpolitik »schwarzer« Bewegungen: Hall verbindet die Präsentation historischen Materials und theoretischer Strömungen mit begrifflicher Arbeit an Kategorien wie »Kultur«, »Identität« und »Differenz«.

Im guten Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand, Reichenberger Str. 150,  
10999 Berlin, Fax.: 030 / 611 42 70. E-Mail: [versand@argument.de](mailto:versand@argument.de)

 **Argument**

## Automatische Autonomie?

### Immaterielle Arbeit, Aneignung und Staat bei Negri und Lazzarato

Die vor allem in Italien geführte Diskussion um den Begriff der ›immateriellen Arbeit‹ will unter Rückgriff auf Ideen und Praxen der Arbeiterautonomie der siebziger Jahre die gesellschaftlichen Bedingungen im postfordistischen Kapitalismus analysieren und diese Analyse zum Ausgangspunkt der Bestimmung der Möglichkeiten von Klassenkampf im kommenden Jahrzehnt machen.

In Fortführung des operaistischen Ansatzes, der den Kämpfen der Arbeitenden eine konstitutive Rolle in der kapitalistischen Entwicklung beimisst, wollen Negri und Maurizio Lazzarato zeigen, warum im Dienstleistungskapitalismus ihrer Meinung nach der Kommunismus »das erste Mal [...] vorstellbar« ist (Negri 1996b, 105). Die »materielle Hegemonie der ›immateriellen Arbeit‹« (104) verändere nicht nur die Arbeitsteilung und die Arbeitsverhältnisse im Kapitalismus. Sie gehen davon aus, dass sich die immaterielle Arbeit als »Fähigkeit, soziale Werte zu produzieren [...] die Fähigkeit, Kooperationen herzustellen« (Lazzarato 1998, 165) jenseits der Verwertung in den Individuen als Vermögen konstituiert. Die Qualifikationen der abhängig Arbeitenden, aus denen der Kapitalismus Wert schöpft, sollen ihnen gleichzeitig die Fähigkeit zur unabhängigen Kooperation außerhalb des Kommandos von Staat und Kapital ermöglichen.

#### Lazzarato

Lazzarato sieht die neue Qualität der Arbeit vor allem in zwei Aspekten: Der Begriff ›immaterielle Arbeit‹ meine »die Veränderungen, denen Arbeit in den großen Unternehmen sowohl im ›Produktions‹- als auch im ›Dienstleistungs‹-Sektor unterworfen ist, wo die unmittelbaren Produktionsaufgaben immer mehr an Fähigkeiten verlangen, mit Informationen umzugehen und eine horizontale wie vertikale Kommunikation einzubeziehen« (Negri u.a. 1998, 39). Er setzt den Beginn der Veränderung der manuellen Arbeit Anfang der siebziger Jahre an, die neuen Kommunikationstechnologien fixiert er als weiteren Schritt im Prozess der Ausbreitung von Wissen (Negri u.a. 1998, 40). In den USA hatten die seit 1947 als Automation bezeichneten Veränderungen in der Produktion bereits in den fünfziger Jahren massenhafte Entlassungen zur Folge (dazu Rifkin 1995, 53ff; Pollock 1956; Friedrichs 1963; und zahlreiche Veröffentlichungen der Projektgruppe Automation und Qualifikation 1975, 1978, 1987).

Zum anderen soll ›immaterielle Arbeit‹ Tätigkeiten wie Produktplanung, Design, Werbung, Kommunikation, die sowohl künstlerisches wie modisch-kulturelles Wissen erfordern, erfassen. »Solche Tätigkeiten galten einmal als Privileg der Bourgeoisie, doch wurden sie durch soziale Kämpfe verallgemeinert und gehören heute einem Bereich an, der in der operaistischen Tradition *Massenintellektualität* genannt wurde.« (Negri u.a. 1998, 40)

Dadurch, dass proletarische Arbeit zunehmend Kontrollaufgaben, Informationsverarbeitung und »die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen« (41) umfasse, erfordere sie vor allem kommunikative Fähigkeiten. Eine dementsprechend ausgebildete Subjektivität der Arbeitenden sei die wichtigste Produktivkraft der immateriellen Arbeit. So ließe sich nach Lazzarato Arbeit unter den neuen Bedingungen definieren als »die Fähigkeit, eine produktive Kooperation in Gang zu setzen oder auch anzuleiten« (41f). »Das Kommando soll im Subjekt und in der Kommunikation verankert werden.« (44) Die neue technologische Organisation der Arbeit basiere auf der Ausbeutung der gewachsenen Fähigkeiten der Subjekte, so dass die Arbeitenden mehr Entscheidungskompetenz über Vorgänge in der Produktion haben. Die Verlagerung von Entscheidungen auf untere Ebenen erfordere neue Kontrolltechniken des Kapitals. Die Kontrolle erfolge daher als Kontrolle über die Subjektivität der Arbeitenden: Ideologien, die die Identifikation der ArbeiterInnen mit dem Unternehmen befördern sollen, nähmen dabei als »Managementwissen« (41) eine zentrale Rolle ein. Die Verallgemeinerung der immateriellen Arbeit geht einher mit einer allgemeinen Umstrukturierung der Produktion. Auslagerung, Flexibilisierung und die massenhafte Einführung unsicherer Arbeitsverhältnisse haben Armut und den Verlust der sozialen Rechte zur Folge: »Prekäre Beschäftigung, Hyperausbeutung, hohe Mobilität und hierarchische Abhängigkeiten kennzeichnen diese metropolitane immaterielle Arbeit« (47).<sup>1</sup>

Lazzarato versucht, die spezifischen Widersprüche der postfordistischen Arbeit zu beschreiben. Die Gleichzeitigkeit von immensen Einkommens- und Machtverlusten der Arbeitenden mit der Anhäufung von organisatorischen Kompetenzen in ihrer Arbeit lege – theoretisch – ihren Ausstieg aus diesen Ausbeutungsverhältnissen nahe. Die Arbeitsfähigkeiten glichen »unternehmerische(n) Kompetenzen [...] zum einen eine Art Fähigkeit, in soziale Beziehungen organisierend einzugreifen, zum anderen Möglichkeiten, innerhalb des Bassins der immateriellen Arbeit gesellschaftliche Kooperationen zu initiieren und auszuweiten« (47). Die Subjekte der Massenintellektualität besäßen zum einen eine Wissens-Qualifikation als maßgebliche Produktivkraft, um als abhängig Arbeitende in die Kapitalverwertung eintreten zu können, zum anderen hätten sie durch ihr Wissen die Möglichkeit, partiell durch Formen selbstbestimmter Arbeit aus der Lohnarbeit zu flüchten.

Die Verweigerung der Arbeit gegenüber dem Kapital und die Versuche, durch autonome Organisationsformen die lebendige Arbeitskraft zur Reproduktion einer politisch widerständigen Bewegung zu nutzen, nannten die Operaisten zuweilen »Selbstverwertung« (40). Lazzarato geht davon aus, dass sich durch Formen der Selbstverwertung bereits eine »neue Massenintellektualität« (40) konstituiert hat, die »die Möglichkeit [...] einer radikalen Autonomie der immateriellen Arbeit« (51) realisiert. Theoretischer Bezugspunkt sind für ihn die marxischen Ausführungen über den »General Intellect« (vgl. dazu den Beitrag von W. F. Haug).

An anderer Stelle (53) behauptet Lazzarato ein tendenzielles Zusammenfallen von Verwertungsprozess und Produktion der gesellschaftlichen Kommunikation. Habe der Fordismus die Konsumtion in den zirkulären Prozess von kapitalistischer Produktion und Reproduktion der Bedingungen der Kapitalverwertung integriert, so dehne sich die »produktive Kooperation« im Postfordismus so weit aus, dass sie nun auch die »Produktion und Reproduktion der Kommunikation [...] und somit



auch deren Kern: die Subjektivität« (53) integrierte. Die Waren werden zum Teil mit kulturellen, ideologischen und ästhetischen Bedeutungen angereichert, so dass politisch-kulturelle Aussagen zunehmend auch oder sogar ausschließlich über den Konsum bestimmter »ideologischer Produkte« (61) gemacht werden. »Das Ensemble ideologischer Produkte bildet das ideologische Milieu.« (62) Konsumtion und gesellschaftliche Kommunikation werden hier in eins gesetzt und als Prozess der Produktion von Lebensstilen gefasst. Die »kapitalistische Aneignung« sei nun genötigt, auf diese Lebensstile hin zu produzieren, »indem sie sie normalisiert und standardisiert« (63). Daraus ergäbe sich eine Innovationskraft der Konsumenten-Öffentlichkeit, des »Kunden-Publikums« (62), der das Kapital bloß folgen könne. »Der Prozess gesellschaftlicher Kommunikation ist mitsamt seinem Hauptinhalt, der Produktion von Subjektivität, unmittelbar produktiv geworden.« (58)

Das kapitalistische Unternehmen erscheint hier als parasitäre Kommandoorganisation, die versucht, die Kommunikations- und Informationstechnologien zu kontrollieren und die in der gesellschaftlichen Kommunikation produzierten sozialen Werte als Waren zu integrieren, um somit die Subjektivitäten kapitalistisch zu verwerten. »Das ›Rohmaterial‹ der immateriellen Arbeit ist Subjektivität und das ›ideologische Milieu‹, in dem diese Subjektivität existiert und sich reproduziert.« (57)

Lazzarato folgt im wesentlichen Negris Ende der sechziger Jahre entwickelten These, dass die Klassenbewegung des Proletariats die Initiative für die Innovationen des Kapitals gebe. Die Kreativität der Arbeitenden beim Versuch, den Arbeitstag zu verkürzen, werde schließlich durch das Kapital als Innovation der Produktion adaptiert und absorbiert. So habe das Kapital auf die massenhaften Streiks und Arbeitsverweigerungen in Italien in den siebziger Jahren mit der postfordistischen Umstrukturierung im Sinne von Rationalisierung, Massenentlassungen, Auslagerung und Zergliederung der Produktion und der Einführung nicht-garantierter, flexibler Arbeitsverhältnisse reagiert.

Die Massenintellektualität konstituiert sich durch die Integration der Individuen in die Arbeitsprozesse und geht in den wiederkehrenden Bewegungen von Arbeitsverweigerung über diese hinaus. Von der These ausgehend, dass »der Konsumtionsakt produktiv« (54) wird, bestimmt Lazzarato (analog zur Produktion) die Konsumtion als zur Autonomie drängende gesellschaftliche Bewegung des Kunden-Publikums, in die das Kapital immer wieder »als Kommando oder Regulation« (64) eingreift und diese subsumiert.

Freilich überschätzt und mystifiziert er die Unabhängigkeit und aktive Innovation des Kunden-Publikums, um an Negris These anzuschließen, dass die proletarische Klassenbewegung die Widersprüche im Kapitalismus aktiv hervorbringe. Insbesondere unterschätzt er die aktive Kreativität des Kapitals bei der Erzeugung der immateriellen Arbeit, ihrer Technologien und ihrer kommunikativen Gehalte. Der Glaube an die Subjekte als aktive und schöpferische sowie an ihre Bedürfnisse als gesellschaftlich produktive und den Kapitalismus transzendierende soll die Annahme, das Proletariat sei »automatisches«, im Grunde bewusstloses Subjekt der Weltrevolution, ablösen, ohne dass mit deren metaphysischen Zügen gebrochen wird. Es müsste dargelegt werden, wie weit die Aktivität der Subjekte wirklich reicht, und Ansätze für die Überbrückung der Kluft zwischen dem

Bewusstsein der Theoretiker und der realen Klassenbewegung, genauer, den derzeit vorherrschenden regressiven Bewusstseinsformen im Proletariat auszuarbeiten.

### Negri

Negri verknüpft in seinem Artikel *Repubblica Costituente* (Negri u.a. 1998, 67-82) die Frage einer neuen Konstitution der gesellschaftlichen Arbeit direkt mit der Form des Aneignungsprozesses. Die Einbindung des Proletariats in die technowissenschaftlichen Prozesse der Produktion begünstige die Möglichkeiten einer »Wiederaneignung der Administration, die Wiederaneignung des gesellschaftlichen Kerns der Produktion« (79) und einer alternativen Nutzung der Maschinen und der Fähigkeiten der Individuen.

Die »Sowjets der Massenintellektualität« (78) als die Organisationen der Produzierenden des Postfordismus zeichneten sich dadurch aus, dass sie keine wie auch immer geartete Vermittlung mit der Macht anstreben, keinen neuen Klassenkompromiss aushandeln. Ihre Konstituierung vollziehe sich als unmittelbar produktives und solidarisches Netzwerk außerhalb des Staates. »Es ist das Paradox der konstituierenden Republik, dass der Prozess der Konstitution niemals abgeschlossen sein wird und dass die Revolution nicht endet.« (80)

Negri betont an anderer Stelle, dass sich die Autonomie der immateriellen Arbeit außerhalb der »kapitalistischen Vorherrschaft« (Negri 1996b, 97) konstituiert. Wie Lazzarato geht er davon aus, »dass die ganze Gesellschaft produktiv geworden ist« (97), dass es eine »autonome Organisation des gesellschaftlichen Lebens« (98) gibt, die vom Kapital unterworfen und angeeignet wird. Er beschreibt, wie in der Entwicklung bei FIAT seit den sechzigern Jahren die Zunahme an Verantwortung und intellektuellen Tätigkeiten der Arbeitenden parallel zu der in den Siebzigern erfolgten Auslagerung der Produktion verlief (93f). Die Massenintellektualität als allgemeines Vermögen der Arbeitenden habe sich die immaterielle Arbeit später zum Teil angeeignet und eigene produktive Netzwerke aufgebaut. Das Kapital sichert sich die Vorherrschaft über diese produktiven Prozesse nur noch über die Kontrolle der »monetären Ströme«, also des Geldes. Die Zuliefererarbeiten von Kleinunternehmern und Ein-Person-Betrieben an ein bestimmtes oder an wechselnde Unternehmen erfordern die Koordination und Kommunikation dieser produktiven Einheiten. Dies habe schon jetzt soziale Kooperationen gegenseitigen Austauschs entstehen lassen. Der Übergang zur konkreten Aneignung der Produktion durch einen Austausch ohne das Kapital erscheint so ideologisch überwindbar.

In seiner Streikanalyse (Winter 1995/96 in Frankreich) interpretiert Negri die Kämpfe zur Erhaltung von Arbeitsplätzen und Sozialleistungen im öffentlichen Dienst als ersten Schritt zur »Wiederaneignung der Verwaltung« (Negri 1996a, 85). Während der Staat die öffentlichen Dienste privatisieren will, d.h. ihre Öffentlichkeit, ihre allgemeine Zugänglichkeit den Gesetzen der Rentabilität opfern will, hätten die Arbeitenden der privaten Sektoren und die Individuen als Konsumierende im Streik konkret erfahren, dass die Leistungen der öffentlichen Dienste durch die Bedürfnisse aller produziert werden, dass die Produktion von Reichtum auf den Leistungen des öffentlichen Dienstes beruht: Ohne Metro, Busse und Bahnen

konnten Millionen ihre Arbeitsplätze nicht erreichen und ihre Stadtteile nicht verlassen, die Telekommunikation ist in immer mehr produktiven und sozialen Prozessen unabdingbar, Schulen, Kindergärten und Universitäten stellen gesellschaftliche Fähigkeiten und Subjektivitäten der Individuen erst her, ebenso in anderer Art das Gesundheitssystem. Die Dienstleistungen des staatlichen Energiesektors sind überhaupt unverzichtbar für das städtische Leben.

Die vom Staat betriebene Privatisierung der öffentlichen Dienste bedeutet niedrige Löhne und flexibel organisierte Ausbeutung für die dort Arbeitenden und hat den Ausschluss der ärmeren Schichten aus dem Bildungs- und Gesundheitssystem zur Folge. Dagegen formuliert Negri mit der Aufforderung, »das Öffentliche gegen den Staat aufzubauen« (90) als Perspektive die Zusammenarbeit einer neuen Öffentlichkeit der Konsumenten, der Kooperation und des wechselseitigen Austauschs der auf vielfältige und unterschiedliche Weise Qualifizierten und Produzierenden.

Negri und Lazzarato setzen darauf, dass eine wichtige ökonomische wie politische Konfliktlinie zwischen den von Entlassung bedrohten Staatsbediensteten und der neuen, neoliberal ausgerichteten »Unterwerfungs- und Reglementierungspraxis des Staates« (Lazzarato 1996, 13) verläuft. Die zwei Entwicklungsalternativen der Dienstleistungsökonomie wären dann: die Aneignung großer Teile dieser Produktion durch das Kapital und der abgestuft selektive Ausschluss großer Teile der Bevölkerung von deren Diensten und die breite Aneignung der Dienstleistungsproduktion durch eine ihre materiellen Bedürfnisse artikulierende Produzenten- und Konsumenten-Öffentlichkeit. Entscheidend wäre, ob diese in der Gesellschaft verstreuten Individuen realisieren, dass sie die ihrem kulturellen und technologischen Niveau entsprechenden materiellen Bedürfnisse innerhalb der vom Kapital dominierten Geldzirkulation nicht mehr realisieren können und dass sie die Möglichkeit von Reichtumsproduktion und materiellem Austausch jenseits des Kapitals als sinnvolle Perspektive interpretieren.

Trotz der starken Prägung der Analysen durch die spezifische französische Erfahrung sollen sie als fragmentarische Perspektiven der Aneignung ernstgenommen und diskutiert werden, da wir nicht davon ausgehen, dass es nur eine einzige, global kohärente Aneignungsperspektive gibt. Es lassen sich auch Beispiele für einen Konflikt innerhalb des Staates außerhalb von Frankreich finden, wo Organisationsgrad und Kampfbereitschaft im staatlichen Sektor außerordentlich groß sind.

In Italien sind im Oktober 1999 20 000 Beschäftigte des öffentlichen Dienstes auf die Straße gegangen, die seit vier Jahren ohne soziale Absicherung arbeiten. Bei diesen prekären Arbeitenden in der Verwaltung handelt es sich um insgesamt 140 000 Personen, die 20 Wochenstunden arbeiten und im Durchschnitt 800 Mark verdienen. Die etablierten Gewerkschaften haben diese Regelung mitverabschiedet und halten sich von den Protesten fern. Die Demonstrationen waren von unabhängigen Gewerkschaften und Arbeitslosenorganisationen organisiert.

Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass in Hamburg im Dezember 1999 eine Demonstration von 1 000 Menschen »für soziale BürgerInnenrechte« von der Sozialpolitischen Opposition Hamburg getragen wurde, die vor allem aus »engagierten SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen« besteht (»Zwergen-Aufstand«, in: ak 434, Januar 2000, 1). Dies sind vor allem die Arbeitenden in den sozialen Diensten, wo Leistungen gestrichen und Stellen abgebaut werden sollen.

Lazzarato setzt auf eine Aneignungsbewegung der Staatsangestellten, die aus dem Staat herausführt: »Aneignung der Verwaltung – das kann nichts anderes heißen, als den öffentlichen Dienst der Aufsicht des Staates sowie der privaten Aneignung zu entziehen und an seiner Stelle auf die demokratischen Entscheidungen von unten zu setzen« (Lazzarato 1996, 13).

### *Das Kapital fällt als Gegner aus*

Zwei Aspekte sollen hier noch einmal expliziert werden: Die Bestimmung des neuen gesellschaftlichen Subjekts im Postfordismus und der zentrale gesellschaftliche Konflikt.

1) Als das hegemoniale Subjekt im Postfordismus gilt Negri und Lazzarato die Menge, die Masse, die heterogene Vielheit (›Multitude‹) der mit der ›immateriellen Arbeit‹ entstehenden kommunikativen, kooperativen und intellektuellen Subjekte. Obwohl sie sich oftmals auf die Begriffe ›Proletariat‹ oder ›Arbeiterklasse‹ beziehen, möchten sie diese Begriffe fallenlassen: »In den aktuellen Kämpfen artikuliert sich ein neues Subjekt. Es als Arbeiterklasse zu bezeichnen, würde nur Verwirrung stiften und in keiner Weise den Prozessen von Subjektconstitution, die im Gange sind, entsprechen.« (Lazzarato 1996, 14)

Ich weiß nicht, ob von einer neuen Klasse geredet werden kann. Können Sie sich eine Allgemeinheit von Menschen vorstellen, die die Charakteristika einer Klasse haben und die sich zugleich voneinander unterscheiden? [...] Ich spreche dagegen von der Multitude. Und diese Multitude kann in Klassen, Gruppen etc. unterteilt werden. Aber das große Problem ist die Repräsentation der Multitude. (Negri 1996b, 104)

Zudem sind die Autoren der Auffassung, dass die Heterogenität und Vielgestaltigkeit der gesellschaftlichen Arbeiterinnen des Postfordismus auch in der Verstreutheit und Vielfältigkeit ihrer Produktion begründet ist. Welche Teile der immateriell Produzierenden sie als Trägerinnen des Widerstands propagieren, bleibt daher flexibel: Mal sind es IngenieurInnen der Post (105), mal prekär Beschäftigte oder junge Erwerbslose (Negri u.a. 1998, 45) – die Segmentierung des Arbeitsmarktes wird zwar erwähnt, doch die Potenziale für ›autonome Arbeit‹ transzendieren diese Segmente.

2) Die Antwort auf die zweite Frage: Der »Klassenkampf in der Postmoderne« (Lazzarato 1996) sieht sich vor der Merkwürdigkeit, dass in der postoperaistischen Konzeption der antikapitalistische Kampf ohne direkte Konfrontation mit dem Kapital geführt wird. In der postmodernen »reale(n) Subsumtion der Gesellschaft unter den Staat« (Negri/Hardt 1997, 114) erodierten die gewerkschaftlichen und institutionellen Vermittlungen zwischen Arbeitskräften, Staat und Kapital und so verschwindet auch die Zivilgesellschaft. Die vormals spezifischen Disziplinierungstechniken von Fabrik, Schule, Gefängnis usw. würden als verallgemeinerte Kontrolltechniken über die ganze Gesellschaft hinweg verstreut.

Die zivile Gesellschaft existiere nur noch als ideologische Simulation, die der Staat den Bürgern offeriert. Durch den Ausschluss antagonistischer gesellschaftlicher Kräfte aus seiner institutionellen Vermittlung separiere sich der Staat von diesen. Da der Staat die neoliberal deregulierte Ökonomie lediglich durch sein Standort-Regime und die ideologische Produktion einer »moralischen Einheit«

(Negri/Hardt 1997, 110) ergänze, seien die Produzentinnen als solche nicht mehr gesellschaftlich repräsentiert. Die Verweigerung der Arbeit gegenüber dem Kapital finde allein in der Gründung von eigenen Unternehmen durch die Produzentinnen eine Perspektive.

Da der Staat also die materiellen Interessen der Produzentinnen ignoriert und die Stabilität des politischen Systems mittels ideologischer Integration, Kontrolle und Repression erhält, ist er für Negri der Hauptgegner einer gesellschaftlichen Aneignungsbewegung. Das Kapital kontrolliere lediglich die Geldströme und erhalte sich dadurch das Kommando über die Produktion.

Die gesellschaftlichen Konflikte artikulieren sich in gesellschaftlichen, gegen den Staat und seine konkreten Kontroll-Politiken gerichteten Bewegungen sowie in der konkreten und direkten Aneignung der Produktion. Negri betont die Notwendigkeit des konstruktiven Charakters der Kämpfe:

Das Problem des Übergangs zu einer autonomen sozialen Gemeinschaft, zum Kommunismus, wird nicht einfach nur in der Bestimmung der Form des Kampfs gegen den Staat bestehen, sondern wird im Gegenteil im wesentlichen an der Bestimmung der Zeiten und der Formen liegen, unter denen sich die Wiederaneignung der produktiven Funktionen von seiten der Gemeinschaft abspielen wird. (Negri 1996a, 86)

Die Aneignung und Befreiung der gesellschaftlichen Produktion realisiert sich durch den Ausstieg aus der kapitalistischen Verwertung sowie dem Wiederaufbau der Verwaltung außerhalb des Staates. Diese Tendenz zur Selbstorganisation der Produzentinnen jenseits einer gewerkschaftlichen Vermittlung bezeichnet Negri als das Ende der »Klassendialektik« (Negri 1996b, 98).<sup>2</sup>

Die abstrakte Rede von der Aneignung der Gesellschaft bleibt bei den Post-Operaisten auffällig unvermittelt mit aktuellen Forderungen und Zielen der linken Bewegungen in Europa – mal abgesehen vom immer gut klingenden Einklagen einer sozialen Grundsicherung als »gesellschaftliches Einkommen«. Angesichts von Millionen »autonomen« Ein-Personen-Unternehmen auf eine »natürliche« Eigendynamik der Selbstverwaltung zu setzen, wirkt naiv. Ebenso scheint es angesichts massenhafter – wenn auch z.T. technologisierter – materieller Arbeit im Niedriglohnsektor fragwürdig, warum dort Auseinandersetzungen mit dem Kapital keine politische Perspektive, wenn vielleicht auch eine andere Form haben sollten.

Die Postoperaisten schreiben viel über die objektiven Voraussetzungen einer Aneignung von unten, darüber, dass es keine reformistische Lösung mehr gibt und dass daher die objektiven Interessen aller Arbeitenden außerhalb des Kapitalismus lägen. Aber es gab nie eine reformistische »Lösung«, sondern immer nur Kompromisse mit Teilen der Ausgebeuteten, und die objektiven Interessen haben ohne die konkrete Vermittlung durch revolutionäre Ideen und emanzipative politische Projekte nie jemand hinter dem Ofen hervorgelockt.

### *Das Gespenst des Produktivismus*

Wenn es um politische Praxis geht, bleibt es bei Andeutungen. Getreu ihrem von Marx entlehnten Ausspruch, der Kommunismus sei die reale gesellschaftliche Bewegung<sup>3</sup>, begnügen sie sich damit, soziale Bewegungen der Gegenwart als

242  
Kronzeuginnen ihrer Analysen anzuführen. Hier fällt die Schwäche der Autoren ins Gewicht, den Ort oder den Charakter des Bruchs mit der Macht nicht näher bestimmen zu können, den sie nach wie vor als notwendige Voraussetzung der revolutionären Bewegung ansehen.

Ein Szenario des künftigen gesellschaftlichen Konfliktes entwerfen Negri/Hardt auf der letzten Seite ihres Buches *Die Arbeit des Dionisos* (1997, 178): Dem repressiven postmodernen Staat steht die Gesellschaft der autonomen Produzenten gegenüber, das Leben der demokratischen »Multitude«<sup>4</sup> wird durch den sich im Delirium befindenden, quasi-parasitären Staat mit dem Tod bedroht. Entwicklung von Staat und Gesellschaft werden hier als zwei unabhängige Prozesse verstanden, die in einem kritischen Moment »einander konfrontieren werden« (178).

Die Autonomie der Gesellschaft vom Staat wird über ihre Produktivität, die Produktion von »Reichtum, Wissen und Kooperation« (177) definiert. Gerade die italienische Arbeiterautonomie der späten sechziger und siebziger Jahre hatte sich über die Anti-Produktivität, die Ablehnung des parteikommunistischen Mythos der Produktivität und dessen Absolutierung der Arbeit konstituiert. Negri hingegen findet über die Adaption feministischer Kritiken des herkömmlichen Arbeitsbegriffs zu einer neuen Fetischisierung von »Produktivität«. Wieder wird der Arbeitsbegriff zur Grundlage der politischen Analyse (vgl. vor allem Hardt/Negri 1997, 9). Die problematische historische Verknüpfung von Arbeitsideologie mit Leistungsdenken und Disziplinierung auch und gerade in der Arbeiterbewegung wird nicht reflektiert. Stattdessen wird jedes gesellschaftliche Handeln als produktives, also mithin als Arbeit definiert. Doch bei dieser generalisierenden Wendung gehen die Charakteristika verschiedener Formen der Arbeit verloren: das als »privat« ideologisierte Segment, in dem viele unbezahlte Arbeiten geleistet werden, sowie die besondere Abhängigkeit des Kapitals von der Lohnarbeit als Ort der kapitalistischen Wertschöpfung.

Mit der von Gramsci inspirierten Figur der »Autonomie der Gesellschaft« (176) werden Fragen der Ideologie und der kulturellen Hegemonie politischer Ideen damit abgehandelt, dass die produktiven Prozesse aufgrund ihrer Struktur emanzipative soziale Kooperationen nahelegen würden. Da Negri es für aussichtslos hält, den Staat über die Zivilgesellschaft zu beeinflussen, wäre die kulturelle Hegemonie der revolutionären Bewegung bei ihm in die entgegengesetzte Richtung wie bei Gramsci gerichtet: weg vom Staat.

Andererseits stützt sich die neue Immanenzlogik des postoperaistischen Ansatzes auf die Analyse, dass im postmodernen Kapitalismus Gesellschaft nunmehr mit der nicht mehr nur formellen, sondern realen Subsumtion<sup>5</sup> unter das Kapital kein »Außen gegenüber dem Kapital« mehr habe, »die Produktion und Reproduktion des Sozialen findet derart innerhalb des Kapitals statt« (21). Der Postoperaismus der Neunziger sieht den Kampf auf dem gesellschaftlichen Terrain gegen die reale Subsumtion der Gesellschaft unter das Kapital als verloren an.<sup>6</sup> Folglich ist allein der Kampf innerhalb dieser vom Kapitalismus vollkommen durchdrungenen Gesellschaft möglich, der Antagonismus kann sich nur innerhalb dieser produktiven Prozesse konstituieren. Die konstatierte Durchdringung der Subjektivitäten mit kapitalistischen Prozessen, also die Einbindung der Subjekte in dementsprechend funktionale Verhaltensweisen und Herrschafts-Ideologien steht dabei

allerdings recht unvermittelt neben dem behaupteten »produktiven Exodus« (177) der Gesellschaft aus dem Staat.

Die These, dass ausgehend von einer diktatorischen Schließung der Gesellschaft durch das Kapital innerhalb dieser Gesellschaft eine Öffnung, eine Fluchtbewegung entsteht, verabsolutiert die Dominanz der kapitalistischen Prozesse in der Gesellschaft, um daraufhin den fundamentalen Bruch über einen einfachen, »demokratischen« Dissens einleuchtender definieren zu können.

Die Argumentationen der Autoren bleiben am Begriff der produktiven Prozesse und der durch diese entstehenden Kooperationen orientiert und somit letztlich ökonomistisch, solange nicht angegeben werden kann, wie Produktivität und Kooperation als kapitalistisch funktionale von den Autonomie konstituierenden Prozessen unterschieden werden könnten. Auch wenn die Einbindung der Subjekte in Verwertungsprozesse erst den »universellen Charakter« (MEW 3, 67) der Aneignung der Produktivkräfte (als »objektive« Voraussetzung) herstellen kann, so bleiben doch die politische Mobilisierung und das Durchbrechen einer *ideologischen Hegemonie* als »subjektive« Voraussetzungen ein blinder Fleck.

Zuweilen scheint es, als überbewerteten die Autoren die Produktivkraftentwicklung und ihre Auswirkungen auf die gesellschaftliche Struktur und würden zudem noch aktuelle, sich als utopisch-kritisch verstehende Selbstbilder des Kapitalismus betreffs »hybrider Subjektivität« (19) und »globaler Informationsgesellschaft« teilen. Durch die Behauptung einer gesellschaftlichen Allgegenwart des Kapitals, die alle anderen sozialen Strukturen hinwegfegt oder vereinnahmt, schafft Negris Analyse eine Tabula-Rasa-Situation, die durch ein ebensolches Tabula-Rasa-Konzept der »Aneignung von unten« beantwortet wird.

### *Biopolitik und Ideologie*

Den Postoperaisten gebührt das Verdienst, Klassenkampf und Kommunismus, eine offensive Perspektive für die Linke nach 1989 überhaupt wieder glaubwürdig und prominent zum Thema gemacht zu haben. Sie stellen dabei die Krise der Repräsentation, die die parlamentarische Demokratie heimsucht, ins Zentrum ihrer Diskussion. Wie Robert Kurz und zuletzt sogar Joachim Hirsch (2000) führen sie ihre Analysen zu vereinfachenden Schlüssen, die in apokalyptischem Ton das »Ende der Politik« (oder »das Ende des Werts«) verkünden, um dagegen bemüht radikal das Ganz Andere zu fordern, ohne die von ihnen aufgespürten Tendenzen in der politischen Geographie des Jahrzehnts zu verorten.

In den Neunzigern wurde in Europa mittels einer ideologischen Hegemonie des Rechtspopulismus und seiner Themen Innere Sicherheit, Einwanderung und Standortsicherung die materielle Benachteiligung der unteren Schichten wesentlich verstärkt. Das Feld des gemeinschaftlichen Signifikanten halten Massenkultur und Rassismus besetzt, während die soziale Polarisierung mittels Niedriglöhnen und Arbeitszwang weitergeht. Zudem transportiert das nationalistische Bewusstsein fast durchweg patriarchale Werte und konservative Sozialtraditionen.

Diese spezifische Mischung aus Neoliberalismus und Nationalismus ist also nach wie vor eine *Politik*. Wenn einige neuere linke Theoretiker das Ende der »Politik« behaupten, stellt sich die Frage nach dem politischen und ideologischen Kampf

für sie nicht mehr. Für Negri etwa ergibt sich daraus die Konsequenz, nur noch auf den ökonomischen Kampf zu setzen, der ja mittlerweile den politischen und ideologischen automatisch integriere.

Der von Negri adaptierte Begriff »Biopolitik« (1998, 35) könnte auf die gesellschaftlichen Kämpfe der antirassistischen und antipatriarchalen Bewegungen bezogen mehr meinen als die immateriellen Anteile »affektiver Arbeit«. Die Biopolitik des Staates institutionalisiert gesellschaftliche Regulierungen, die als »Natur«, somit Leben, Bios deklariert werden, um unangreifbar zu bleiben. Genau diese Verwaltung von Bevölkerungsgruppen nach Nationalität, Geschlecht, Norm und Abweichung kann eine »reappropriation of the biopolitical context« (Negri 1999, 88) angreifen: Die antirassistischen Bewegungen richten sich zum einen gegen Gesetze und ihnen entsprechende »Verwaltungsakte« wie Abschiebungen und Arbeitskontrollen sowie gegen polizeiliche Praxen wie Misshandlung, Benachteiligung, zum anderen gegen hierarchische und ausgrenzende Formierungen in der Gesellschaft selbst. Auf denselben Terrains artikulieren sich die Kämpfe von Frauen und von Homosexuellen. Kämpfe gegen Abtreibungsverbot, Diskriminierung, Vergewaltigung und Ausgrenzung richten sich sowohl gegen staatliche Reglementierung wie sie mit einer Intervention in die autoritär formierte »(Un-)Zivilgesellschaft« verbunden sind. Mit Negri und Lazzarato könnten diese Kämpfe als Aneignungen des konkreten, alltäglichen Lebens gegen die technokratische Biopolitik des Staates, als Wiederaneignungen des Lebens interpretiert werden. Diese gesellschaftlichen Kämpfe richten sich gegen den Staat in seiner Funktion als Produzent der hierarchischen Segregationen in der Gesellschaft sowie als Akteur bei der Umstrukturierung der öffentlichen Dienste und des öffentlichen Raums zu privatisierten Sektoren, die stigmatisierten Gruppen nicht zugänglich sind. Die Kämpfe intervenieren in die Gesellschaft, kritisieren segregierende und normierende Praxen und etablieren andere Praxen und Lebens-Modelle; sie bewegen sich gleichzeitig auf der symbolischen wie auf der konkret Gesellschaft gestaltenden Ebene.

Eine Politik, die die ökonomische Selbsterhaltung der Individuen und ihre lebensweltliche Reproduktion gerecht organisieren will, würde hier tatsächlich eine Lücke schließen. Permanente Skandale wie die Streichung sozialer Rechte und die Segmentierung des Arbeitsmarktes scheinen noch unbeeinflussbarer als andere gesellschaftliche Entwicklungen. Ohne die Hegemonie des nationalistischen Mainstreams – gerade auf dem Diskursfeld »soziale Gerechtigkeit« – mit einer konkreten Perspektive und einem politischen Projekt angreifen zu können, wird eine massenhafte Aneignungspolitik erst gar nicht zum Zuge kommen.

Angesichts der realen Polarisierung der Chancen sind Immaterialität der Arbeit und hohe Qualifikation übrigens kaum allgemein vorauszusetzen. Auch hier hat die Selektion des Bildungssystems schon Fakten geschaffen. Trotz aller Massenintellektualität sind Verweigerung und Flucht vor den produktiven Prozessen ebenso allgemeine Phänomene wie die Unfähigkeit, die Unmöglichkeit oder der Unwille, an diesen produktiven Prozessen überhaupt teilzuhaben. »Die technologischen Strukturveränderungen werden dazu führen, dass ungleiche Schulausbildungen und intellektuelle Hierarchien eine immer wichtigere Rolle im Klassenkampf spielen, in der Perspektive einer verallgemeinerten techno-politischen Selektion der Individuen.« (Balibar 1990) Daher wird eine antikapitalistische Strategie auch daran



zu messen sein, wie sie diese intellektuellen Hierarchien im besten Sinne ›aufzuheben‹ vermag.

### Anmerkungen

- 1 Auch diese Entwicklung hat sich schon in den siebziger Jahren angekündigt, ist in den Achtzigern manifest geworden, um sich in den neunziger Jahren über sämtliche Branchen und Lohngruppen auszubreiten.
- 2 Es sei erwähnt, dass einer der ersten Arbeitskämpfe in der Boom-Branche der Call-Center, der anlässlich der geplanten Stilllegung eines Betriebs der Citibank in Bochum entbrannte, in der Neugründung eines eigenen Call-Centers durch die Beschäftigten endete. Dies geschah zuerst gegen den Willen der Gewerkschaft HBV; die Neu-Unternehmerinnen wollen ihre Kommunikations-Dienste gewerkschaftlichen und anderen solidarischen Gruppen zum Sonderpreis zur Verfügung stellen. (Oberlindober 1999a, 1999b)
- 3 »Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung.« (MEW 3, 35; bei Negri/Hardt 1997, 5)
- 4 Ich zitiere hier die Erklärung der Übersetzer von *Arbeit des Dyonisos*: »Multitude (frz.eng.): Masse, Menge, Vielheit. Der Begriff spielt an auf Spinoza, der seine Auffassung der *multitudo* im *Tractatus Politicus* expliziert, und verweist auf ein konstituierendes Vermögen, das einem Gemeinwesen zukommt, als reflexives Verhältnis der Massen zu sich selbst.« (Negri/Hardt 1997, 27)
- 5 Negri/Hardt übertragen die marxischen Begriffe auf aktuelle Entwicklungen: »Postmoderner Kapitalismus wäre, in einer ersten Annäherung, mit den Worten von Marx als Phase der realen Subsumtion der Gesellschaft unter das Kapital zu verstehen. Die vorausgehende Phase (der formellen Subsumtion) war dadurch gekennzeichnet, dass es dem Kapital gelang, eine Hegemonie gegenüber der gesellschaftlichen Produktion auszuüben, doch blieben zahlreiche Produktionsprozesse, die, gewissermaßen als Momente prä- oder nicht-kapitalistischer Verhältnisse, ihren Ausgangspunkt außerhalb des Kapitals hatten. Das Kapital subsumiert diese ihm äußerlichen Prozesse formell, indem es sie der Vorherrschaft kapitalistischer Verhältnisse unterwirft. In der Phase der realen Subsumtion gibt es das Außen gegenüber dem Kapital nicht mehr, das heißt diese ihm äußerlichen Produktionsprozesse sind verschwunden.« (Negri/Hardt 1997, 20f)
- 6 Während in Negri/Hardt 1997, 20f noch von der »realen Subsumtion der Gesellschaft unter das Kapital« die Rede ist, wird in 114ff irritierenderweise »Die reale Subsumtion der Gesellschaft unter den Staat« beschrieben.

### Literatur

- Balibar, Etienne, 1990: »Gibt es einen Neo-Rassismus?«, in: E. Balibar und I. Wallerstein: *Rasse, Nation, Klasse*, Hamburg
- Friedrichs, Günther (Hg.), 1963: *Automation und technischer Fortschritt in Deutschland und den USA*, Frankfurt/M
- Hirsch, Joachim, 2000: »Krise als Chance. Abschied von der Politik«, in: *Jungle World* 7, 4. Jg., 17-20
- Lazzarato, Maurizio, 1996: »Klassenkampf in der Postmoderne«, in: *Die Beute* 10 (2/96), 8-17
- Marx, Karl, und Friedrich Engels, 1846: *Deutsche Ideologie*, MEW 3, Berlin/DDR, v.J.
- Marx, Karl, 1858: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, MEW 42, Berlin/DDR
- Negri, Antonio, 1996a: »Die Wiederaneignung des öffentlichen Raums«, in: *Die Beute* 12 (4/96), 80-90
- ders., 1996b: »Verlangt das Unmögliche, mit weniger geben wir uns nicht zufrieden«, Interview mit Antonio Negri von Paschutan Buzari und Thomas Atzert, in: *Die Beute* 12 (4/96), 92-106
- ders., 1998: *Ready-Mix. vom richtigen gebrauch der erinnerung und des vergessens*, Berlin

ders., 1999: »Value and Affect«, in: *Boundary 2*, 77-88

ders. und Michael Hardt, 1997: *Die Arbeit des Dionisos. Materialistische Staatskritik in der Postmoderne*, Berlin

Negri, Antonio, Maurizio Lazzarato und Paolo Virno, 1998: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*, (hg. Thomas Atzert), Berlin

N.N., 2000: »Zwergen-Aufstand«, in: *ak* 434, 30. Jg., 1, 22f

Oberlindober, Hannes, 1999a: »Aufstand im Call-Center«, in: *ak* 425, 29. Jg., 23;

ders., 1999b: »Warum wir kämpfen«, <http://www.labournet.de/branchen/dienstleistung/hoo-rede.html>

Pollock, Friedrich, 1956/1963: *Automation. Materialien zur Beurteilung ihrer ökonomischen und sozialen Folgen*, Frankfurt/M

Projektgruppe Automation und Qualifikation (PAQ), 1975: *Automation in der BRD*, Berlin/West

dies., 1978: *Theorien über Automationsarbeit*, Berlin/West

dies., 1987: *Widersprüche der Automationsarbeit*, Berlin/West

Rifkin, Jeremy, 1995: *Das Ende der Arbeit*, Frankfurt/M

Antonio Negri

## Wert und Affekt<sup>1</sup>

Ich denke nicht, dass es den Vertretern der politischen Ökonomie in den Polemiken, die nun schon zweihundert Jahre die Entwicklung der Werttheorie begleiten, jemals gelungen ist, Wert und Arbeit zu entkoppeln. Sogar die Grenznutzentheorie und die neoklassischen Schulen, die diese Entkopplung als ihre Berufung betrachten, sind gezwungen, diese Beziehung mitsamt ihrer Grundlage, der massenhaften lebendigen Arbeit in Rechnung zu stellen, und zwar jedes Mal, wenn sie sich mit der politischen Ökonomie konkret auseinandersetzen. In der neoklassischen Theorie lehnen alle Analysen des Marktes sowie unternehmerischer, finanzieller und monetärer Beziehungen prinzipiell jeden Bezug zur Arbeit ab. Tatsächlich ist es keine Überraschung, dass die neoklassischen Theoretiker nichts zu sagen wissen, wenn sie mit politischen Entscheidungen konfrontiert sind. Die Theorie des Arbeitswerts entspringt genau wieder der Situation, in der die Gründer dieser Schule sie angesiedelt hatten, und dadurch sind die Neoklassiker in ihren eigenen Geleisen eingesperrt. Der Ort des Konflikts (und die schließliche Vermittlung) des ökonomischen Verhältnisses als eines sozialen Verhältnisses enthüllt die Ontologie der ökonomischen Theorie.

Aber die Veränderungen, die sich seit der Zeit der Vorherrschaft der klassischen Werttheorie unwiderruflich vollzogen haben, eröffnen die Möglichkeit, die Werttheorie auf der Ebene der ökonomischen Ordnung zu entwickeln, oder mehr noch, den Wert als Maß konkreter Arbeit anzusehen, entweder individuell oder kollektiv. Die ökonomischen Konsequenzen dieser Problematik sind sicherlich wichtig, doch genauso wichtig sind ihre anthropologischen und sozialen Voraussetzungen. Auf diese letzteren Aspekte möchte ich mich hier konzentrieren: auf die Neuerung, die die Werttheorie »von unten«, von der Grundlage des Lebens aus verändert.

In den Jahrhunderten kapitalistischer Modernisierung, im Übergang von der Manufaktur zur großen Industrie, um Marx' Begriffe zu benutzen, ging die Möglichkeit Arbeit zu messen, die mehr oder weniger in der Periode der Akkumulation funktioniert hatte, immer mehr verloren, und dies aus zwei Gründen: Zum einen, weil die Arbeit, als sie sowohl individuell als auch kollektiv hoch qualifiziert und immer komplexer wurde, nicht mehr auf einfache, kalkulierbare Mengen reduziert werden konnte; zum zweiten, weil das Kapital, je stärker es sich finanzkapitalistisch orientierte und in staatliche Regime eingebettet wurde, die Vermittlung zwischen verschiedenen Sektoren des ökonomischen Kreislaufs (Produktion, soziale Reproduktion, Zirkulation und die Distribution der Einkommen) immer künstlicher und manipulierbarer und dadurch abstrakter organisiert hat.

Aber all dies ist Vorgeschichte. Auf dem globalen Markt, in der Postmoderne kann das Problem des Maßes selber nicht verortet werden. Sicher ist es richtig, dass in der Phase des Übergangs zur Postmoderne – in der Zeit der antiimperialistischen und antikolonialen Kämpfe – die Theorie des Arbeitswerts wieder in makroökonomischen Begriffen aufzuerstehen schien, als Theorie der internationalen Arbeitsteilung, des »ungerechten Tauschs«, der postkolonialen Ausbeutung.

Aber diese Renaissance erwies sich schnell als illusorisch, sobald offensichtlich wurde, dass das Ensemble der produktiven Prozesse nicht nur durch die Multi-nationalisierung der industriellen Aktivität und der finanziellen Globalisierung aufgesaugt wurde, sondern auch durch die Technologien der Kybernetik und Kommunikation sowie durch die Investition immaterieller und wissenschaftlicher Arbeit weiter intensiviert wurde.

Das bedeutet nicht, dass die internationale Arbeitsteilung und die postkoloniale Ausbeutung nicht mehr existieren würden. Im Gegenteil, sie wurden außerordentlich verschärft. Aber zugleich haben sie ihre Spezifik verloren (und damit die Möglichkeit, die Werttheorie anhand von konkreten Beispielen zu reaktivieren), weil diese Art der Ausbeutung selbst globalisiert wurde, die metropolitanen Territorien überflutet hat und so das Maß der Ausbeutung endgültig zu Ende gegangen ist. In der Ökonomie der Postmoderne und den Territorien der Globalisierung kommt die Produktion von Waren durch Kommando zustande, die Arbeitsteilung entsteht durch das Kommando, und die Artikulation der Maße der Arbeit wird im globalen Kommando ungeschehen gemacht.

Wenn wir die Dinge aus der Perspektive der politischen Ökonomie, in anderen Worten, »von oben« betrachten, ist das Thema »Wert-Affekt« so sehr in den makro-ökonomischen Prozess integriert, dass es praktisch unsichtbar ist. Die Ökonomie ignoriert das Problem, ohne Schwierigkeiten zu erkennen. Unter den zahlreichen Fällen betrachten wir zwei, die exemplarisch sind. Der erste Fall betrifft die Hausarbeit von Frauen und/oder Müttern/Ehefrauen. In der Tradition der politischen Ökonomie kann dieses Thema nur im Rahmen einer Betrachtung des direkten oder indirekten Lohns des Arbeiters (männlich, Familienoberhaupt) aufgeworfen werden, oder, wie in letzter Zeit, als Bestandteil der disziplinären Techniken der demographischen Kontrolle von Bevölkerungen (und der möglichen Interessen des Staates, des kollektiven Kapitalisten an der ökonomischen Regulierung dieser demographischen Entwicklung). Wert wird somit angenommen [*assumed*], indem er von Arbeit abgelöst wird (der Arbeit von Frauen – in diesem Fall Mütter und Ehefrauen), indem er – mit anderen Worten – vom Affekt abgelöst wird. Ein zweites Beispiel befindet sich am extrem entgegengesetzten Ende des Spektrums. Dieser Fall befasst sich nicht mehr mit den traditionellen Paradigmen der klassischen Ökonomie, sondern mit einem wirklich postmodernem Thema: der sogenannten Ökonomie der Aufmerksamkeit. Dieser Begriff bezieht sich auf die Bemühung, die Interaktivität des Benutzers von Kommunikationsdiensten in der ökonomischen Kalkulation vorauszusetzen. Auch in diesem Fall, und hier in der eindeutigen Bemühung, die Produktion von Subjektivität zu absorbieren, ignoriert die Ökonomie den Gehalt dieser Frage. Da sie die Aufmerksamkeit auf die Kalkulation eines »Publikums« konzentriert, wird die Produktion von Subjektivität auf einem entkörperlichten Horizont eingeebnet, kontrolliert und kommandiert. Arbeit (Aufmerksamkeit) wird hier subsumiert, indem sie vom Wert des Subjekts, also vom Affekt abgelöst wird.

Um das Thema Wert-Affekt genau zu bestimmen, müssen wir die Ignoranz der politischen Ökonomie hinter uns lassen. Wir müssen es exakt auf der Grundlage eines scheinbaren Paradox verstehen: Je mehr das Maß des Wertes unwirksam wird, desto stärker wird der Wert der Arbeitskraft bestimmend in der Produktion;

je mehr die politische Ökonomie den Wert der Arbeitskraft verdeckt, desto stärker dehnt sich der Wert der Arbeitskraft aus und tritt in ein globales Terrain, in ein biopolitisches Terrain ein. Auf diese paradoxe Weise wird Arbeit zu Affekt, oder besser: Arbeit findet ihren Wert im Affekt, wenn Affekt als Handlungsfähigkeit im Sinne Spinozas (*potentia agendi*) definiert wird.

Das Paradox kann somit in diesen Begriffen noch einmal beschrieben werden: Je stärker die Werttheorie ihren Bezug zum Subjekt verliert (das Maß war dieser Bezug als eine Grundlage der Vermittlung und des Kommandos), desto stärker ist der Wert der Arbeit im Affekt verortet, d.h. in lebendiger Arbeit, die innerhalb des Kapitalverhältnisses autonom wird und durch alle Poren singulärer und kollektiver Körper ihre Macht der Selbstverwertung ausdrückt.

### *Dekonstruktion*

Meine erste These, eine dekonstruktive und historische These, ist, dass es unmöglich ist, Arbeit zu messen und sie somit nach einer Werttheorie zu ordnen oder auf diese zurückzuführen, sobald – wie es heute der Fall ist – die Arbeitskraft sich nicht mehr *außerhalb* noch *innerhalb* des kapitalistischen Kommandos befindet. Um zu klären, inwiefern dies unserer heutigen Situation entspricht, möchte ich mich auf zwei Aspekte beziehen:

*Erster Aspekt:* Die Arbeitskraft bzw. der Gebrauchswert von Arbeitskraft befindet sich *außerhalb* des Kapitals. Dies ist die Situation, in der die Arbeitstheorie des Werts in der klassischen Ära erdacht wurde. Sich außerhalb des Kapitalverhältnisses befindend, musste die Arbeitskraft in es eingeführt werden. Der Prozess der primitiven Akkumulation bestand darin, die Arbeitskraft, die außerhalb lebte, in die kapitalistische Entwicklung (und Kontrolle) einzugliedern. Der Tauschwert der Arbeitskraft basierte somit auf einem Gebrauchswert, der größtenteils außerhalb der kapitalistischen Organisation der Produktion konstituiert war. Aber was war dieses Außerhalb? Marx hat sich umfassend zu dieser Frage geäußert. Wenn er von Arbeitskraft als »variablen Kapital« sprach, spielte er in Wirklichkeit auf ein Gemisch von Unabhängigkeit und Subjektivität an, das organisiert war: (a) in der Unabhängigkeit der »kleinen Zirkulation« (der Verbundenheit mit der Erde, der familiären Ökonomie, der Tradition der »Geschenke« usw.); (b) in den Wert der »Arbeiterkooperation« als solcher, d.h. in der Tatsache, dass die Kooperation einen Mehrwert konstituiert, der der kapitalistischen Organisation vorausgeht und nicht auf sie reduziert werden kann, auch wenn er durch sie (wieder-)angeeignet wird; und (c) im Ensemble der »historischen und moralischen Werte« (wie Marx es nannte), das kontinuierlich in den Bedürfnissen und Wünschen der kollektiven Bewegung des Proletariats erneuert wird und durch seine Kämpfe produziert wird. Der Kampf um den »relativen Lohn«, den Rosa Luxemburg in ihrer eigenen Interpretation des Marxismus aus der Perspektive der Produktion von Subjektivität stark hervorgehoben hat, verkörperte einen kraftvollen Mechanismus, über den das »Außerhalb« verfügte. Der Gebrauchswert war somit fundamental, wenn auch auf eine relative Weise, außerhalb des Kapitals verankert.

Eine ausgedehnte Historiographie, die sich vom Werk E. P. Thompsons zu dem der »operaistischen« Italiener und Europäer der siebziger Jahre spannt und zu der

wir auch die brillanten Arbeiten südasiatischer Historiographen der Unterklassen hinzuzählen können, beschreibt diese Situation und übersetzt sie in ein aktivistisches Vokabular. Nun war die kapitalistische Entwicklung über eine lange historische Phase der unabhängigen Determination des Gebrauchswerts der Arbeitskraft ausgesetzt, einer Determination, die sich relativ betrachtet »außerhalb« des kapitalistischen Kommandos befand. Der Preis der »notwendigen Arbeit«, um das Proletariat zu reproduzieren, stellte sich in dieser Phase als eine Quantität dar, die natürlich und/oder historisch ist, aber in jedem Fall extern – eine Quantität, die zwischen der produktiven Effektivität der Arbeiterklasse und ihrer sozialen und monetären Einschließung vermittelt.

Die Spezifik der marxischen Analyse – in der Tradition, die darauf abzielt, die klassische Werttheorie zu revolutionären Zwecken zu benutzen – ist auch auf die Betrachtung der (relativen) Äußerlichkeit der Substanz des Gebrauchswerts gegenüber der Arbeitskraft gegründet, in Hinsicht auf die Einheit des kapitalistischen Kommandos über die Akkumulationsentwicklung. Man könnte hinzufügen, dass für Marx die Einheit, die benutzt wird, um den Wert zu messen, außerhalb des kapitalistischen Prozesses (oder zumindest daneben) der Produktion und Reproduktion der Gesellschaft gebildet wird.

*Zweiter Aspekt:* Die Arbeitskraft bzw. ihr Gebrauchswert befindet sich innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft. Das Kapital hat während seiner ganzen Entwicklung kontinuierlich und zunehmend die Arbeitskraft in sein Kommando zurückgeführt; es hat fortschreitend die Bedingungen der Reproduktion der Arbeitskraft, die ihm äußerlich waren, vernichtet. Damit hat es zunehmend geschafft, den Gebrauchswert der Arbeitskraft im Sinne des Tauschswerts zu definieren – nicht länger nur relativ wie in der Phase der Akkumulation, sondern absolut. »Arbeit macht frei.« Man muss kein Postmoderner sein, um zu erkennen, wie diese Reduktion (oder Subsumtion) des Gebrauchswerts unter ein zwanghaftes und totalitäres Regime des Tauschswerts verwirklicht wurde, beginnend in den dreißiger Jahren in den Vereinigten Staaten, in den fünfziger Jahren in Europa und in den siebziger Jahren in der Dritten Welt.

Sicherlich gibt es immer noch Situationen, sowohl in der Dritten wie in der Ersten Welt, in denen wichtige Formen der Unabhängigkeit durch die Formierung des proletarischen Gebrauchswerts existieren. Aber die Tendenz zu ihrer Reabsorption ist irreversibel. Die Postmoderne beschreibt diese Tendenz als eine fortlaufende, ungestüme und beschleunigte. Man könnte tatsächlich behaupten, dass – im Unterschied zu dem, was in der Zeit von Marx' Analyse noch Bestand hatte – man sich heute keine Definition des Gebrauchswerts vorstellen kann, die auch nur zu einem Teil unabhängig vom Tauschwert gegeben sein könnte.

Daher hat die ökonomische Kalkulation, die mit der klassischen und der marxistischen Ökonomie entstand und eine unabhängige Einheit des Maßes (ein »Außerhalb«) als Basis der Dialektik des Kapitals vorsah, keine Grundlage ihrer Existenz mehr. Dieses Verschwinden ist real, und die Theorie des Wertmaßes ist somit zirkulär und tautologisch geworden: Es gibt nichts Externes mehr, das ihm eine Grundlage bieten könnte. Tatsächlich – und auch hier muss man kein Postmoderner sein, um dies zu erkennen – wurde seit den sechziger Jahren jeder Gebrauchswert durch das Regime der kapitalistischen Produktion bestimmt. Und

ebenso jeder Wert, der in der Theorie der Akkumulation sich nicht unmittelbar in einem kapitalistischen Regime befand (wie die soziale Fähigkeit der Reproduktion, der produktive Mehrwert der Kooperation, die »kleine Zirkulation«, die neuen durch die Kämpfe entstandenen Bedürfnisse und Wünsche etc.), – all dieser Wert wird nun sofort innerhalb des Regimes der (globalisierten) kapitalistischen Kontrolle wiedergewonnen und mobilisiert.

Wenn die Werttheorie nun ein Kriterium des Maßes bestimmen muss (um bei der klassischen Terminologie zu bleiben), kann sie ihn heute nur innerhalb der globalen Konstitution des Tauschwertes finden. Jetzt ist Geld dieses Maß. Aber *Geld*, um genau zu sein, ist weder ein Maß des Gebrauchswertes noch eine Beziehung zu ihm, sondern – an diesem Punkt der Entwicklung – seine pure und einfache *Substitution*.

Daraus folgt, dass die Werttheorie aufgehört hat, ihre rationalisierende Funktion in der politischen Ökonomie zu erfüllen (geschweige denn, eine grundlegende Rolle zu spielen). Dies geht aus der kapitalistischen Entwicklung am Übergang zur Postmoderne hervor, übertragen auf die Geldtheorie – erdacht vor dem Horizont der Globalisierung, organisiert durch imperiales Kommando. »A dollar is a dollar.« Geld ist nicht mehr das Produkt eines Tauschregimes (zwischen Kapital und mehr oder weniger subjektivierter Arbeitskraft), sondern die Produktion eines Tauschregimes. Die Werttheorie wird banalisiert als ein Instrument des Geldmaßes, der Ordnung des Geldes.

Aber der Wert der Produktion wurde nicht aufgehoben. Wenn der Wert der Produktion nicht auf das Maß zurückgeführt werden kann, wird er *s-misurato* (unmessbar und unermesslich). Ich möchte hier das Paradox einer Arbeitskraft hervorheben, die sich nicht mehr *außerhalb* oder *innerhalb* des Kapitals befindet. Im ersten Fall war das Kriterium, das deren Kontrolle durch das Maß erlaubte, ihre relative Unabhängigkeit, die heute nicht mehr existiert – die Arbeitskraft ist real subsumiert; im zweiten Fall bestand das Kriterium, das das Kommando der Arbeitskraft ermöglichte – trotz der Abwesenheit des Maßes –, in seiner Absorption in das monetäre Regime (Keynesianismus, um die am stärksten verfeinerte Kontrolltechnik zu erwähnen). Aber auch dieses zweite Kriterium ist insoweit verschwunden, als die monetäre Kontrolle vollkommen abstrakt geworden ist. Wir müssen somit folgern, dass sich die Arbeitskraft, wie wir sie in der Postmoderne wiederfinden (im globalen und/oder imperialen System der kapitalistischen Ökonomie), in Bezug auf das Kapital in einem *Nicht-Ort* befindet.

### *Wie können wir diesen Nicht-Ort definieren?*

Um in diese Diskussion einzuführen, muss man zuerst die theoretische Verschiebung erkennen, die die Globalisierung der kapitalistischen Ausbeutung verursacht hat. Wenn nun von Globalisierung die Rede ist, dann wirklich in einem doppelten Sinn: *Extensiv*, als die globale Ausdehnung des produktiven Gefüges [*fabric*] durch Märkte; und *intensiv*, als die Absorption alles sozialen Lebens in die kapitalistische Produktion. Im ersten Sinn stellt sich die Arbeitskraft in mobilen und austauschbaren, materiellen und immateriellen Aggregaten (oder Subjektivitäten) dar, deren Produktionsmacht entsprechend der Mobilisierungsmechanismen (und/

oder entsprechend der Mechanismen der Segregation, Segmentierung usw.) organisiert ist: Die produktive Kraft ist hier von der Zirkulation abgetrennt. Im zweiten Sinn ist die Arbeitskraft als gesellschaftliches Gefüge [*social fabric*] vorhanden, als Bevölkerung und Kultur, Traditionen und Innovation usw. – kurz, ihre produktive Kraft wird in den Prozessen der sozialen Reproduktion ausgebeutet. Produktion fällt im »biopolitischen« Kontext mit der Reproduktion zusammen (der Begriff *biopolitisch* bezeichnet hier einen Kontext der sozialen Reproduktion, der Produktion und Zirkulation, entsprechend dem politischen Mechanismus, der sie organisiert).

Der Nicht-Ort der Arbeitskraft ist somit negativ definiert: durch die Auflösung der Separation, die zwischen den Formen der Realisation des Kapitals existierte – die separaten Formen, die die klassische Ökonomie erkannt hatte. Der Nicht-Ort kann positiv definiert werden sowohl durch die Intensität der Mobilisierung wie durch die Beschaffenheit der biopolitischen Zusammensetzung der Arbeitskraft.

Wir haben somit eine Anzahl von Behauptungen aufgestellt: (1) dass das Maß des Arbeitswerts, basierend auf der Unabhängigkeit des Gebrauchswerts, nun unwirksam geworden ist; (2) dass die Herrschaft des kapitalistischen Kommandos vor dem Hintergrund der Globalisierung jede Möglichkeit des Maßes, auch des monetären Maßes verneint; und (3) dass der Wert der Arbeitskraft sich heute an einem Nicht-Ort befindet und das dieser Nicht-Ort *s-misurato* ist (unmessbar und unermesslich) – womit wir meinen, dass er *außerhalb des Maßes* und gleichzeitig *jenseits des Maßes* ist. [...]

Aus dem Englischen von Jörg Nowak

### *Anmerkung*

- 1 Auszug aus »Value and Affect«, in: *Boundary 2/an international journal of literature and culture*, 26. Jg., H. 2, Sommer 1999, 77-88.



Ingrid Galster

## Kurz vor dem Brechreiz

Die Rézeption von Beauvoirs *Anderem Geschlecht* 1949<sup>1</sup>

Wenn *Das Andere Geschlecht* sehr schnell berühmt wurde, so hängt dies nicht zuletzt mit dem Skandal zusammen, den das Werk 1949 erregte. Genauer gesagt, war es nicht die Buchausgabe, sondern einige vorveröffentlichte Kapitel, die eine Reihe von Zeitgenossen – auch Zeitgenossinnen – zum Aufschreiben brachte. Schon im Sommer zuvor – von Mai bis Juli 1948 – war in der Zeitschrift *Les Temps modernes*, die Sartre mit Beauvoir und anderen nach der Befreiung Frankreichs von deutscher Besatzung gegründet hatte, in mehreren Folgen ein Text unter dem Titel »Die Frau und die Mythen« erschienen. Von diesem Text, der in der 2. Hälfte des 1. Buches wiederauftaucht, nahm bekanntlich das gesamte Unternehmen des *Anderen Geschlechts* seinen Ausgang. Auch damals muss es schon ein Echo auf diese Publikation gegeben haben, denn Beauvoir schrieb Anfang August 1948 an Nelson Algren, ihren amerikanischen Geliebten – die Briefe sind im Sommer 1999 in deutscher Übersetzung erschienen –: »Ich höre mit Freuden, dass der schon veröffentlichte Teil einige Männer zur Weißglut gebracht hat. [...] Offenbar sind sie an ihrem empfindlichen Punkt getroffen worden.«<sup>2</sup>

Aber die eigentliche Lawine wurde erst im Mai 1949 losgetreten, als in derselben Zeitschrift, und zwar ab Seite 1, ein Kapitel aus dem 2. Band erschien. Titel: »Die sexuelle Initiation der Frau«. Nachdem Beauvoir im 1. Band Fakten und Mythen gegenübergestellt hat, zeichnet sie im 2. Band die für ihre Zeit typische geschlechtsspezifische Lebenschronologie nach, um zu demonstrieren, wie von der Wiege an der nach existenzialistischer Auffassung durch nichts vorherbestimmte Mensch zu dem abgerichtet wird, was die Gesellschaft unter der »Frau« versteht. Dabei spielt die Einführung in die Sexualität eine wichtige Rolle. Beauvoir beschreibt in diesem Kapitel unter anderem mit kaum zu übertreffender Genauigkeit den Koitus: schon auf der 2. Seite ist die Rede von der »Sensibilität der Vagina«, von »Zuckungen der Klitoris« und dem »männlichen Orgasmus«.

Das ist zuviel! »Wir haben literarisch die Grenzen des Widerlichen, die Grenzen zum Brechreiz erreicht«, schrieb der bekannte katholische Romancier und Intellektuelle François Mauriac am 30. Mai 1949 in der konservativen Tageszeitung *Le Figaro*, die vom gesamten französischen Bürgertum gelesen wurde, also von denjenigen, die man damals als »die Rechte« bezeichnete. Und er stellte folgende Frage: »Ist das von Mme Simone de Beauvoir behandelte Thema im Inhaltsverzeichnis einer seriösen philosophischen und literarischen Zeitschrift am Platze?«

Für Mauriac, der als Leitartikler das zum Ausdruck brachte, was viele dachten, hat der Text Beauvoirs, publiziert in einer Zeitschrift, die eine Vordenkerposition beanspruchte, Symptomcharakter. Er treibt nämlich das auf die Spitze, was er als Tendenz innerhalb der französischen Nachkriegsliteratur beobachtete, eine Tendenz, die er in Saint-Germain-des-Prés verortete und für die vor allem Namen wie Sartre, Henry Miller, Jean Genet, die Psychoanalyse oder der Surrealismus standen,

allesamt Kürzel für entfesselte Sexualität. Beauvoirs Text gibt den Ausschlag dafür, dass er zu einer Meinungsumfrage aufruft. Er bittet die Leser und Leserinnen der jüngeren Generation, zu folgender Frage Stellung zu nehmen:

Glauben Sie, dass der systematische Rückgriff in der Literatur auf die Kräfte des Instinkts und den Schwachsinn ebenso wie die Ausbeutung der Erotik, die dieser Rückgriff begünstigt hat, eine Gefahr für das Individuum, für die Nation und für die Literatur selbst darstellen und dass bestimmte Personen und bestimmte Doktrinen dafür die Verantwortung tragen?

Die Zuschriften, die Mauriac erhielt, haben ihn nicht unbedingt glücklich machen können. In den 38 Briefen, die von Ende Juni bis Ende Juli 1949 in mehreren Folgen des *Figaro littéraire* abgedruckt wurden, ist im übrigen häufiger von Sartre die Rede, dem seit der Veröffentlichung einer Novellensammlung 1939 ein solider Ruf als Pornograph vorausging: nach vorherrschender Meinung hatte er die Schriftsteller André Gide und Marcel Proust als literarischer Sittenstrolch und Jugendverführer abgelöst. Aber selbst im Hinblick auf ihn ist der Erfolg der Umfrage eher mager. Auch das, was Mauriac für »verbale Ausschweifungen« Beauvoirs hält, reißt sehr wenige vom Hocker. In einem einzigen Brief ist von ihrer »pseudo-gelehrten Obszönität« die Rede. Es wird deutlich, dass die französischen Intellektuellen sich in einem Generationen-Umbruch befinden. Ein damals noch junger Autor, der später im literarischen Leben Frankreichs eine gewisse Rolle spielen sollte, bezeichnete Mauriacs Frage schlichtweg als prude. Mauriac habe keine Ahnung von der jungen Generation, die sich mit Begeisterung ihr Leben aufbaue, ein Leben, in das Sigmund Freud oder Simone de Beauvoir hin und wieder Klarheit gebracht hätten, ohne dass es ihnen gelungen wäre, es zu beschmutzen. Eine der wenigen Frauen, die sich überhaupt zu der Meinungsumfrage äußerten – die öffentliche Debatte ist noch weitgehend Männersache –, war die Romanautorin Françoise d'Eaubonne, die im französischen Feminismus vor den siebziger Jahren eine Rolle spielen sollte. Sie erkennt haarscharf, dass die Ursache des Skandals das christliche Sündenbewusstsein ist, das seit dem 4. Jahrhundert zunehmend mit der »Sünde des Fleisches« identifiziert wurde, und erteilt dem theologischen Terror eine Absage.

Der genannte Umbruch bedeutet für viele junge Intellektuelle in der Tat eine Loslösung aus der Vormundschaft der Kirche, die als normative Instanz vor fünfzig Jahren in Frankreich wie in Deutschland eine wesentlich größere Rolle im Leben der einzelnen spielte als heute. Wer sich von der Amtskirche löste, konnte aber durchaus Christ bleiben wie Jean-Marie Domenach, der spätere Direktor der einflussreichen linkskatholischen Zeitschrift *Esprit*, dessen Stellungnahme zu der Meinungsumfrage damals großes Aufsehen erregte. Er fordert nämlich, nach den Entdeckungen der Psychoanalyse und den Ergebnissen des Kinsey-Reports (der gerade in französischer Übersetzung erschienen war) die Kategorien des Normalen und des Anormalen auf dem Gebiet der Sexualität einer Revision zu unterziehen. Und er verteidigt Beauvoir, die inzwischen dem skandalträchtigen Kapitel über die Sexualität noch eins draufgesetzt hatte, indem sie in der Juni-Nummer der *Temps modernes* das Kapitel über die Lesbierin und den Anfang des Kapitels über die Mutterschaft veröffentlichte, in dem es ausschließlich um die Abtreibung geht. Jean-Marie Domenach schreibt:

Ich glaube, dass die Christen, die Simone de Beauvoir unter dem Vorwand der Erotik und der Obszönität angreifen, sich völlig irren. Weder Gelächter noch Missbilligung sind als Reaktion angemessen; vielmehr müssen wir aufmerksam zuhören und dürfen uns nicht drücken, denn letztlich hängt es stark von uns und unserer Kirche ab, dass diese Unruhe und diese Suche, soweit sie authentisch sind, aufrichtig angegangen und nicht pervertiert werden. (*Le Figaro littéraire*, 25. Juni 1949)

Der Verfasser dieses Zitats muss nicht nur von Mauriac selbst Schelte einstecken, sondern auch von dem jungen Rechtsintellektuellen Pierre de Boisdeffre, der in Mauriacs Augen die Inkarnation einer noch sittlich unverdorbenen Jugend war. Er schreibt:

Der Erfolg des *Anderen Geschlechts* bei Tunten und Rasenden aller Art bringt Jean-Marie Domenach um den Schlaf, behauptet er doch allen Ernstes, in der unbezahlbaren Pseudo-Gelehrtheit dieses Fräuleins eine ›Lehrveranstaltung über normale Sexualität‹ zu sehen. (*Liberté de l'esprit*, Sommer 1949, 142)

Der Verfasser trauert bodenständigen alten Traditionen nach, einem Gleichgewicht in den lateinischen Ländern, in denen die Liebe, wie er schreibt, der natürlichste aller Akte war.

Das Erscheinen des ersten Bandes, der weniger Anstoß erregte als die vorveröffentlichten Kapitel des zweiten Bandes, beruhigt vorübergehend die Gemüter. In einem Interview mit Alice Schwarzer hat Beauvoir übrigens später die Vorveröffentlichung als Ungeschicklichkeit bezeichnet. Man kann also annehmen, dass es kein bewusster Werbetrick war. Die Illustrierte *Paris-Match* druckt Auszüge aus dem ersten Band in zwei Augustnummern ab. »Eine Frau ruft die Frauen zur Freiheit auf«, lautet die Schlagzeile, und in der Einleitung ist zu lesen:

Simone de Beauvoir, Leutnant Jean-Paul Sartres und Existenzialismus-Expertin, ist zweifellos der erste weibliche Philosoph, der in der Geschichte der Männer erscheint. Es kam ihr zu, aus dem großen Abenteuer der Menschheit eine Philosophie ihres Geschlechts zu extrahieren.

Man erfährt im übrigen, dass der Band eine Banderole mit der Aufschrift »Die Frau, das unbekannte Wesen« trug, und man sieht Beauvoir und Sartre auf einem Photo im Café de Flore sitzen (*Paris-Match*, 6. und 13. August 1949).

Ob der Skandal nun gewollt war oder nicht: er führt dazu, dass allein in der ersten Woche 22 000 Exemplare von Band 1 verkauft werden. Dass das Buch viel gelesen wird, heißt aber längst nicht, dass man es auch verstünde. Ein Anglistik-Professor der Sorbonne, der sich in den Pariser Medien ein Zubrot verdient, sitzt ziemlich ratlos vor Beauvoirs Prosa, die ihm zu objektiv-kalt erscheint: wie bloß soll das Lesepublikum »erschüttert« werden, wenn eine Frau, die über die Frau schreibt, dies nicht »als Frau« tut (Raymond Las Vergnas, *Les Nouvelles littéraires*, 8. September 1949)? Einem Philosophen zufolge, der sich ebenfalls ein Zubrot verdient, schreibt Beauvoir gerade, um sich von der Erniedrigung, Frau zu sein, zu befreien. Aber er hält das Unternehmen für aussichtslos, denn, so meint er: »Letzten Endes ist Simone de Beauvoir doch als Frau geboren, und ich sehe nicht recht, was sie daran ändern könnte. [...] Das Schicksal lässt sich doch nicht verleugnen« (Armand Hoog, *La Nef*, August 1949). Beide Kritiker sind nicht nur Absolventen der Universität, sondern der französischen Elitehochschule *Ecole Normale Supérieure*. Ihre Reaktion zeigt eindeutig, dass 1949 der Unterschied von Natur und Kultur nicht einmal Gelehrten ihres Rangs geläufig ist. Darauf jedenfalls hat später die Sozialistin

und Feministin Colette Audry, die in den dreißiger Jahren zusammen mit Beauvoir in Rouen unterrichtete, einen Teil der Missverständnisse zurückgeführt, von denen die Aufnahme des Buches bei der Kritik geprägt war (*Libération*, 15. April 1986).

Die Veröffentlichung des 2. Bandes im November erregt erneut die Gemüter. Der Literaturkritiker des *Figaro littéraire* geniert sich für die »Bacchantin«, die ihre Grenzen überschritt, als sie wagte, über die sexuelle Initiation zu schreiben. Er sucht im übrigen verzweifelt um sich herum die »Herden weiblicher Sklavinnen, deren Existenz unter männlichem Imperialismus je zur Hälfte der Verrichtung niedriger Arbeiten und der Lustbarkeit der Männer gewidmet« sei: Sind die Frauen, so fragt er, denn nicht in Wirklichkeit befreit? Der »Penthesilea von Saint-Germain-des-Prés« bringt er die unendlichen Bereicherungen in Erinnerung, die die Selbsthingabe nach sich zieht, besonders für die Frau, wie er unterstreicht, denn diese sei durch ihre Natur stärker für die Hingabe prädestiniert als der Mann. Beauvoir will, wie er glaubt, die Liebe ruinieren, um an ihre Stelle den Plaisir, also schieren Sex zu setzen (André Rousseaux, *Le Figaro littéraire*, 12. November 1949). Er war nicht der einzige, der dies annahm, und Beauvoir hat sich in ihrer Autobiografie gegen diese Unterstellung gewehrt (Beauvoir 1963, 266).

»Die Rechte musste notwendigerweise mein Buch hassen,« schrieb Beauvoir im Rückblick. »Ich hoffte auf eine positive Aufnahme bei der extremen Linken« (ebd., 265) – d.h. bei den Kommunisten. Dies erwies sich als großer Irrtum. Die Rezensentin der führenden kommunistischen Wochenzeitung stellt sich vor, wie die Konsumenten von Pornoliteratur sich auf die Zeitungskioske stürzen, um frustriert über das unverständliche Kauderwelsch der Philosophin den Rückzug anzutreten. Sie malt ihren Leserinnen und Lesern auch den unbeabsichtigten Lacherfolg aus, den Beauvoir bei den Arbeiterinnen der Renaultwerke erringe, wenn sie ihnen ihr philosophisch hochgestochenes Befreiungsprogramm vortrage (Marie-Louise Barron, *Les Lettres françaises*, 23. Juni 1949). In einer anderen kommunistischen Wochenzeitung wird die Besprechung des Buches mit einem Photo illustriert, auf dem ein als Frau verkleideter Mann einen Gorilla küsst (Audry 1949). Die quasi offizielle Exekution Beauvoirs findet später in einer kommunistischen Kulturzeitschrift statt, dem Organ des militanten Marxismus, unter Rückgriff auf Leninzitate. Auch hier rezensiert eine Frau. Der Feind, so steht es zu lesen, ist nicht der Mann, sondern der Kapitalismus. Eine Rivalität zwischen Männern und Frauen heraufzubeschwören, bedeutet, den tatsächlichen Problemen auszuweichen, nämlich dem Elend der Arbeiterklasse und dem drohenden Krieg. (Hier muss man sich in Erinnerung rufen, dass sich der Konflikt zwischen den Blöcken seit 1947 verschärft hatte. *Das Andere Geschlecht* erscheint mitten im sogenannten »Kalten Krieg«.) Wer die Reaktionen des Kleinbürgertums – so die Rezensentin weiter – durch den entstellenden Spiegel einer Philosophie des Ekels hindurch analysiere, verachte in Wirklichkeit das andere Geschlecht. Die Freiheit, die Beauvoir fordert, ist für die Stalinistin wie für die konservativen Katholiken identisch mit Willkür, die Liebe wird auf den Instinkt und die Animalität reduziert. Aber schlimmer noch: die Ablehnung der Mutterschaft als selbstverständliches Schicksal dient der Kommunistin zufolge nicht nur der Kriegspropaganda – wo keine Kinder sind, sind keine Soldaten –; sie zeigt auch, wie sehr die Existenzialistin, in einem monströsen Individualismus verbarrikadiert, unfähig dazu ist, das natürlichste Gefühl *aller Frauen* zu

kennen. Die wirkliche Befreiung der Frau, man ahnt es, ist nur im Sozialismus möglich (vgl. Jeannette Prenant, *La Nouvelle Critique*, April 1951).

Für die französischen Kommunistinnen im Kalten Krieg stellt die Situation der Frauen keinerlei Problem dar. In der Partei liest fast niemand das Buch, wie sich eine bekannte kommunistische Intellektuelle erinnert, die früh die Zeichen der Zeit erkannte und zum Liberalismus überwechselte. »Das hat mich überhaupt nicht interessiert«, sagte sie einer Autorin, die ein Buch über die Frauen in der französischen KP schrieb. »Für unsere Generation [sie war 1926 geboren] waren diese Emanzipationsprobleme völlig überholt: wir waren nicht das andere Geschlecht.«<sup>3</sup> Auch Beauvoir fühlte sich selbst ja keineswegs unterdrückt. Die demokratischen Instrumente des französischen Republikanismus hatten ihr einen Rang gesichert, den auch ihre männlichen Freunde achteten – in Deutschland wäre das nicht so leicht möglich gewesen.<sup>4</sup> Beauvoir hatte ihre Studie auf rein theoretischer Ebene intendiert, aber als sie begann, Material zu sammeln, merkte sie bald, dass ihr etwas entgangen war in ihrer bisherigen Wirklichkeitswahrnehmung, das regelrecht in die Augen sprang, nämlich der systematische Verweis der Frauen ins zweite Glied (vgl. Beauvoir 1963, 259). Genauso wie die Kommunisten setzte sie 1949 auf den Sozialismus, aber was sollte aus den Frauen werden, solange es die klassenlose Gesellschaft noch nicht gab?

Bei der Rechten und der extremen Linken aneckend, war Beauvoir, wie ich denke, klar ihrer Zeit voraus. Heute kann man sich fragen, welches Verdienst wohl größer gewesen ist: erkannt und geschrieben zu haben, dass »die Frau« immer nur das ist, wozu die jeweilige Gesellschaft sie konditioniert – oder eine Sprache gefunden zu haben, um Tabu-Themen öffentlich verhandelbar zu machen. Neben jenen, die vor der Krudität ihrer Begriffe zurückschrecken oder sich über ihren philosophischen Jargon lustig machen, unterstreichen andere, die sie verteidigen, den völlig neuen Ton, den sie anschlägt. Besonderes Interesse für diesen Ton zeigt die einzige Frau im Lektürekomitee des Pariser Verlags Gallimard, die wenige Jahre danach unter einem Pseudonym die *Histoire d'O* publizieren sollte, einen Roman, der als Pornographie verboten wurde. Dominique Aury analysiert näher die Ursachen des Skandals, den Beauvoirs Buch hervorrief:

Wenn eine Frau ausführlich und in sogenannten wissenschaftlichen Begriffen über die konkreten Vorgänge des Liebesaktes diskutiert, bricht sie das größte aller Tabus und verstößt gleichzeitig gegen die Regeln des Anstands und der guten Erziehung. Sie macht sich in gewisser Weise zum Ausstellungsstück, sie kompromittiert sich und damit zugleich die anderen Frauen, die nicht zu den letzten gehören, die wütend auf sie sind. Von daher das Gelächter, denn die Umwege der philosophischen Sprache haben manchmal komische Wirkung: Gelächter aber vor allem, weil diese Sprache im allgemeinen ohne Umschweife ist und weil es eine Frau ist, die sie benutzt. Die Klarheit ist jenen vorbehalten, die das Berufsgeheimnis zum Schweigen zwingt: den Ärzten und den Beichtvätern. Von einer Frau kommend und über dieses Thema, ist eine klare Sprache eine Anmaßung, ein Skandal. Darum ist das Buch Simone de Beauvoirs epochemachend, weniger durch seinen Inhalt als durch seine natürliche Ausdrucksweise. Aggressiv geschrieben, hätte es weniger Skandal erregt. Aber es ist so geschrieben, als wäre es ganz selbstverständlich, es zu schreiben. Von Scham oder Peinlichkeit, christlicher oder nichtchristlicher Art, nicht die geringste Spur bei Simone de Beauvoir. (*Contemporains*, Dezember 1950, 188f)

Um festzustellen, wie groß der Abstand zwischen der Sprache des *Anderen Geschlechts* und den Konventionen ist, dem also, was üblich und zulässig war, braucht man nur die Rezensionen zu lesen, die voller Euphemismen stecken. Schon das Wort »Sexualität« ist für die Mehrzahl unaussprechbar; statt dessen ist von »Erotik« die Rede. Um den Begriff »Lesbianismus« zu vermeiden, benutzt ein Kritiker die Umschreibung »weibliche Verirrung der Leidenschaften der Liebe«. Prüde in der Öffentlichkeit, schreckte man im privaten Gespräch freilich vor deutlichen Worten keineswegs zurück. Beauvoir hat selbst darauf hingewiesen, als sie in ihrer Autobiografie den seither immer wieder zitierten Satz Mauriacs festhielt, den dieser an einen Mitarbeiter der Zeitschrift *Les Temps modernes* geschrieben habe: »Nun weiß ich alles über die Vagina ihrer Chefin.« (Beauvoir 1963, 261) Als Mauriac dieses »furchtbare Wort« – wie er schrieb – in Beauvoirs Memoiren entdeckte, meinte er, es sehe ihm überhaupt nicht ähnlich (1993, 424). Aber es gibt andere Texte, die belegen, dass er mit Worten nicht besonders zimperlich war. Eines seiner Bücher war von einer der brillantesten Intellektuellen ihrer Zeit, die Beauvoir in nichts nachstand, von der wir aber heute kaum etwas wissen, weil ihre Geschichte nicht geschrieben worden ist, verrissen worden. In einem Brief beklagt er sich über sie bei einem Freund. Dieser Brief wurde nicht lange nach Erscheinen des *Anderen Geschlechts* geschrieben:

Ihre Seiten trösten mich über die Niedertracht des Weibs Magny hinweg. Diese gebildeten Idiotinnen, die ihre Louis XV-Absätze in alle Wege bohren, die uns hoch und heilig sind, diese pseudogelehrten und kreischenden Arschlöcher, man sollte sie in einen Kindergarten stecken, wo sie die Hintern abwischen und die Töpfe ausleeren müßten bis zu ihrem Tode. (Mauriac 1989, 258)<sup>5</sup>

Hätte Mauriac einen schöneren Beleg dafür liefern können, wie dringend Beauvoirs Buch war?

Heute kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die ganze Debatte um Lichtjahre zurückliegt. Dass Menschen – auch Frauen – zu dem werden, was die Sozialisation aus ihnen macht, ist ein alter Hut, der keinen Feuilletonredakteur mehr interessiert. Wer – zumindest bei uns – nach dem Markt schießt wie kürzlich Katharina Rutschky<sup>6</sup>, greift gewollt oder ungewollt auf die Überzeugungen der Frauen und Männer zurück, die 1949 verständnislos den Thesen Beauvoirs gegenüberstanden, und verweist die Frauen an den angestammten Platz der Hüterin des Feuers und der Gebälerin. Der Antifeminismus ist »in«. Ich denke allerdings, dass wir nicht alle Kritik am – wie Katharina Rutschky absichtsvoll sagt – »real existierenden Feminismus« reflexartig und unbesehen zurückweisen sollten. Ein Vergleich etwa mit Frankreich zeigt, dass bei uns der Feminismus wesentlich stärker institutionalisiert ist<sup>7</sup>, aber ist er darum auch wirkungsvoller? Die Feministinnen sind in Frankreich eine echte politische Kraft, mit der der Staat rechnen muss, ohne qua Amt dazu verpflichtet zu sein.<sup>8</sup> Ich habe manchmal den Eindruck, dass es bei uns eher umgekehrt ist. Wir haben Frauenbeauftragte und Frauenforschungsprofessuren *en masse*, aber die politischen Impulse, die in Frankreich von den Frauen ausgehen, spüre ich in Deutschland sehr wenig. Wir müssen uns wohl wirklich davor hüten, dass feministische Veranstaltungen nicht unserer narzisstischen Selbstinszenierung dienen und dass der Feminismus nicht völlig zum reinen Stellenbeschaffungsprogramm und zur akademischen Profilierungsnische

degeneriert, die er de facto vielfach ist. Bei manchen Feministinnen klaffen öffentlich proklamierter Anspruch, da wo es nichts kostet und vielmehr Anerkennung und womöglich Geld einbringt, und konkretes Engagement vor Ort, da, wo es persönliche Unannehmlichkeiten mit Kollegen nach sich ziehen könnte, stark auseinander.<sup>9</sup> Überhaupt scheint die Engagement-These Beauvoirs und Sartres – nicht zu reagieren, ist auch eine Reaktion, denn man stützt durch Passivität immer diejenigen, die die Macht haben –, aus der Mode gekommen zu sein. »Gottseidank«, schrieb mir vor einiger Zeit eine Feministin, als ich ihr von bestimmten Mächtigkeiten berichtete, von Betrug und Vetternwirtschaft, »Gottseidank bin ich nicht zum Mit- oder Gegenpokern gezwungen«. Das heißt: Die Zuschauerposition ist legitim. Wenn es dem »real existierenden Feminismus« nicht so gehen soll wie dem real existierenden Sozialismus, der in Bürokratie erstarrte, dann müssen die Feministinnen eine Phase der Selbstkritik einlegen, um sich von innen zu erneuern.<sup>10</sup> Denn solange Männerbünde existieren, die verhindern, dass »gebildete Idiotinnen« ihre Louis XV-Absätze in Terrain bohren, das sie nach wie vor als ihr Jagdgebiet betrachten, ist die Forderung nach Gleichberechtigung weit davon entfernt, überflüssig zu werden.

### Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text ist die leicht veränderte Fassung eines Vortrags, den ich am 22. Oktober 1999 auf dem Kongress »Man wird nicht als Frau geboren« des FrauenMediaTurms in Köln gehalten habe. Eine nicht identische französische Fassung erschien in *Lendemains* Nr. 94/96 (1999), eine wesentlich kürzere französische Fassung in *L'Histoire* (Paris), Mai 1999.
- 2 Das englische Original lautet: »What pleases me is that I hear several *men* were quite angry with the part of this book published in *Temps modernes*: about the stupid mythical ideas men enjoy about women, and the fake poetry they do about it. So they felt really hit in the weak place.« Simone de Beauvoir, *A Transatlantic Love Affair. Letters to Nelson Algren*. New York: The New Press 1998, p. 206 (3.8.1948). Meine Übersetzung basiert auf der von Beauvoirs Adoptivtochter Sylvie Le Bon de Beauvoir besorgten französischen Übertragung (Gallimard, 1997). Auch alle Zitate wurden von mir übersetzt.
- 3 Es handelt sich um Annie Kriegel, vgl. Rousseau 1983, 129.
- 4 Ich spreche von den nationalen *Concours* als Selektionsmechanismen der Elite.
- 5 Die inkriminierte Kritikerin ist Claude-Edmonde Magny, Absolventin der *Ecole Normale Supérieure* und Erste in der schriftlichen Prüfung des Agrégationsjahrgangs 1935 im Fach Philosophie.
- 6 Vgl. *Emma und ihre Schwestern. Ausflüge in den real existierenden Feminismus*, München 1999, und meine Rezension in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 11. Mai 1999.
- 7 Allein die Frauenforschungsprofessuren in Deutschland betragen ein Vielfaches der einschlägig ausgewiesenen Stellen in Frankreich, vgl. meinen Kolloquiumsbericht über den Saarbrückener Kongress »Frauen in der Wissenschaft in Deutschland und Frankreich« in der *FAZ* vom 24. Juni 1998, sowie die 1999 bei Leske und Budrich erschienenen Kongressakten.
- 8 Die Anfang der neunziger Jahre von den französischen Feministinnen ausgelöste öffentliche Debatte über die Parität in der Politik hat nicht nur eine Verfassungsänderung bewirkt, sondern auch dazu geführt, dass die ideellen Grundlagen der Republik einer intensiven Revision unterzogen wurden, vgl. mein Interview mit der feministischen Historikerin Michelle Perrot in *Feministische Studien*, November 1999.
- 9 Wann etwa hätte man je gehört, dass eine Professorin als Mitglied des Fachbereichs oder der Fakultät, die immerhin die von den Berufungskommissionen aufgestellten Listen bestätigen muss, sich so vehement gegen Männerseilschaften aufgelehnt hätte, dass ihr Protest an die Öffentlichkeit gedrungen wäre? Wenn kollektive Indifferenz und Mangel an Zivilcourage

nach Meinung vieler die deutschen Universitäten charakterisieren, so sind beamtete Feministinnen zumindest in diesem Rahmen bisher noch nicht signifikativ als Ausnahmen aufgefallen.

- 10 Dieses wäre meine Antwort darauf, wie die von Ute Gerhard (1999) und anderen konstatierte »Flaute« im Feminismus sinnvoll genutzt werden kann. Vgl. meine Rezension in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 26./27.2.2000.

### Literatur

Audry, Colette, 1949: Presseschau, in: *Combat*, 22. Dezember

Beauvoir, Simone de, 1949: *Le Deuxième Sexe*, I: Les faits et les mythes, II: L'expérience vécue, Paris (dt. *Das andere Geschlecht*, 1951, Neuübersetzung 1992)

dies., 1963: *La Force des choses*, Paris, Bd. 1 (Coll. folio)

Gerhard, Ute, 1999: *Atempause. Feminismus als demokratisches Projekt*, Frankfurt/M

Mauriac, François, 1989: *Nouvelles lettres d'une vie. 1906-1970*, Paris

ders., 1993: *Bloc-Notes*, Bd. 3, 1961-1964, Paris

Rousseau, Renée, 1983: *Les femmes rouges. Chronique des années Vermeersch*, Paris



## Die Gewalt der Globalisierung

### I.

Mit dem Zusammenbruch des fordistischen Modells der Nachkriegszeit sind der »Vorstellung [...] einer allgemeinen, gleichgewichtigen, durch staatliche Regulierung angeleiteten industriellen Entwicklung« (Hirsch 1995, 171) auf globaler Ebene nachhaltig die Grundlagen entzogen worden. Die Herstellung eines einheitlichen kapitalistischen Weltmarktes bringt eine zunehmende Fragmentierung der Weltgesellschaft mit sich. Die verschärfte Konkurrenz der Standorte um günstige Verwertungsbedingungen für internationales Kapital führt zu einer Vertiefung der ökonomischen und sozialen Ungleichheiten sowohl innerhalb der Gesellschaften wie auch zwischen ihnen, schließlich zur Marginalisierung ganzer Kontinente. Die Dynamik eines globalen Hightech-Kapitalismus untergräbt die Regulationsmöglichkeiten der Nationalstaaten ebenso wie gesellschaftliche Ausgleichs- und Kompromissstrukturen. Die verschärften ökonomischen Positions- und Verteilungskämpfe stärken auf ideologischer Ebene nationalistische, rassistische und fundamentalistische Ressentiments, die ihrerseits den »materiellen Verursachungszusammenhang« verschleiern (Hirsch 1995, 172). Die tendenzielle Gleichsetzung von Demokratie und Marktwirtschaft bringt bei Krisentendenzen des Kapitalismus nahezu automatisch antidemokratische Tendenzen hervor (Vinnai 1999, 7). Auf internationaler Ebene vollzieht sich eine Spaltung zwischen den ökonomisch erfolgreichen Metropolenstaaten, die sich gesellschaftlichen Ausgleich und die Neutralisierung chauvinistischer Impulse leisten können, und den peripheren Staaten, deren ökonomische und damit auch politische Existenz durch die Turbulenzen des Weltmarktes permanent bedroht wird. Auf nationaler Ebene verteidigen diejenigen, »die haben und herrschen, [...] ihre erworbenen Besitz- und Herrschaftstümer« (Narr/Schubert 1994, 196) gegen die wachsende Masse der Ausgeschlossenen: Inzwischen wird mehr Geld für den Ausbau des privaten und öffentlichen Sicherheitsapparates ausgegeben als für die sozialen Sicherungssysteme, v.a. in Osteuropa (Messner 1998). Die Verlierer vergrößern die globalen Migrationsströme oder versuchen die Ungleichheit aggressiv zu überwinden. Die Erosion ökonomischer Existenzbedingungen in der Peripherie führt somit in vielen Fällen, beispielsweise in Afrika oder Jugoslawien, Kolumbien oder dem Kaukasus unmittelbar zu Staatszerfall<sup>1</sup> und/oder autoritär-nationalistischen Regimen, im schlimmsten Fall zur »anarchischen Implosion« staatlicher Gewalt (Kaplan 1996, 53). Das staatliche Gewaltmonopol wird dann in informelle Formen, in die Herrschaft von Warlords, Clanführern, Guerilleros und Militärs, von Drogenbaronen oder der Mafia überführt. Sie kontrollieren zudem häufig einen Großteil der ökonomischen Aktivitäten.

Die ökonomisch hergestellte, westlich dominierte Weltgesellschaft »zerstört die autonome Regulierungsautorität des traditionellen Staates und führt zu einem Phänomen der fortschreitenden Balkanisierung und Libanisierung« (Joxe 1997, vgl. auch Samary 1999, 7). Machtgruppen in den betroffenen Ländern, »oft diejenigen,

die nicht ganz unten auf der langen Leiter des Elends und der Machtlosigkeit stehen« (Narr/Schubert 1994, 198), nützen diese Situation, um durch die symbolische Produktion ethnisch-nationaler Geschichte Herrschaftsordnungen zu festigen oder Herrschaftsbereiche auszuweiten, was u.U. Krieg einschließt – in Jugoslawien, Ruanda, Indonesien, den Randrepubliken der ehemaligen Sowjetunion etc. Diese regionalen Kriege sind gegenwärtig nicht direkt gegen die global herrschenden Staaten gerichtet. Die Aggression ökonomisch destabilisierter Staaten wendet sich gegen noch schwächere oder gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen im Innern. Und doch sind sie von den weltweiten Ungleichheiten und der weltökonomisch bewirkten Mobilität des Kapitals mit erzeugt worden.

In den öffentlichen politischen Diskursen gelten ethnische Identitäten zumeist nicht als Konstruktionen, die auf gegenwärtige Probleme antworten, sondern als Relikte einer fortwährenden Vergangenheit. Faktisch bedeuten sie eher einen Bruch der gelebten Tradition: In Zeiten wachsender Konkurrenz und Ungleichheit, wenn die materiellen Bedingungen zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für viele nicht mehr greifbar sind, treten ethnisch-nationale Orientierungen an die Stelle tradierter sozialer Beziehungen. Entlang konstruierter Identitäten wird eine geschlossene Schutz- und Verteidigungsgemeinschaft gegen »äußere Bedrohungen«, gegen Unsicherheiten und Unübersichtlichkeiten der Modernisierung aufgebaut, die häufig geschichtrevisionistisch einen mythischen, krisenfreien Zustand »der guten alten Zeit« beschwört, sich aggressiv gegen andere abgrenzt. Solche ethnisch-nationale Identitäten lassen sich trefflich für Herrschaftszwecke mobilisieren:

In einer Welt ohne andere Eigenschaften als solche der Konkurrenz, die in monetärer Macht gemessen wird, einer Welt, die dauernd gefährdete Sieger, v.a. aber auch eine große Fülle von Verlierern schafft, bieten sich ethnisch-nationale (Phantasie-)Orte an. Mit ihnen können sich die Einzelnen und Gruppen auf der Verliererseite projektiv identifizieren. Die Art der Weltökonomie produziert in diesem Sinne geradezu das »irrationale« Pendant ethnischer Konflikte. »Fundamentalismen« sind durchgängig »modern.« (Narr/Schubert 1994, 199)

Optimistische Einschätzungen der Globalisierungsfolgen, einer Entwicklung zum »Universalismus der Differenz«, der »zwischenstaatliche Kriege und unmenschliche Freiheitsbeschneidungen durch totalitäre Staaten« (Beck 1998, 28 bzw. 26) unmöglich bzw. weniger wahrscheinlich macht, werden dadurch ad absurdum geführt. Eine Gesellschaft kann erst dann »friedensfähig sein, wenn sie ihren Mitgliedern ein halbwegs menschenwürdiges Leben zu garantieren vermag, das durch soziale Sicherheit und Gerechtigkeit wenigstens ein Stück weit abgestützt wird« (Viannai 1999, 7).

Regionale Konflikte aber bedrohen die Interessen der Metropolen und des internationalen Kapitals an einer ungehinderten Expansion des Weltmarktes. Die Sicherheit der Investitionsentscheidungen gerät in Gefahr. Migrations- und Flüchtlingswellen bedrohen die Grenzen der Festung OECD – die Kontrolle und Steuerung der Mobilität der internationalen Arbeitskraft geht ihnen verloren. Polizeilich-militärische Intervention gegen unbotmäßige, für die neue Weltordnung als gefährlich eingeschätzte Staaten sollen daher die Funktionsfähigkeit des freien Welthandels garantieren. Die begriffliche Nähe von »Handel« und »Händel« verweist auf den engen Zusammenhang von Handel und Gewalt. Erst die staatliche Gewalt sichert

den Marktfrieden. Nach den Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges wurde sie (abgesehen von zahlreichen Stellvertreterkriegen) vorübergehend im Kalten Krieg eingefroren, heute aber gewinnt sie eine neue Qualität: »Das Zurücktreten unmittelbarer Gewalt im Zuge der Durchsetzung des kapitalistischen Produktionsverhältnisses wird im Prozess der kapitalistischen Globalisierung tendenziell wieder zurückgenommen.« (Hirsch 1999, 18) So präsentiert sich der »*Neoliberalismus als Krieg*«. Vor dem Hintergrund einer verschärften Konkurrenz auf dem Weltmarkt und den damit verbundenen Verdrängungseffekten in einer zunehmend fragmentierten Weltgesellschaft versuchen die USA und ihre Verbündeten in Europa und Japan in alter imperialistischer Manier den weltweiten Freihandel militärisch durchzusetzen.

Die neue Weltordnung wird durch eine Reihe sekundärer Staaten charakterisiert, tatsächlich die Mehrheit der vorhandenen Staaten, welche offensichtlich eine eingeschränkte Souveränität genießen. Ihre Eigenstaatlichkeit wird durch ökonomische und finanzpolitische Strategien [...] erodiert und weiter vermindert durch die Art und Weise, wie die NATO prototypisch im Kosovokrieg agierte. (Albrecht 1999, 570)

Ein verkürzter Begriff von Freiheit als Freiheit des Marktes, von Demokratie als Parteienpluralismus und von Menschenrechten als Schutz der Person und ihres Eigentums liefert die legitimatorische Grundlage der Intervention. Jene Verschränkung von verschleierte Interessen und moralischem Impetus der Menschenrechte ist Kennzeichen eines neuen »humanitären Imperialismus« (Haug 1999, 174). Das ist es, was konservative Interessenpolitiker wie Luttwak in seinem Artikel »Give War a Chance« (1999) nicht begreifen, wenn sie für ein »Ausbrennen lassen« regionaler Konflikte und für einen amerikanischen Isolationismus plädieren. Nur über den Interventionismus kann die globale Dominanz der USA erhalten werden – die Existenz von Diktatoren und »Schurkenstaaten« hat dabei akzeptanzverstärkende Wirkung.

Für Joachim Bischoff (1999, 52ff) ist das Zeitalter des Imperialismus vorbei: In der Vergangenheit hätte die Machtkonkurrenz zwischen den imperialistischen Staaten zu ökonomischen Krisen und militärischen Konflikten geführt, »aber die Zeit der kolonialen Aufteilung der Welt ist ebenso vorbei wie die damit begründete Tendenz zur kriegerischen Auseinandersetzung unter den kapitalistischen Hauptländern« (53). Doch bereits der Imperialismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist als Versuch zu werten, ökonomische Krisentendenzen durch Expansion des Weltmarktes zu überwinden. Entsprechend ist es ein analytischer Fehler, den Imperialismus als einmaliges Stadium kapitalistischer Entwicklung zu begreifen. Vielmehr bildet er unterschiedliche historische Formen aus. Die seit den 1970er Jahren anhaltende Liberalisierung von Geld- und Kapitalmärkten, die Internationalisierung von Produktion und Welthandel können als Strategie zur Erweiterung des ökonomischen Funktionsraumes angesichts zunehmender Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals im Zuge der Krise des Fordismus in den Zentren gewertet werden. Auf der Suche nach neuen Verwertungsmöglichkeiten wurde Kapital einerseits in Finanzanlagen umgeschichtet, andererseits in neue, bislang periphere Räume transferiert (Candeias 1998, 83).

Eine Strategie der Staaten, um im geoökonomischen Wettbewerb zu überleben, ist die Bildung regionaler Blöcke, die »Triadisierung« (Link 1998, 79). Die

zunehmende globale Konkurrenz hat zwar nicht zum »Weltwirtschaftskrieg« (Luttwak 1994) zwischen den Ländern der Triade geführt, da sich die Dynamik der kontinentalen Blockbildung (die selbst Motor neoliberaler Vergesellschaftung ist) gegenüber der Dynamik der Verflechtung zwischen den Triadezentren bislang nicht durchsetzen konnte (Alnasseri u. a. 1999). Dennoch ist der Weltwirtschaftskrieg in einem anderen Sinne längst manifest. In den Ländern der Peripherie, in denen die Freiheit des Marktes gewährleistet ist bzw. mit militärischen Mitteln hergestellt wurde (und wird), sorgen die regelmäßig wiederkehrenden Finanzkrisen für eine »sehr artige Gelegenheit für Leute mit disponiblen Geldkapital; um sich zu Spottpreisen [der] zinstragenden Papiere zu bemächtigen« (MEW 25, 373). Liquidies Kapital kann unter Bedingungen liberalisierter und deregulierter Geld- und Kapitalmärkte auf dem Höhepunkt der Krise Anteile von bankrotten oder klammern Unternehmen, Banken etc. zu Schleuderpreisen unter seine Kontrolle bringen – ein vorzügliches Mittel zur beschleunigten Zentralisierung des Kapitals und zur *Rekolonialisierung der kapitalistischen Peripherien*, wie die Beispiele Russlands, Südkoreas oder Brasiliens belegen (vgl. Clairmont 1999; Huffschnied 1998; Chossudovsky 1999b). Die Asienkrise etwa muss als Angriff des »Wall Street-IWF Komplexes« auf das »asiatische Modell« gewertet werden (Wade/Veneroso 1998, 3; vgl. auch Dieter 1998, 14; Candeias 1998, 93). Der Kapitalverkehr in den betroffenen, bis dato sehr erfolgreichen asiatischen Ländern war bis zur Krise nicht gänzlich liberalisiert worden. V.a. der ausländische Besitz inländischer Produktionsanlagen unterlag bestimmten Beschränkungen. Das politische Management der Finanzkrise durch den IWF hob diese Beschränkungen auf. Nun konnte »bei einer Abwertung von rund 50% und einem Kursverfall um rund 40% amerikanische, deutsche oder sonstige *global players* Konkurrenzunternehmen etwa in Korea zu einem Fünftel des Preises kaufen« (Huffschnied 1998, 969).<sup>2</sup> Die neoliberale Deregulierungspolitik ist also auch als Versuch der USA zu verstehen, ihre verlorengegangene Hegemonie auf einer neuen ökonomischen Basis wiederherzustellen (Hirsch 1999, 694).

Gelingt es nicht, die Anpassung an das neoliberale Modell ökonomisch zu erzwingen, folgt, sofern das Risiko überschaubar ist, militärischer Druck. Wann eine militärische Intervention geboten ist, ist Definitionssache – in erster Linie der USA: bedroht ein Staat die Stabilität der bestehenden Weltordnung (und sei es nur regional begrenzt) ist Krieg ein legitimes Mittel zur Eindämmung der Gefahr. Die Selbstmandatierung der NATO als unabhängig von Vereinten Nationen und außerhalb des Völkerrechts operierender Weltpolizei unter Führung der USA ist insoweit das militärische Pendant des Globalisierungsprozesses (Hirsch 2000). Die ökonomische Globalisierung und die ihr inhärente Tendenz zur Regionalisierung und Triadisierung sind zur bestimmenden Tendenz geworden und fügen sich in die machtpolitische Logik der Staatenkonkurrenz ein – insofern rückt die Geoökonomie ins Zentrum der Weltpolitik. Allerdings wird sie geopolitisch von der »militärischen Quasi-Unipolarität« der USA bzw. der NATO begleitet, so dass sich eine konfrontative *diplomatie armée* gegenüber einer kooperativen »Deklarationsdiplomatie« der UNO durchsetzt (Link 1998, 159). Eine auf ökonomischer Konkurrenz und militärischer Macht basierende Weltordnung ist nicht in der Lage, Mechanismen und Institutionen der konsensualen Konfliktlösung zu entwickeln (Altwater 1992, 214).

Die damit verbundenen Kosten der Militarisierung werden, so steht zu erwarten, durch einen weiteren Abbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates und Umverteilungen zu Lasten von Arbeitnehmern aufgebracht. Diese Perspektive verschiebt sich kaum dadurch, dass der rigide rechts-konservative Neoliberalismus in allen großen westlichen Industrienationen durch einen sozialdemokratischen Neoliberalismus mit »menschlichem Antlitz« abgelöst wurde. Diesem dient nun der Krieg im Kosovo als ideologische Begründung für eine Militarisierung der Außenpolitik, für die teure Umrüstung der auf Verteidigung ausgerichteten Armeen zu flexibel einsetzbaren »Krisenreaktionskräften« und letztlich für die Ausweitung der Militäretats, welche nach dem Ende des Kalten Krieges tendenziell vom Abbau bedroht waren. Entsprechend haben die USA im letzten Jahr den höchsten Zuwachs des Militärschlusses seit Reagans SDI-Programm zu verzeichnen. Auch Großbritannien erhöht seine Ausgaben für das Militär, und Verteidigungsminister Scharping fordert zusätzliche 20 Milliarden DM für Rüstungsprojekte in den kommenden zehn Jahren, um so der »internationalen Verantwortung der Bundeswehr, die in den nächsten Jahren weiter steigen werde«, begegnen zu können (TAZ 9.8.99). Auch Grüne Politiker fordern mittlerweile einen »gewichtigen Beitrag« der Bundesrepublik zur Bündnisverteidigung und zum internationalen Krisenmanagement: »Wenn wir nicht bereit sind, alle Instrumente, auch die militärischen, die zur Konfliktbearbeitung zur Verfügung stehen, zu reformieren und entsprechend anzupassen, besteht die Gefahr, dass wir die Chance eines deutschen Beitrags zum Wandel der internationalen Beziehungen verpassen«. Zu diesem Zweck müsse der investive Anteil am Verteidigungsetat zunächst proportional ansteigen (auf längere Sicht wären dann vielleicht wieder Einsparungen möglich), um die »Anpassung an die sicherheitspolitischen Aufgaben der Zukunft« zu ermöglichen – so die verteidigungspolitische Sprecherin von Bündnis 90/Die Grünen (FR 8.9.99, 5).

Vor diesem Hintergrund neuer sicherheitspolitischer Aufgaben wird nun quasi ein Wettbewerb um die schlagkräftigste Neuausrichtung der Truppen geführt: der Anteil des Wehretats am Bruttoinlandsprodukt gilt dabei als Indikator für Bemühungen zur Modernisierung der Streitkräfte. Gemessen daran gebe Deutschland, so Scharping, nur halb so viel aus wie die Atommächte Frankreich oder Großbritannien. Deutschland müsse also seinen Wehretat aufstocken, »um dem außenpolitischen Gestaltungsanspruch der Bundesregierung durch Bereitstellung angemessener militärischer Mittel Geltung zu verschaffen« (FAZ 6.9.1999, 6). Die britische Regierung schlägt sogar Konvergenzkriterien für Verteidigung nach dem Vorbild der Konvergenzkriterien zur Währungsunion vor – eine Art »militärischen Euro« (Die Zeit, 9.9.1999, 4). Auch Japan hat beschlossen, Milliarden von US-Dollar in das gemeinsam mit den USA geplante Projekt eines Raketenschutzschildes zu investieren und seine bislang rein defensiv ausgerüstete Militärdoktrin auf »regionale Ordnungsfunktionen« auszuweiten (FR 10.8.99). Nationalistische, rechtskonservative Kräfte in der Regierungskoalition versuchen nun Artikel 9 der japanischen Verfassung zu ändern, der die »Anwendung von Krieg als Mittel zur internationalen Konfliktlösung auf immer« ausschließt (ebd.). Insgesamt wird auf diese Weise, wie schon bei Roosevelts New Deal oder Reagans Konjunkturprogrammen zur Stützung des militärisch-industriellen Komplexes, wieder der »Militarismus als Gebiet der Kapitalakkumulation« entdeckt (Luxemburg, GS V, 404). Überwindung

drohender oder manifester Wirtschaftskrisen mittels Aufrüstung und Wiedererstarken imperialistischer Tendenzen gehen Hand in Hand.

## II.

Nach dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Regime wurde Osteuropa abrupt dem gesellschaftlichen Stress neoliberaler Restrukturierung unterworfen, wurde quasi zum Experimentierfeld neoliberaler Schocktherapien. Ohne entwickelte soziale Sicherungssysteme und mit vergleichsweise niedrigen Produktivitäten direkt der Konkurrenz des Weltmarktes ausgesetzt, gerieten die osteuropäischen Ökonomien in die Krise, v.a. die Republiken der ehemaligen Sowjetunion, Südosteuropa und nicht zuletzt Jugoslawien. Bereits in den 1980er Jahren war Jugoslawien von regionalen und sozio-kulturellen Ungleichheiten geprägt. Während der Lebensstandard in Slowenien durchaus mit dem durchschnittlichen Niveau in der EU vergleichbar war, glich der Süden Jugoslawiens, v.a. der Kosovo, eher einem Land der ›Dritten Welt.‹<sup>3</sup> Schon zu dieser Zeit geriet das Land in eine rezessive ökonomische Situation, die sich aber nach 1989 extrem verschärfte: 1990 fiel das Wirtschaftswachstum auf einen Wert von -10,6% (Weltbank 1991). Daraufhin trat der IWF auf den Plan: Umschuldungsabkommen und neue Kredite wurden an die Erfüllung von ökonomischen Reformen, d.h. an Deregulierung und Liberalisierung der Wirtschaft sowie an eine Verpflichtung zur unmittelbaren Erhöhung der Schuldentilgungsraten gebunden. Damit mussten Steuereinnahmen, die im Rahmen des Bundesstaatlichen Transfersystems an die Teilrepubliken und autonomen Provinzen hätten fließen sollen, für den Schuldendienst eingesetzt werden. »Die Republiken waren nun größtenteils auf sich selbst gestellt, wodurch der Prozess der politischen ›Balkanisierung‹ und der Sezessionismus angeheizt wurden« (Chossodovsky 1999a, 562). Mitte der neunziger Jahre lag die gesellschaftliche Produktion 20% unter dem Niveau von vor 1989. Die daraus resultierenden Verteilungskämpfe im ökonomischen Niedergang führten erst dazu, dass nationalistische Gruppen ethnisch-religiöse Konflikte ihren jeweiligen Herrschaftsinteressen entsprechend schüren konnten. Durch Bürgerkrieg und Wirtschaftsembargo zusätzlich geschwächt, lag das »Bruttoinlandsprodukt 1998 ca. 50% unter dem Niveau der achtziger Jahre. Bei einer geschätzten Arbeitslosenquote von gleichfalls 50% kann von einem kontinuierlichen Reproduktionsprozess keine Rede mehr sein« (Bischoff 1999, 53). Die innere Kohärenz der Gesellschaft geht verloren, soziale Konflikte nehmen die Form offener Gewalt an.

Vor diesem Hintergrund bemerkt Bischoff (entgegen vieler Meinungen aus dem linken Lager) zutreffend:

Bei aller Anerkennung der Bedeutung von Rohstoffen auch im modernen Kapitalismus: es gibt angesichts der chronischen Baisse auf den Rohstoffmärkten infolge der langjährigen Überakkumulation, Tendenz zur Deflation und einer Überproduktion bei energetischen Rohstoffen keine plausiblen Argumente für eine militärische Intervention auf dem Balkan aus derlei ökonomischen Gründen. (ebd.)

Doch angesichts der Verheerungen eines wilden, ungezügelter Kapitalismus in weiten Teilen Osteuropas ist die NATO nun um die Sicherung der Stabilität in der Region bemüht. Als Militärorganisation verfolgt sie dabei ihre Ziele mit militärischen

Mitteln. Erst nach Beendigung des Kosovo-Krieges haben sich die westlichen Staaten der Idee präventiver Maßnahmen erinnert und versuchen – nachsorgend – sozio-ökonomische Stabilität in der nun zusätzlich durch die Bombardements verwüsteten Region zu stiften, mit Hilfe eines ›Marshall-Planes‹, dessen Ausstattung »so viel ausmacht wie ein einziger NATO-Kriegstag gegen Serbien«. <sup>4</sup> All das ist selbstverständlich an Bedingungen wie die Gewährleistung einer liberalen Marktwirtschaft, pluraler Wahlen etc. geknüpft (weshalb Serbien auch keine der Hilfen erhalten wird). »Wenn erst einmal im Krieg die technische und soziale Infrastruktur einer Gesellschaft militärisch zerstört worden ist, bleibt gar nicht anderes als [...] dass ganze Völker ›an den Tropf‹ gehängt werden«. Auf den moralischen Imperialismus folgt der »karitative Imperialismus« <sup>5</sup> und die Bildung von Protektoraten – in Bosnien und im Kosovo beispielsweise.

Organisationen wie die UNO oder die OSZE stehen der uneingeschränkten Möglichkeit derartiger Interventionen im Wege. Isoliert sind die USA zu schwach – daher der Rekurs auf die NATO, verbunden mit ihrer strategischen Neuausrichtung nach dem Ende des bipolaren Zeitalters. Die NATO ist auch notwendig, um zunehmenden Absetzbewegungen der Europäer vom US-Führungsanspruch vorzubeugen und die Etablierung einer von Amerika unabhängigen militärischen Struktur im Rahmen der EU zu verhindern (Wallerstein 1999, 3). Unter Führung der USA soll die NATO »als Weltordnungsfaktor mit selbstdefinierten und unkontrollierten Befugnissen« (Pradetto 1999, 806), oder, wie US-Außenministerin Albright es ausdrückt, als »eine Kraft des Friedens vom Mittleren Osten bis nach Zentralafrika« (zit.n. Cremer 1999, 30) etabliert werden. Ihr stellvertretender Außenminister Talbott (1999) sekundiert: »Gleichzeitig müssen wir darauf achten, die NATO keinem anderen internationalen Gremium unterzuordnen [...] das Bündnis muss sich das Recht und die Freiheit vorbehalten, immer dann zu handeln, wenn seine Mitglieder es im Konsens für notwendig halten, [...] um so] die Freiheit, die Sicherheit und den Wohlstand aller europäischen und nordamerikanischen Staaten am besten [zu] gewährleisten.« Dabei haben sich andere internationale Organisationen in einem neugewobenen »Geflecht der ineinandergreifenden Institutionen« der NATO unterzuordnen: »ihnen bleibt in Zukunft nur die Nachsorge der NATO-Kriege, indem sie nach Kriegsende Wiederaufbauhilfe oder demokratische Wahlen organisieren [...] Um ihre institutionelle Vorherrschaft zu erreichen bzw. abzusichern, muss die NATO ihre Fähigkeit und Entschlossenheit zur Konfliktlösung beweisen, dabei ›konkurrierende‹ Organisationen ausschalten« (Cremer 1999, 16/29) sowie OSZE und UNO als Konfliktlösungsinstanzen demontieren. <sup>6</sup> Der Selbstmandatierung der NATO mangelt es von Fall zu Fall noch an den legitimatorischen Grundlagen, daher wurde in der Vergangenheit, wie im Falle des Irak-Krieges, noch versucht, entsprechende Resolutionen des Sicherheitsrates durchzusetzen. Doch der Sicherheitsrat der UNO entspricht aus amerikanischer Sicht nicht mehr den Machtverhältnissen nach dem Sieg in der Systemkonkurrenz, zu vielschichtig sind die Interessenkonflikte innerhalb der UN, zu einflussreich Länder wie Russland oder China. »Die westliche Gewissheit kultureller Überlegenheit« verbindet sich nun mit »dem Tatbestand machtpolitischer Konkurrenzlosigkeit«. <sup>7</sup> Menschenrechte, Freiheit und Demokratie stellen die legitimatorischen Grundlagen für die Durchsetzung einer »Herrschaft des Rechts« dar (Außenminister Fischer in Anlehnung

an Habermas).<sup>8</sup> Hier treffen sich machtpolitische Interessen und moralischer Anspruch einiger an den Schaltstellen der Macht angekommener 68er – das bestehende Völkerrecht, das der Souveränität und Integrität von Staaten einen zentralen Stellenwert einräumt, wird im Namen der Menschenrechte als »anpassungsbedürftig« eingestuft.

Allerdings wird von westlicher Seite in Sachen Menschenrechte sehr selektiv zu Werke gegangen: während die Mitgliedsstaaten der NATO in ihrer Außenpolitik gegenüber Dritten beanspruchen, der Souveränität im Verhältnis zu Menschenrechten ein geringeres Gewicht als bisher einzuräumen, steht umgekehrt außer Frage, dass dies nicht für NATO-Mitglieder gilt, so z.B. im Falle der Türkei. Dort, wo es keine ökonomischen oder strategischen Interessen von westlicher Seite gibt, lohnt sich ein Einsatz für die Menschenrechte erst gar nicht, beispielsweise in Ruanda. Behindert ein Eingreifen die ökonomischen Interessen, wie im Falle Indonesiens, wird von Seiten der USA und Europas – trotz vergleichbarer Menschenrechtsverletzungen wie im Kosovo – davon abgesehen. Ist der Gegner zu stark, wie im Falle Chinas (Tiananmen) oder Russlands (Tschetschenien), entfällt das Szenario einer militärischen Intervention ohnehin. Nicht von ungefähr ist Russland bemüht, seine Atomwaffen trotz größter ökonomischer Schwierigkeiten einsatzfähig zu erhalten. China wiederum versucht sein Militär in eine schnelle und flexible Einsatztruppe umzuwandeln und seine Waffensysteme zu modernisieren (Maas 1999, 3), um im asiatischen Raum eine dominante Rolle einzunehmen und gegebenenfalls für militärische Interventionen gerüstet zu sein. An der militärischen Stärke dieser beiden Länder nehmen sich andere ein Beispiel: um ihre eingeschränkte Souveränität im Zuge ökonomischer Globalisierung und militärischer Dominanz von USA und NATO ein Stück weit zurück zu erlangen und sich vor »Einmischungen von außen« zu schützen, versuchen Länder wie Indien, Pakistan, Irak, Iran oder Libyen eigene Atomwaffen zu entwickeln.<sup>9</sup> Zudem lässt sich durch militärische Muskelspiele im Innern trefflich vom ökonomischen Zerfall in einigen dieser Länder ablenken. Ein Krieg kann auch effektiv für einen Wahlkampf instrumentalisiert werden. Beispielhaft für diese Reaktionsformen steht Russlands Tschetschenien-Krieg (vgl. Radvanyi 1999, 5): moralische Appelle des Westens, die den gesamten Einsatz, v. a. aber die Bombardierung ziviler Ziele verurteilen, können von russischer Seite unter Verweis auf den Kosovo-Krieg vom Tisch gewischt werden.<sup>10</sup> Auch internationale Abkommen zur Begrenzung konventioneller Waffen spielen dann keine Rolle mehr. Zur UNO werden Länder wie Russland und China oder auch Indien auf Dauer ein ebenso instrumentelles Verhältnis entwickeln wie die USA.<sup>11</sup> Bei der Verabschiedung von Resolutionen in Menschenrechtsfragen, die wie im Falle des Kosovo als Rechtfertigung für ein einseitiges militärisches Vorgehen benutzt werden könnten, wird eine Zustimmung Russlands und Chinas kaum noch zu erreichen sein.

Die Bedingungen für eine erfolgreiche Menschenrechtspolitik seitens der UNO haben sich damit weiter verschlechtert. Das nach dem Ende der Blockkonfrontation zunächst erwartungsvoll positive Klima in den internationalen Beziehungen hat sich auf absehbare Zeit nachhaltig verschlechtert. Unter der Dominanz des Neoliberalismus sind wir von einer Verwirklichung der Menschenrechte, von einer Herrschaft des Rechts weiter entfernt denn je. Nicht nur die selektive Anwendung



bürgerlicher Freiheitsrechte im globalen Raum ist hier gemeint. Vielmehr muss von einer Unteilbarkeit der Menschenrechte, also auch der sozialen Rechte auf ein menschenwürdiges Dasein, Arbeit, Bildung oder Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, ausgegangen werden, wie sie in Artikel 2 der UN-Erklärung *Über das Recht auf Entwicklung* festgehalten worden ist. Davon ist im Menschenrechtsdiskurs des Westens nichts zu hören. Stattdessen nehmen die Ungleichheiten neoliberaler Globalisierung immer bedrohlichere Ausmaße an.

### Anmerkungen

- 1 Mbembe sieht für den Fall Afrikas eine »gesellschaftliche Formation« im Entstehen, in der sich »der Krieg tendenziell in eine reguläre soziale Funktion verwandelt [... Er] trägt gerade durch sein zerstörerisches Werk zur gesellschaftlichen Reproduktion bei. Dies wird an den zyklisch wiederkehrenden Massakern und Menschenschlächtereien ebenso deutlich wie an den zur Normalität gewordenen Plünderungen und dem grassierenden Banditentum – eine Wirtschaftsweise, die an die Raub- und Beutezüge des 19. Jahrhunderts anknüpft« (1999, 18).
- 2 Mit dem ökonomischen Einbruch im Zuge der Asienkrise haben in den vergangenen zwei Jahren in der Region von Indonesien über die Philippinen, Malaysia, Thailand, Kambodscha, Burma und Vietnam Separatistbewegungen wieder neuen Auftrieb erhalten. Ein Zerfall der staatlichen Ordnung und die Gefahr der Fragmentierung Südostasiens sind nun durchaus im Rahmen des Möglichen. Das Schicksal der jüngsten Separationsbewegungen der Regionen Aceh, Irian, Java, auf Sulawesi und im Riau Archipel in Indonesien wird zeigen, ob es zu einem friedlichen Auflösungsprozess Indonesiens kommt oder ob Gewalt erneut eskaliert.
- 3 Bis dahin ermöglichte ein föderalistisches Institutionensystem, verbunden mit entsprechenden Transferzahlungen einen gewissen Ausgleich der divergierenden Interessen. »Wichtig für den Zusammenhalt war auch der äußere Druck in Gestalt des Ost-West Gegensatzes [...] die internen Konflikte [durften] nicht eskalieren, sollte die relativ unabhängige und komfortable Mittelposition zwischen Ost und West – Neutralität, führendes Mitglied in der Blockfreien-Bewegung, Politik der »self-reliance« – nicht verloren gehen.« (Heinrich 1999, 189)
- 4 Krippendorf 1999, 9. Der Bombenkrieg verschlang täglich rund 500 Millionen DM. Der Wiederaufbaufonds für die gesamte betroffene Region Südosteuropas soll eine Größenordnung von wenigen Milliarden \$ pro Jahr erhalten (Cremer 1999, 34). Insofern übertreibt Krippendorf, trifft mit seiner Aussage aber das ungeheure Missverhältnis von unhinterfragten Kriegsausgaben und kleinteiligen Wiederaufbauhilfen.
- 5 Altvater 1992, 215. Stellt man den ökonomischen und sozialen Verfall in Afrika, Teilen Lateinamerikas, Asiens und v.a. in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion in Rechnung, »dann müssten in absehbarer Zukunft Milliarden Menschen, ganze Länder und Regionen unter karitative Kuratel gestellt werden« (ebd.), um gewalttätige Konflikte und Kriege zu vermeiden.
- 6 Dies ist ihr im Falle des Kosovo-Krieges nicht ganz geglückt: »Nach dem Entschluss, den Kosovo-Konflikt unter Ignorierung der UNO und Missachtung völkerrechtlicher Vorgaben und gegen Moskau und Peking zu lösen, setzten europäische Verbündete schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn geradezu händeringend auf die Vermittlungstätigkeit russischer Emissäre und neutraler Staaten, auf den Einfluss von UN-Generalsekretär Kofi Annan und auf die Kooperationsbereitschaft Pekings, um zu einem Ende der Kampfhaltungen zu kommen und eine Resolution des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen als Grundlage für eine multilaterale Befriedung Kosovos zu erwirken.« (Pradetto 1999, 811)
- 7 Pradetto 1999, 808. Diese Struktur der neuen Weltordnung muss sich auf universalistische Prinzipien stützen, um die notwendige Legitimität zu erzeugen. Ohne eine auf diese Weise hergestellte Hegemonie gerieten USA und NATO schnell an Grenzen ihres politischen und ökonomischen Einflusses und damit auch ihrer militärischen Macht (Altvater 1992, 209). Vgl. für eine breitere Debatte um Hegemonie und Dominanz im internationalen System Hübner 1990 und 1996 sowie Candeias 2000.

- 8 Rede vor der UN-Vollversammlung in New York, zit. n. Die Zeit Nr. 40, 30.9.1999.
- 9 »Vor dem Eingang der UN in New York habe ich [...] immer ein unsichtbares Schild gesehen: Hier hat Einfluss, wer Geld oder die Atombombe besitzt.« (Kumar Gujral, indischer Ex-Premier in der Frankfurter Rundschau vom 16. März 2000)
- 10 Auf dem Gipfeltreffen der OSZE vom 18. November 1999 in Istanbul bestand Jelzin darauf, dass niemand »das Recht habe, Russland wegen Tschetschenien zu kritisieren«. In diesem Zusammenhang verwies er auf die »Aggression der NATO gegen Jugoslawien«, für die Menschenrechte nur der Vorwand gewesen seien. Langfristig gestand er zu, müsse auch in Tschetschenien verhandelt werden, »aber nicht mit Banditen und Mördern« (zit. n. Frankfurter Rundschau 19.11.1999, 3). Putin exekutierte diese Haltung konsequent.
- 11 Verheerend wirkt auch das Votum des US-Senats gegen ein umfassendes Atomwaffentestverbot. Schon im Kosovo-Krieg und nun in Tschetschenien wurden Waffenbegrenzungen aus Abrüstungsverträgen massiv verletzt und letztere damit zur Disposition gestellt. Der Beschluss des Pentagon, in den kommenden sechs Jahren 6,6 Mrd. US-\$ für den Bau eines nationalen Raketenabwehrsystems (*National Missile Defense*) bereitzustellen, verstößt gegen den mit der Sowjetunion in den siebziger Jahren abgeschlossenen ABM-Vertrag (*Anti-Ballistic-Missile-Treaty*). Auf Seiten der Amerikaner wächst die Neigung, sich ganz aus den Abrüstungsverträgen zurückzuziehen (Nass 1999, 13). Angesichts zunehmender ökonomischer Unsicherheiten droht ein neuer Rüstungswettlauf, der nicht nur den Umbau der Streitkräfte in global einsetzbare, hochmoderne Krisenreaktionskräfte, sondern auch ein neues atomares Wettrüsten von Indien bis China, von Russland bis Japan oder den USA umfassen kann.

## Literatur

- Albrecht, Ulrich, 1999: »Die neue Weltordnung der NATO«, in: *Das Argument* 231, 41. Jg., Heft 4/1999, 569-72
- Alnasseri, Sabah, Ulrich Brand, Thomas Sablowski und Jens Winter 1999: *Raum, Regulation und Periodisierung des Kapitalismus*, Manuskript (im Erscheinen)
- Altwater, Elmar, 1992: *Der Preis des Wohlstandes*, Münster
- ders., 1999: »Menschenrechte und Bomben«, in: *Frankfurter Rundschau* vom 8.7., 7
- Beck, Ulrich, 1998: *Politik der Globalisierung*, Frankfurt/M
- Bischoff, Joachim, 1999: »Weder gerecht noch imperialistisch«, in: *Sozialismus*, Heft 5/1999, 52-53
- Candeias, Mario, 1998: »Von der Krise des Fordismus zu monetären Instabilitäten auf den Weltfinanzmärkten«, in: *Berliner Debatte INITIAL*, 9. Jg., Heft 6/1999, 83-98
- ders., 1999a: »Der Kosovo-Krieg in Zeiten einer drohenden Weltwirtschaftskrise«, in: *Das Argument* 231, 41. Jg., Heft 2-3/1999, 177-85
- ders., 1999b: »Finanzkrise«, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. IV, Hamburg, 524-35
- ders., 2000: »Der Neoliberalismus als neue Entwicklungsweise des Kapitalismus«, in: *Sozialismus*, Heft 5/2000 (im Erscheinen)
- Chossudovsky, Michel, 1999a: »Die Demontage des früheren Jugoslawien«, in: *Das Argument* 231, 41. Jg., Heft 4/1999, 561-68
- ders., 1999b: »Brasiliens ausländerfreundliche Schuldenkrise«, in: *Le Monde Diplomatique*, 12.3., 6
- Clairmont, Frédéric F., 1999: »Die Internationale der Plünderer – Sektion Russland«, in: ebd., 4f
- Cremer, Uli, 1999: »Die neue NATO im Kosovo«, in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus*, 29. Jg., Heft 5/1999, 16-35
- Demirovic, Alex, 1999: »Balkankrieg, Postfordismus und Global Governance«, in: *Prokla* 115, Heft 2/1999, 193-202
- Görg, Christoph, 2000: »Von der Zivilgesellschaft über die Bürgergesellschaft zur Militärgesellschaft«, in: *Das Argument* 234, 42. Jg., Heft 2/2000, 68-78

- Haug, Wolfgang F., 1999: »Rücktritt von der Sozialpolitik – Eintritt in den Krieg«, in: *Das Argument* 230, 41. Jg., Heft 2-3/1999, 167-76
- Heinrich, Michael, 1999: »Kosovo 1999«, in: *Prokla* 115, Heft 2/1999, 186-92
- Hirsch, Joachim, 1995: *Der nationale Wettbewerbsstaat*, Berlin
- ders., 1999: »Was heißt eigentlich »Globalisierung«? Überlegungen zur »neuen Weltordnung« anlässlich des Kosovo-Krieges«, in: *Das Argument* 232, 41. Jg., Heft 5/1999, 691-99
- ders., 2000: »Die Internationalisierung des Staates«, in: *Das Argument* (im Erscheinen)
- Hübner, Kurt, 1990: »Wer Macht hat kann sich alles erlauben! Anmerkungen zu den Konzepten Hegemonie-Dominanz-Macht-Kooperation in der globalen Ökonomie«, in: *Prokla* 81, Heft 4/1990
- ders., 1996: »Globalisierung, Hegemonie und die Aufwertung des Regionalen«, in: M.Bruch/H.P.Krebs, *Unternehmen Globus*, Münster, 40-58
- Huffschmid, Jörg, 1998: »Die Spielregeln der Finanzmärkte. Hintergründe der Asienkrise und Wege zu ihrer Überwindung«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, August 1998, 962-73
- Joxe, Alain, 1997: »Le nouveau statut des alliances dans la stratégie américaine«, in: *Cahiers d'études stratégiques* 20
- Köbler, Reinhart, 1998: *Entwicklung* (Reihe »Einstiege« – Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie), Münster
- Krippendorf, Eckerhard, 1999: »Die humanistische Herkunft – wo ist sie geblieben? Eine Abschiedsvorlesung«, in: *Frankfurter Rundschau* vom 9.7., 9
- Link, Werner, 1998: *Die Neuordnung der Weltpolitik*, München
- Luttwak, Edward N., 1994: *Weltwirtschaftskrieg*, Reinbeck bei Hamburg
- ders., 1999: »Give War a Chance«, in: *Foreign Affairs*, Juli/August 1999, 36-44
- Luxemburg, Rosa: *Die Akkumulation des Kapitals, Gesammelte Werke*, Bd. V, Berlin 1975
- Maas, Harald, 1999: »Der Schatten von Nanjing. Fünfzig Jahre nach der Gründung der Volksrepublik ist der »kranke Mann Asiens« zur Weltmacht geworden«, in: *Frankfurter Rundschau*, 28.9., 3
- Mbembe, Achille, 1999: »Die mobilen Grenzen auf dem Schwarzen Kontinent«, in: *Le Monde Diplomatique*, 12.11., 18f
- Narr, Wolf Dieter, und Alexander Schubert 1994: *Weltökonomie. Die Misere der Politik*, Frankfurt/M
- Nass, Matthias, 1999: »Zweierlei Sicherheit«, in: *Die Zeit*, Nr. 47, 18.11., 13
- Paech, Norman, und Gerhard Stuby 1999: »Recht oder Gewalt?«, in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus*, Heft 5/1999, 36-47
- Pradetto, August, 1999: »Zurück zu den Interessen«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Juli 1999, 805-815
- Radvanyi, Jean, 1999: »Russischer Wahlkampf im Kaukasus«, in: *Le Monde Diplomatique*, 12.11. 1999, 4f
- Samary, Catherine, 1999: »Der Wandel in Osteuropa und die Totgewichte der alten Gesellschaften«, in: ebd., 6f
- Talbott, Strobe, 1999: »Das neue Europa und die neue NATO«. *Rede vor der deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik* vom 4. Februar 1999
- Vinnai, Gerhard, 1999: »Welche Gesellschaften können noch Friedfertigkeit stiften? Anmerkungen aus sozialpsychologischer Sicht«, in: *Frankfurter Rundschau* vom 23. Oktober 1999, 7
- Wallerstein, Immanuel, 1999: »Bombs Away«. *World Socialist Web Side*
- Weltbank 1991: *World Development Report 1991*, Statistical Annex, Washington D.C.

»Queer – beliebt oder beliebig?« – Frankfurt/M, 13. bis 14. November 1999

Einleitend forderten die Organisatorinnen einen politischen Fluchtpunkt der Debatten; die Beiträge der ReferentInnen wie der ca. 60 TeilnehmerInnen zeigten die Bewegungen zwischen verschiedenen politischen Spektren und theoretischer Auseinandersetzung. Dabei dominierten zwei thematische Schwerpunkte: Möglichkeiten und Grenzen von *queer politics* sowie Produktionen und Konstruktionen von *queer desire*. – Corinna Genschel (Berlin) forderte, *queer politics* nicht nur als Entgegnung auf Identitätspolitik(en) zu verstehen. Vielmehr solle *queer* bedeuten, in Zusammenhängen zu denken, Möglichkeiten und Grenzen in konkreten Situationen zu begreifen. Anschließend an Genschels Beispiel der alternativen *Christopher Street Days* 1993 und 1994, die im Dissenz zum (für die EU zentralen) *EuroPride* organisiert wurden, zeigte die Diskussion, dass es situativer Anlässe bedarf, um Bündnisse marginalisierter linker Lesben-/Schwulenkontexte in *queere* Politiken zu übersetzen, die nicht in schwullesbischem Mainstream und dessen Repräsentationsformen untergehen. Offen blieb, wie solche Gegenbewegungen sich über längere Zeit stabilisieren lassen und ob das ein sinnvolles politisches Anliegen wäre. – Peter Wagenknecht (»Nancy Nüchtern«) und Volker Woltersdorff (»Dr. Lore Loghorröe«) von der Berliner Zeitschrift *Tuntentinte* diskutierten, inwieweit schwule Subkulturen auf Grund ihrer subjektformierenden Effekte »ideologische Staatsapparate« i. S. Althusserns sind und welche Spielräume es für nicht-subjekt-abschließende Praxen gibt. Ansätze solcher »Identitäts-Guerilla« stellten sie in Gestalt der Kreuzberger »Queer-Parties« vor. Hier seien Räume entstanden, in denen nicht das marginalisierte »Andere« (z. B. als Behinderung geltende körperliche Abweichungen) zur Schau gestellt und angeschaut werde, sondern sich die Normalität der Szene produktiv »verqueert«. – Auf die Grenzen etablierter schwul-lesbischer (Lobby-)Politik im EU-Rahmen verwies Nico Beger (Berlin). Um zu einer Praxis *queerer* Kritik an Repräsentations- und Anerkennungspolitik zu gelangen, schlug er »Hybridität« vor: Mit fragilen Identitäten und fragmentierter Verortung könne die starre Grenzziehung zwischen offizieller Repräsentations- und nicht-identitärer Politik zwar nicht überwunden, aber in Bewegung gehalten werden. Am Beispiel zweier Ebenen von »Begehren« – Begehren nach Recht, Begehren, das sich in devianter Sexualitätswahl äußert – spielte er die Hybridisierung durch. – An den verwobenen Konzepten der *Ausländerin* und der *Lesbe* zeigten Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hannover) und Maria del Mar Castro Varela (Gießen), welche Hierarchien sich durch Positionen im staatlich regulierten Gefüge herausbilden, und kritisierten die Unzulänglichkeit *queerer* Analysen, diese zu differenzieren. Sie wiesen auf Gefahren hin, welche die Forderung nach sexuellen staatsbürgerlichen Rechten durch Neubestimmung und Festlegung juridischer Subjekte mit sich bringe: So wird etwa Frauen in der Migration und im Exil, die sich selbst nicht als »Lesben« bezeichnen, dieses westliche Konzept in Asylverfahren in Form sexualwissenschaftlicher Gutachten aufgenötigt. – Mit der provokanten Frage, ob Männer Lesben sein könnten, machte Paula Irene Villa (Bochum) auf oft zu »gerade« geschnittene Fragen nach Alternativen zur identitären Logik aufmerksam. »Queer« sei eine Möglichkeit, zwischen Bezeichnungen Orte zu finden, die andere Körperpolitiken ermöglichen. Neuere theoretische Ansätze, die sich mit der (Re-)Konstruktion von Körper auseinandersetzen, ließen *queer politics* De-Chiffrierungs-Praktiken ernster nehmen, die Wahrnehmungsweisen umstülpen können. Entscheidend seien die Besetzungen von Körperzonen und damit Empfindungen, die »in nicht passender Weise zusammengebrachte nicht komplementäre Elemente« verarbeiten müssen. – Antke Engel (Hamburg) erarbeitete im Anschluss an feministische Filmtheorie und Psychoanalyse u. a. von De Lauretis

Analyse-Werkzeuge, um den Blick auf *body-politics* zu schärfen. Statt in der Dichotomie von Intelligiblem und Nichtintelligiblem zu verharren, gehe es um prozesshaftes Begreifen. Vor diesem Hintergrund wurde ein Video von Wiener Filmemacherinnen diskutiert, das clipartig Formen von *queer desire* inszeniert (u.a. Pat Califa, Annie Sprinkle, house o'chicks). – Deutlich wurde während beider Vorträge die politische Dimension der Körper- und Begehrenskonstruktionen. Eine Aufteilung des Feldes *queer* in die Sphären *politics* und *desire* ist damit fragwürdig: sie suggeriert eine Trennung zwischen subjektiven und gesellschaftlichen Zugängen zu Identität, die in den Körperpolitiken kritisiert und unterlaufen werden soll.

Die Tagung trug zu Austausch und Vernetzung *queerer* Szenen bei, seien sie nun akademisch, studentisch, subkulturell oder offiziell-politisch. Lücken und Sprachlosigkeiten wurden sichtbar, allerdings auch in produktiven Effekten, etwa in der sonst nicht-fragbaren Frage »Was meint eigentlich Poststrukturalismus?« In einer Performance regten die »Bösen Tanten« mit ihrer Parodie auf wissenschaftliche Sprachen, die ihren Gegenstand eher erstarren als begreifbar machen, zu einer gelösten Diskussionskultur an – und wagten so Ansätze verqueerer Wissenschaftspraxis. Es bleibt zu hoffen, dass es neben einer schon geplanten Folge-Veranstaltung zu weiteren *queeren* Ereignissen kommt (siehe dazu [www.copyriot.com/queer](http://www.copyriot.com/queer)).

Anne Wolf, Katharina Pühl, Wolfgang Hörbe (Frankfurt/M)

»**Haben Kriege ein Geschlecht?**« – Seminar der Bundesstiftung Rosa Luxemburg und des BdWi. Berlin, Werkstatt der Kulturen, 18. Februar 2000

Um die Rolle von Frauen bei Kriegsplanung und -führung näher zu beleuchten und damit zur Diskussion feministischer Strategien beizutragen, behandelte zunächst Karin Gabbert (Militärsoziologin an der Uni Bremen) die mediale Darstellung der Frau als Opfer im Kosovo-Krieg. Sie wies darauf hin, dass sich in den kriegsführenden Ländern kein deutlich weiblich bestimmter Protest formiert hatte und auch die Betroffenen nicht zu Wort kamen. Letztere dienten nur den konstruierten Bildern ausschließlichen Leidens von Frauen und Kindern als schwacher Teil der Gesellschaft, die die Kriegshandlungen der Männer legitimierten. Damit wurden sie Teil der Kriegslogik, die die Bedeutung der Bilder überdeckte. Auch Meldungen des Pentagons von Massenvergewaltigungen mussten zwar als Kriegsgrund erhalten, tauchen jedoch in den Bilanzen des Krieges nicht mehr auf. – Zur Instrumentalisierung von Vergewaltigungen referierte Jutta Brandewiede vom Hamburger Notruf für vergewaltigte Frauen und Mädchen e.V.: Generell werde sexuelle Gewalt gegen Frauen verschleiert; selbst beim Bericht über Brutalitätsszenen würde kaum der Bezug zu Frauen und ihrem Leiden hergestellt. Die Ächtung gehe oft einher mit der Vorstellung, nur bestimmte Frauen würden zu Opfern. Der Mythos von der fremden, feindlichen Vergewaltigung dagegen mobilisiere zum militärischen Einsatz und fördere das Schweigen über sexuelle Gewalt der eigenen Seite. Die Frau fungiere so als zeremonielles Schlachtfeld für den Machtausbau der Sieger und die Entehrung der Besiegten. Zugleich nähmen in Nachkriegszeiten Vergewaltigungen seitens Angehöriger der Familie, der ethnischen Volksgruppe oder des Zufluchtslandes sowie der Frauenhandel frapierend zu. Die fehlende Organisation der Frauen verhindere eine wirksame Interessenvertretung. – Wie wenig es im Kosovokrieg auf die Leiden der Frauen ankam, zeigt der Film »Pink« von Sandrina Andic, Studentin der Kunstgeschichte. »In Jugoslawien waren die Menschen physisch bedroht, hier werden sie psychisch bedroht – das nimmt sich nicht viel«, fasst eine Flüchtlingsfrau die deutsche Politik zusammen. Wer sich mit der Realität derer vertraut macht, die nach den entsprechenden Verordnungen »versorgt« und in Sammelunterkünften eingepfercht werden, in Perspektivlosigkeit und ständiger Angst vor »Rückführung«, ahnt, welche Verletzungen zu denen des Krieges hinzukommen. – Da

die internationalen Flüchtlingsorganisationen und erst recht die militärischen Einheiten in den Kriegsregionen sich als unfähig zur Konfliktbewältigung erweisen, plädierte Adrienne Goehler, Präsidentin der HBK Hamburg, für eine mindestens 50-prozentige Frauenquote bei UN-Friedensmissionen. Kriegs-»Nachsorge« könne nicht von einer kriegsführenden Partei, auch nicht nach dem Wechsel der Uniform, geleistet werden. Der Umgang mit Erfahrungen von Gewalt, mit Gefühlen wie Rache, Angst und Scham erfordere Vermittlungsfähigkeiten, setze Beherrschung der Sprache der Betroffenen und Kenntnis des Hintergrunds der ethnischen, kulturellen und gesellschaftlichen Konflikte voraus. Bereits im Vorfeld kriegerischer Auseinandersetzungen bedürfe es weiblicher Handlungskompetenz – nicht v.a. bei Krankenpflege und Aufbauarbeit im Sinne konventioneller Geschlechterrollen, sondern durch die Besetzung strategisch wichtiger Positionen.

Katrin Jura (Berlin)

## Besprechungen

### Philosophie

**Hentges, Gudrun: Schattenseiten der Aufklärung.** Die Darstellung von Juden und »Wilden« in philosophischen Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts. Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts. 1999 (298 S., br., 58,- DM)

Der General wäre dem großen Philosophen zu Dank verpflichtet gewesen, aber Custer hat sicher nicht gewusst, dass er sein Massaker an den Sioux am Wounded Knee unter Berufung auf Hegel hätte rechtfertigen können, für den die Indianer »für eine [...] geistig schwache Nation anzusehen« waren, die aufgrund ihrer Unterlegenheit »weichen musste« (253). Hentges ergründet in ihrer Marburger Dissertation die »Schattenseiten« der europäischen Aufklärung. – Sie nimmt einleitend Bezug auf Goyas »El sueno de la razon« (als Titelbild verwendet), der Monstren hervorbringt. Ihr erkenntnisleitender Verdacht gegen die Aufklärung ist von der feministischen Kritik an den universalistisch daherkommenden, aber partikularistisch verkürzten Ansprüchen der Aufklärer angestoßen. Sie hat die Konsequenz universalistischer Vorstellungen in Bezug auf Juden und Nicht-Europäer bei namhaften Vertretern der französischen und deutschen Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts untersucht und ist reichlich fündig geworden, so dass sie ihr Buch als »Beitrag zur Analyse der Vorgeschichte des Antisemitismus und Rassismus« bezeichnen kann (9). Es konzentriert sich auf je drei französische und drei deutsche Philosophen der Aufklärung bzw. des Deutschen Idealismus (Voltaire, Rousseau, Diderot und die Enzyklopädisten, Kant, Fichte, Hegel). Ihre Werke werden getrennt im Hinblick auf die Behandlung der »Judenfrage« und im Hinblick auf »Rassenkonstrukte« geprüft. Entsprechend ist die Darstellung in zwei Teile gegliedert, denen Hentges ein Kapitel über die Philosophie der Aufklärung, die Französische Revolution und den deutschen Entwicklungsweg vorgeschaltet hat.

Aufklärung versteht die Verf. nicht im umfassenden Sinn als Emanzipationsprojekt, sondern historisch spezifisch als Epochenbegriff. Bei der Auswahl der Vertreter dieser Epoche orientiert sie sich an der Wirkungsgeschichte. Sie tritt dem Missverständnis entgegen, dass es sich um eine historisch-vergleichende Untersuchung handle. Ein Vergleich zwischen der französischen und der deutschen (Spät-)Aufklärung sei nicht intendiert, vielmehr soll der Formwandel der Ideologien, im ersten Teil speziell die Transformation vom vorbürgerlichen Antijudaismus zum Antisemitismus, untersucht werden. Unter Verweis auf die feministische Forschung will die Verf. den Universalitätsanspruch der Aufklärung prüfen. Wird Vernünftigkeit bzw. Vernunftvermögen allen unterstellt und dem gemäß das Gleichheitspostulat uneingeschränkt affirmiert? Oder soll das – wie für Frauen – für fremde Menschengruppen nicht gelten?

Der Teil über die Behandlung der »Judenfrage« wird von einem Rückblick auf die Etappen der Judenemanzipation eingeleitet, die zweifellos der Aufklärung zu verdanken ist. Deren Doppelgesichtigkeit wird aber sogleich bei der Darstellung von Voltaires Judenfeindschaft deutlich und noch deutlicher in der *Enzyklopädie*, in der einerseits die Verfolgung, Ausgrenzung und Ausbeutung der Juden zum Thema gemacht und andererseits die Unvernunft und Orthodoxie der jüdischen Religion angeprangert werden. Für die Aufklärer mit Ausnahme von Rousseau stand die jüdische Religion für religiösen Fanatismus schlechthin. Kant kritisierte ihren bloß »statutarischen« Charakter. Trotz äußerst abfälliger, gehässiger Urteile über die Juden glaubt die Verf. bei Kant noch keine Elemente eines modernen Antisemitismus feststellen zu können. Anders dagegen bei Fichte. Für diesen sind die negativen jüdischen Charaktereigenschaften zwar nicht

biologisch begründet, aber kulturell fixiert. Bei Hegel konzentriert sich die Befassung mit dem Judentum auf eine »säkularisierte Religionskritik«. Wie zuvor Rousseau tritt er uneingeschränkt für die bürgerliche Emanzipation der Juden ein.

Die historischen Ausführungen in Teil drei kreisen um drei Fragen: um die jeweilige Auffassung von der »scala naturae«, einer auf die frühe Aufklärung zurückgehenden Theorie, um die jeweilige Position in der zeitgenössischen Kontroverse um Poly- oder Monogenese der Menschheit und – zum Teil damit in Zusammenhang – um rassenkundliche Vorstellungen. Das sicher nicht überraschende Ergebnis ist, dass evolutionistische Vorstellungen vorherrschten, die die zivilisatorische Mission des weißen Mannes und seine zumindest zeitweilige Vorherrschaft begründen. Eher schon überrascht und erschreckt, wie mit philosophischem Anspruch Menschengruppen die Existenzberechtigung abgesprochen oder – etwa von Hegel – die Sklaverei gerechtfertigt wird (253, 263). Daneben findet die Leserin allerlei Kuriositäten wie die Bewertung der Albinos (200), die »Safttheorie« bei Kant (214) oder die Theorie der »Ursprache« von Fichte.

Die Verf. hat keineswegs einzelne anstößige Stellen aus den philosophischen Schriften herausgepickt, um die Gelehrten von damals nach heutigen Maßstäben der *political correctness* zu beurteilen. Sie prüft vielmehr, entsprechend den methodischen Kriterien der Hermeneutik, den Stellenwert der Aussagen im Gesamtwerk des jeweiligen Autors und innerhalb der zeitgenössischen Diskussion. Zudem geht sie auch auf die Rezeptionsgeschichte ein und diskutiert Urteile späterer Interpreten. Die Nachwelt ist weitgehend nachsichtig mit den Klassikern umgegangen. Besonders infame Urteile wurden gern übergangen oder in ihrem Aussagewert heruntergespielt. Äußerst schwer taten sich Anhänger der jeweiligen Philosophie. Und auch heute wird manche(r) nicht glauben wollen, was die philosophischen Klassiker von sich gegeben haben. Hentges macht ihr/ ihm die Widerlegung nicht leicht. Georg Auernheimer (Köln)

**Van Reijen, Willem: Der Schwarzwald und Paris.** Heidegger und Benjamin. Wilhelm Fink Verlag, München 1998 (229 S., br., 48,- DM)

Die Begegnung zwischen Heidegger und Benjamin, die Verf. herbeiführt, hätte spannend werden können. Bei diametral entgegengesetzten politisch-ethischen Stellungnahmen gibt es in der philosophischen Kritik, z. B. der linearen Zeitauffassung, erstaunliche »Konvergenzen«. Das hätte die Möglichkeit geboten, den ähnlich angesetzten Kritiken an überkommenen Philosophemen so nachzugehen, dass Benjamin als Antipode zu Heidegger sichtbar geworden wäre.

Van Reijens Lektüre aber verfolgt ein anderes Ziel. Der Vergleich wird zum Beleg für die zeitgeistige Position, dass die politische Unterscheidung zwischen »links« und »rechts« obsolet ist. Noch vor wenigen Jahren, d. h. vor 1989, habe er selbst, bekennt Verf., die Philosophien Heideggers und Benjamins »für politisch-philosophische Gegensätze« gehalten: »Dort das Denken des Seins [...], hier der aktualisierte historische Materialismus« (204). Doch nachdem mit dem »Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus [...] definitiv entschieden« zu sein scheint, dass die »Rechts-Links dichotomie [...] ihre [...] Funktion eingebüßt« hat (184), sieht es anders aus. Im Gestus des Tabubruchs (»Vergleichsverbot«, 8) leitet Verf. einen Vergleich ein, als dessen Ergebnis er festhält, dass »in einer Hinsicht allerdings [...] die Unterschiede nicht zu übersehen waren. Heidegger bemüht durchgängig Landschaftsmetaphern, Benjamin Stadtmotiven« (10). Als »vielleicht wichtigste Übereinstimmung« hingegen gilt Verf., »dass beide Reformen, welcher Art auch immer, für untauglich halten und voll auf Revolution setzen« (17). Er charakterisiert Heideggers und Benjamins Denken als »metaphysische und zugleich revolutionäre Philosophien« (21). »Metaphysisch« bedeutet ihm dabei, dass diese Philosophien sich der politischen »Anwendbarkeit« (22) entziehen, da »die Revolution



und das, was »nach der Revolution« ist, [...] nicht in irgendeiner Form der Kontinuität mit dem Hier und Jetzt gedacht werden« kann (ebd.).

Der Drang zur Homogenisierung der gegensätzlichen Positionen sowie der Mangel eines philosophietheoretischen Zugriffs auf die spezifische Form der Politik *in* der Philosophie führen dazu, dass jeder kritischen Konfrontation Heideggers mit Benjamin von vornherein die Spitze genommen ist und Heideggers NS-Engagement letztlich als »Selbstmissverständnis« (219) entkandalisiert wird. Benjamin hingegen wird mit der latenten Unterstellung belegt, er habe eben »nie die Gelegenheit gehabt, sich die Hände im Universitätsbetrieb oder in einer Partei schmutzig zu machen« (204f). Zwar deckt Verf. durchaus auch Gegensätzlichkeiten bei Heidegger und Benjamin auf, doch wird er deren Tragweite nicht gerecht. So hebt er beispielsweise hervor, dass Benjamin »der Zukunft nicht aus(weicht), sondern [...] sich von der Vergangenheit treffen (lässt), um die Hoffnung auf eine Zukunft, die radikal anders als die drohende katastrophische Fortsetzung der jetzigen Hölle ist, zu retten« (52). Von Benjamins Rettung von Zukunft und Hoffnung aus ließe sich eine stichhaltige Kritik an Heideggers ursprungsmythischer Konstruktion formulieren, die nur eine »geschlossene Zukunft« kennt. Verf. aber sieht von einer solchen Auseinandersetzung ab und beschränkt sich auf einen kurzen Vergleich mit Proust (96f). Auf ähnliche Weise wird van Reijens Feststellung, dass Heideggers Transformation der »menschlichen Geschichte zur Seinsgeschichte [...] das gesellschaftliche Elend als »quantité négligeable« (88) behandelt, während für Benjamin »das konkrete Leid der vergangenen Generationen und die Idee des Glücksstrebens [...] der Leitfaden seines Denkens« ist (ebd.), geschluckt von dem Konstrukt des »metaphysischen Denkens jenseits von links und rechts«, das bei nüchterner Betrachtung gerade durch diese Feststellung gesprengt wird.

In den zehn Kapiteln des Buches vergleicht Verf. die Positionen Benjamins und Heideggers zur Theologie (Heideggers Figur des »letzten Gottes« und Benjamins »Messias«) sowie die jeweiligen Auffassungen von Geschichte, Technik, Sprache, Kunst, Wahrheit und Gewalt. Heideggers Konzepte der Gelassenheit und der Rettung liest Verf. als korrespondierend mit den benjaminschen des Wartens und der Erlösung (12).

Der Hauptmangel des Buches besteht darin, dass Verf. die politisch-ethische Dimension von Philosophien nicht fassen kann. Politik besteht für ihn im engen Sinne in »praktischen Maßnahmen, also etwa bei einer Steuerreform, in Fragen des allgemeinen Wahlrechts, der Arbeitslosigkeit, der Einwanderung illegaler Immigranten (sic!) [...] usw.« (185). Die Frage nach der politischen Bedeutung von Philosophien ist darauf reduziert, »inwiefern sie immun gegen politisch-praktische Anwendungs- bzw. Missbrauchsversuche sind« (ebd.). Da aber keine Philosophie sich auf ein politisches Strategiepapier reduzieren lässt, sind von einem solchen Zugang aus die politisch-ethischen Stellungnahmen in den Philosophien unsichtbar. Über diesen theoretischen Mangel hinaus sind Zitierfehler (z. B. 28, 52) und inhaltliche Fehler zu kritisieren, etwa die Behauptung, bei Heidegger sei das Sein der »Gegenpol« zur Zeit (50). Nützlich ist das Buch, sofern man es als Steinbruch betrachtet.

Susanne Lettow (Berlin)

**Schweppenhäuser, Gerhard: Theodor W. Adorno zur Einführung.** Junius Verlag, Hamburg 1996 (195 S., br., 24,80 DM)

Elisabeth Lenk hat einmal gemahnt, dass Adorno nur in seinen Texten zu haben ist; wer das nicht so sehe, solle am besten gleich auf den Fotoband zur Frankfurter Schule (ed. van Reijen/Schmid-Noerr) zurückgreifen. Mit der neuen Junius-Einführung zu Adorno dürfte die Ausnahme vorliegen, die diese Regel bestätigt. Denn im Gegensatz zum Vorgänger gibt sie nicht vor, klüger zu sein als der Autor, verharret aber ebensowenig in stiller Andacht. Schweppenhäuser fängt einfach irgendwo an (bei Adornos Mitarbeit

an Thomas Manns Doktor Faustus) und hört nach etwa 150 Textseiten ebenso einfach wieder auf (mit dem Unterschied zwischen Illusions- und Hoffnungslosigkeit). Der Weg hätte auch umgekehrt beschritten werden können; eine bessere Illustration von Adornos Satz, in einem philosophischen Text sollten alle Sätze gleich nahe zum Mittelpunkt stehen, ließe sich nicht denken.

Einführungen zu Adorno gibt es reichlich. Ihre Mängel sind Legion. Störte bei Willem besonders das Oberlehrerhafte (»Das materialistische Moment«, »Das historische Moment«, »Das dialektische Moment«) oder bei Hauke Brunkhorst das Zwanghafte der ambitionierten Formulierung (»[...] muss man freilich – mit Adorno gegen Adorno – sehr viel schärfer als dieser selbst zwischen solchen Wiederholungen des identifizierenden Denkens, die sich als symbolische Reproduktion blinden Naturzwangs erweisen, und der denaturierten Reproduktion symbolischen Sinns unterscheiden.«), so schafft es Schweppenhäuser, in einer nicht verklausulierten Sprache die Hintergründe des adornoschen Denkens zu erhellen – ohne dessen Hintergründiges in philosophischer Ableitung auszumerzen. Es gelingt ihm dabei, nicht in den Jargon zu verfallen, dessen Gebrauch den Sprechenden als Adepten entlarven würde: dass es recht schwierig sei mit Adorno und für eine Einführung sich nicht mehr als die Mitteilung dieser Schwierigkeit gezieme (zumeist weil man es selber nicht besser weiß).

Zu Gute kommt dem Band seine antithetische Stellung der Kapitel: Der »Selbstkritik der Vernunft« folgt die »Rettung des Hoffnungslosen«; den Ausführungen über die »total vergesellschaftete Gesellschaft« wird schlicht das »Ziel der emanzipierten Gesellschaft« gegenübergestellt; der »ohnmächtigen Utopie des Schönen« widerspricht das »Misslingen der Kultur«. Dies bietet dem Leser keinen Ruhepunkt; aus Adornos Werk zieht diese Einführung keine überzeitlichen Wahrheiten ab, sondern stößt den Leser freundlich auf das, was sich vielleicht wirklich als einziges Postulat adornoscher Sozialphilosophie angeben ließe: Selbst zu denken – und dann zu handeln, denn kritische Theorie »zielt [...] auf den Übergang aus Theorie in Praxis, die das Denken aus sich selbst heraus nicht hervorbringen kann« (144).

Soweit sich Schweppenhäuser auf die in der Diskussion um Adorno immer wieder gern gestellten Fragen (»Marxist oder nicht?«, »Abstrakte oder bestimmte Negation?«, »Praxisverweigerung oder Kritik der Scheinpraxis?« usw.) einlässt, geschieht dies erfreulich unaufgeregt. Nach einem kurzen Einstieg mit dem Lob der Kritik und ihres Zusammenhangs mit der Krise zeigt er, wie Adorno den Begriff der bestimmten Negation aus der hegelschen Tradition aufnimmt und aus seiner idealistischen Umklammerung löst. Zudem erläutert Schweppenhäuser hier, warum sich aus Adorno – entgegen freundlicher Vereinnahmungen seiner »irrationalistischen Liebhaber« und »rationalistischen Kritiker« (55) – kein Vorläufer postmoderner Philosophie machen lässt.

Die Diskussion um die »Liquidation des Subjekts« wird auf den gegenwärtigen Stand gebracht, und es wird deutlich, dass ihr nicht einfach mit praxisphilosophischer Auflösung beizukommen ist. Der Abschnitt über die Kritik an der Kulturindustrie verharret nicht in langweiligem Abwägen von Adornos Urteil über den Jazz, sondern Schweppenhäuser benennt kurz Stärken und Schwächen – um dann mit erhellenden Querbezügen zu Adornos sozialpsychologischen Arbeiten zu argumentieren, dass es in der Kulturindustriekritik um »anderes als um eine Verdammung vermeintlich minderwertiger Produkte der Massenkultur« (154) geht. Dass Tauschwert virtuell Gebrauchswert ersetzt, heißt nicht, dass mit den Produkten der Kulturindustrie nichts mehr anzufangen ist. Aber mit dem »Spannungsverlust« zwischen »Autonomie und Warencharakter«, der »zugunsten des letzteren« (156) aufgelöst wird, wird jegliches Widerstandspotenzial verschenkt. Gerade die Domestikation allen simplen Amüsemments in der Kulturindustrie ist Ausdruck eines Systems, das sich um Bedürfnisse nicht schert. Wenn es stimmt, dass das Profitmotiv

immer blanker hervortritt, dann ist Schweppenhäusers Kommentar von Bedeutung: »Der ›Ton ironischer Duldsamkeit‹ (Adorno, GS 10.1, 341), den viele Intellektuelle [...] anschlagen, um ihren Frieden mit dem ›anything goes‹ der ›neuen Medien‹ zu machen, ist dem Gegenstand nicht angemessen.« (157f)

Schweppenhäuser konzentriert sich nicht auf ein vermeintliches Hauptwerk oder ein wie auch immer geartetes Lieblingsphilosophem; er zitiert munter aus Schriften, Briefen und Vorlesungen und spart nicht mit aktuellen Bezügen. Glaubt man dem Wort des Soziologie-Professors Heinz Steinert, der vor einigen Jahren auf einer Vortragsreise darüber staunte, »wie wenig Adorno in weiten Teilen der Soziologie auch nur überhaupt bekannt ist« (was sehr schön die Ankündigung des Verlages konterkariert, es gehe hier um einen Denker, der »immensen-Einfluss« auf die akademische Welt ausübte), so dürfte Schweppenhäusers Einführung auch für akademische Kreise durchaus keine Fehl-investition darstellen.

Holger Andreas Leidig (Berlin)

**Marcuse, Herbert: Nachgelassene Schriften Band 1. Das Schicksal der bürgerlichen Demokratie.** Hg. v. Peter-Erwin Jansen. Zu Klampen Verlag, Lüneburg 1999 (176 S. Ln., 38,- DM)

Weder der einhundertste Geburtstag Marcuses 1998 noch der zwanzigste Todestag im vergangenen Jahr fanden auf dem Buchmarkt größere Beachtung; in der Presse gab es einige Erinnerungsberichte und Aktualisierungsversuche, eine Gedenktagung in Berkeley und die InkriT-Tagung in Berlin – beide 1998 – blieben die Ausnahmen. Dass Marcuses kritische Gesellschaftstheorie längst noch nicht erledigt ist und eigentlich nicht einmal ein Jubiläum als Anlass zur Vergegenwärtigung bräuchte, hat der zu Klampen Verlag bereits durch die Herausgabe der Berichte und Studien gezeigt, die Marcuse für den amerikanischen Geheimdienst über Nazideutschland anfertigte (*Feindanalysen*, Lüneburg 1998). Douglas Kellner hat schon im letzten Jahr eine amerikanische Edition einiger Nachlassschriften Marcuses besorgt; Peter-Erwin Jansen betreut nun die auf fünf Bände angelegten »Nachgelassenen Schriften«, deren erster Band jetzt vorliegt. Die Entstehungszeit der hier versammelten Texte – Aufzeichnungen und Vorträge – erstreckt sich von 1951, »als Marcuse, noch im Dienste der US-Regierung, einen ersten Blick auf die wiedererstandene Demokratie in Westdeutschland wirft, bis in die Jahre 1973/74, als er die autoritären Tendenzen der von Vietnam-Krieg und Watergate-Skandal zerrissenen amerikanischen Demokratie geißelt.« (Klappentext) Kurzum: ein politisch-philosophisches Lesebuch, in dem einiges vorweggenommen ist, was Marcuse in *Triebstruktur und Gesellschaft* sowie *Der eindimensionale Mensch* explizierte. Dazu gehört vor allem seine Kritik der Konsumgesellschaft, die ja keineswegs als Bemänglung eines Verbraucherbewusstseins gemeint war und etwa den mündigen Käufer forderte, sondern eine radikale Erweiterung der Kritik der politischen Ökonomie darstellt: Marcuse zeigt an der Dialektik der technologischen Rationalität einen Warenfetischismus im fortschrittlichen Gewand; er zeigt zudem – und das verweist auf sein politisches Motiv –, dass keine krude Mobilisierung des Klassenbewusstseins die Garantie für eine emanzipatorische Bewegung stiften kann, weil mittlerweile die Identifikation mit der Logik des Warentauschs für das Subjekt konstitutiv geworden ist.

Die Nachlassschriften sind keine bloße Ergänzung; vor allem im Hinblick auf Begriffsklärung markieren sie entscheidende Momente in Marcuses philosophischem Programm. Dies gilt etwa für seine umstrittene Unterscheidung von »wahren« und »falschen« Bedürfnissen. Dass Marcuse mitnichten eine Bedürfnisdiktatur im Sinn hatte, zeigt die Erläuterung der Dialektik des Bedürfnisproblems: »Die vorhandenen menschlichen Bedürfnisse sagen aus sich selbst heraus nichts über den Umfang dessen aus, was für ihre Befriedigung unabdingbar ist – unabdingbar im Hinblick auf die Herausbildung

besserer Lebensformen [...] Es gibt ›falsche‹ und ›wahre‹ Bedürfnisse, wobei erste dazu dienen, Plackerei, Aggressivität und die jeweils herrschenden Verhältnisse zu perpetuieren [...] Letztlich muss die Frage nach den ›wahren‹ Bedürfnissen durch die Individuen selbst beantwortet werden.« (59)

Die sechs Beiträge werden von Oskar Negt eingeleitet; eine kleine Auswahl an Abbildungen und Fotografien rundet den Band ab. Die weiteren Bände werden Schriften zu folgenden Themen enthalten: »Kunst und Befreiung«, »Philosophie und Psychoanalyse«, »Die Studentenbewegung und ihre Folgen«, »Ökologie und Gesellschaftskritik«.

Roger Behrens (Hamburg)

**Eidam, Heinz, Frank Hermenau und Dirk Stederth (Hg.): Kritik und Praxis.** Zur Problematik menschlicher Emanzipation. Zu Klampen Verlag, Lüneburg 1999 (474 S., br., 58,- DM)

In der Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge tragen Sammelbände, die als Festschriften gedacht sind, oft den Zug des Zufälligen und Beiläufigen. Von diesem Vorbehalt ist auch der Band zum 60. Geburtstag des Kasseler Philosophen und Bildungstheoretikers Wolfdieterich Schmied-Kowarzik nicht frei. Gleichwohl gelingt es, in der Streuung der Themen und Fragestellungen unter den vier Abschnittsüberschriften »Natur und Erkenntnis«, »Kultur und Geschichte«, »Erziehung und Praxis« sowie »Ethik und Transzendenz« einen Einblick in die Vielfalt der philosophischen Forschungen zu geben, die sich mit den Arbeiten Schmied-Kowarziks verbinden.

Zunächst Schelling, ein marxistischer Schelling einerseits, an dem der materiale Naturbegriff, das Natursubjektive zählt (Holz, Braun, Voßkübler, Cirne-Lima, Zimmermann, Hampe, Zeidler), andererseits der Problemkomplex von Religion und Kunst (Givsan, Benedikt, Rüdtenklau, Maia-Flickinger). Darüber hinaus interessiert das Ästhetische im Sinne kulturtheoretisch gewendeter Praxisphilosophie (Sixl, Stägl, Rehrmann, Oeser, Duarte, Türcke, Fleischer). Marek J. Siemek und Klaus Baum ergänzen dies durch Überlegungen zum Philosophiebegriff und -betrieb. Heinz Paetzold entwirft in grundlegender und wegbahnender Weise das Projekt einer kritischen Kulturphilosophie, Berührungspunkte zwischen der Frankfurter Schule und dem Hamburger Kreis um die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg nachzeichnend und dabei Spuren von Arendt bis Kristeva verfolgend. Unter der Überschrift »Erziehung und Praxis« widmen sich Werner Siesnink, Betty Oliveira (São Paulo) und Hans-Georg Flickinger dem großen Praxisthema Schmied-Kowarziks, der materialistischen Bildungsphilosophie; ethische und moraltheoretische Fragen sind diesem Bereich zugeordnet (G. Schweppenhäuser, Rockmore, H.-E. Schiller, J.R. Bloch). Gramsci, Marcuse und Merleau-Ponty als Praxistheoretiker werden von Rolf Schwendter, Helmut Fahrenbach und Joseph Bien diskutiert. Im Bogen zu Schelling erhält die Religionsphilosophie einen eigenen Teil (Israel, Potepa, Heinemann, Ehrlich, Goodman-Thau, Gruber, Ben-Chanan, Schafstedde und Ulrich Müller) – mit den Namen Franz Rosenzweig und Emmanuel Levinas verbunden, entspricht dies dem dritten großen Wirkungsfeld Schmied-Kowarziks. Roger Behrens (Hamburg)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Falasca-Zamponi, Simonetta: Fascist Spectacle.** The Aesthetics of Power in Mussolini's Italy. Berkeley-Los Angeles-London, University of California Press, 1998 (303 S., Ln., 40 \$)

Das vorliegende Buch stellt insofern eine Seltenheit unter den historischen Studien des italienischen Faschismus dar, als es die vor allem von Walter Benjamin 1936 formulierte

These der »Ästhetisierung der Politik« fortzuführen und historisch zu untermauern versucht. Benjamin zufolge war der Faschismus die Anwendung der *l'art pour l'art*-Prinzipien auf die Politik, der es demzufolge darum ging, in der spätkapitalistischen Gesellschaft der Arbeiterbewegung zu ihrem Ausdruck zu verhelfen, um ihr ihr Recht weiterhin verweigern zu können. Jenseits klar definierbarer ideologischer Positionen ziele der Faschismus daher vor allem auf ein inhaltsleeres ästhetisches Massenspektakel. Als einziger »Inhalt« bleibt dann die Vernichtung aller Inhalte aus ästhetischen, Marinetti hätte gesagt, aus hygienischen Gründen, nämlich der Krieg: *fiat ars pereat mundus*. Bislang allerdings war die von Benjamin durchaus enigmatisch formulierte Auffassung eher unter Literaturtheoretikern und Philosophen geläufig als unter Historikern.

Die Möglichkeit einer historischen Demonstration von Benjamins Thesen erscheint aber auch nach der Lektüre des vorliegenden Buches als problematisch, das sich zudem zwar auf die Trivialkultur als Materialbasis stützt (Bücher, Zeitungen, Plakate, Photographie), die eigentlichen Massenmedien wie Radio und Film jedoch nur ganz sporadisch berührt. Die Autorin geht materialreich und gut informiert die heterogensten Bereiche der faschistischen Ästhetik durch und insistiert dabei vor allem auf der Massenkultur unter weitgehender Absehung von den großen Intellektuellen des Faschismus. Jede erdenkliche Äußerung sei als Element eines »symbolic discourse« (2) zu interpretieren. Ausführlich beschäftigt sie sich demzufolge mit Mussolinis persönlicher Erscheinung, mit seiner geradezu kultischen Virilität als »*mascelluto d'Italia*« (C. E. Gadda) und mit den entsprechenden Darstellungen in der offiziellen Hagiographie (43ff). Ebenso ausführlich führt sie die faschistische Kriegsmetaphorik vor, die sie vor allem an der »Schlacht um den Weizen« seit 1925 festmacht (150ff). Die Darstellungen des Abessinien-Kriegs von 1935 vergleicht sie schließlich mit dem italienischen Melodram (178). Anstatt jedoch diese durchaus plausible These durch einen Vergleich mit der Struktur des Melodrams, das auch tragisch enden konnte, genauer zu artikulieren, stellt sie dar, wie sehr die faschistische Kulturpolitik das Melodram, das nach Gramscis These (die in diesem Buch vor allem durch ihre Abwesenheit glänzt) vielleicht einzige kulturelle Produkt Italiens, das sowohl »national« als auch »popular« geworden war, gefördert hatte (179). Diese Passagen sind zwar an sich aufschlussreich, tragen jedoch zur Argumentation des Buches wenig bei.

Die Verf. läuft ständig Gefahr, die Äußerungen Mussolinis und seines Propagandaapparates ernster zu nehmen, als diese selbst sich genommen haben. Dazu nur ein Beispiel: Nach den Lateranverträgen von 1929 hat Papst Pius XI. in Mussolini bekanntlich den »Mann der Vorsehung« erkannt. Bereits 1926, nach einem gescheiterten Attentat auf Mussolini, hat ein Franziskanerpater namens Paolo Ardali, so werden wir informiert, den *Duce* mit dem Heiligen Franziskus verglichen (65). Das mag kurios, vielleicht auch noch witzig sein, aber die Erkenntnis, welche die Autorin dem Trivialen abzugewinnen versucht, gelangt ihrerseits nicht über die Trivialität hinaus.

Interessant wird das in diesem Buch zusammengetragene Material immer dann, wenn es immanente Konflikte in der ästhetischen Form des Faschismus berührt. So z. B. in der faschistischen Kleiderordnung; der ideale Faschist sollte jung sein, männlich, viril, sportlich und antibürgerlich, d. h. er hatte bei festlichen Anlässen (nicht jeden Tag!) ein Schwarzhemd zu tragen. In genauen Anordnungen legte Parteisekretär Starace fest (103), dass das Schwarzhemd keinen gestärkten Kragen haben durfte (das wäre bürgerlich), dass der oberste Knopf offengelassen werden durfte (sportlich und viril) und dass es keine Krawatte benötigte. Andererseits aber war es verboten, die Ärmel aufzukrempeln, denn das wäre schon wieder proletarisch. Man hätte allerdings alle diese Daten zusammenfassen können durch einen Zeugen, den man gerade in einem amerikanischen Buch über den Faschismus vermisst, den Dichter Ezra Pound. Der hatte schon 1935 in *Jefferson and/or*

Mussolini lapidar festgehalten: »Fascism is the first anti-snob movement«. Wie sich aus diesem Buch ergibt, pflegt der faschistische Antisnob allerdings nur eine besonders perverse Form des Snobismus.

Insgesamt versucht also das vorliegende Buch eine Rekonstruktion des Faschismus als ästhetischer Erscheinung. Für den Faschismus sind demnach zentral, dies war auch schon Benjamins These gewesen, die Intellektuellen verantwortlich und nicht das »Finanzkapital« wie in der bekannten These der Dritten Internationale. Der Faschismus ist der Autorin zufolge notwendiges Produkt der Konsumgesellschaft, der jedoch versucht habe, diesen Konsum durch ästhetische Ersatzbefriedigungen zu bremsen und nicht in bürgerlichen und dekadenten Hedonismus ausarten zu lassen. Etwas unvermittelt neben dieser These taucht eine andere auf, die den Faschismus als »säkulare Religion« interpretiert (187). Sie steht jedoch, und das wird hier nicht vermittelt, eher in der Tradition der konservativen Kulturkritik der 50er Jahre (z. B. Eric Voegelin) als in der der Frankfurter Schule. Manfred Hinz (Passau)

**Garber, Klaus, und Ludger Rehm (Hg.): global benjamin.** Internationaler Walter-Benjamin-Kongress 1992, Fink, München 1999 (1933 S., br., 230,- DM)

Ein Benjamin-Kongress, der unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten steht – muss eine solche Veranstaltung nicht notwendig jener Kritik am einfühlerischen, musealisierenden Umgang mit geschichtlichen Sinngebilden anheimfallen, die uns von Benjamin selbst tradiert ist? Über die Konsequenzen, die aus Benjamins antihistoristischer Geschichtsphilosophie für den Umgang auch mit seinem Werk hier und jetzt zu ziehen wären, ist in ungewöhnlich scharfzüngiger Manier in Irving Wohlfarths Eröffnungs-Vortrag gemutmaßt worden. Stein des Anstoßes war das Grußwort Richard von Weizsäckers, dessen huldigende Worte – »Walter Benjamin war einer der wenigen Großen. Ihm und seinem Andenken gegenüber haben wir eine bleibende Verpflichtung« (33) – Wohlfarths Empörung hervorriefen. Nicht der Gestus der Würdigung und des Andenkens sei der angemessene Umgang mit »Gewesenem« (32), sondern die Haltung des »Eingedenkens« und die Absicht der »Rettung« von Geschichte im Bewusstsein ihrer unabgegoltene politischen Möglichkeiten (33). Garber antwortete auf Wohlfarths kaum verhohlene Unterstellung, dass auch »dieser Kongress« den »bürgerlichen Wissenschaftsbetrieb« mitmache (31), mit dem Hinweis auf die politische Konstellation, in der der Kongress abzuhalten war: Er fiel in die Zeit einer sich ankündigenden »Krise« der »Linken« und damit auch der Benjamin-Rezeption (24). Einzuhalten war, so Garber, eine »ausgewogene Mitte« zwischen vermeintlich unpolitischer »Grundlagenforschung« und »aktueller Pointierung« (23).

Das Spektrum der Lektüren ist – bei ungefähr 100 Texten, die von den Herausgebern klug rubriziert wurden – erwartungsgemäß breit. Vier Sorten von Vorträgen werden erkennbar: solche, die Altbekanntes der Benjamin-Philologie wie Allegorie, Aura, Mythos, Sprachmystik und Historismuskritik verhandeln; Arbeiten, die um neue Kontextuierungen oder originelle Synopsen mit anderen Autoren und Epochen bemüht sind; Versuche, Benjamin für aktuelle Debatten wie *gender studies* und Medientheorie fruchtbar zu machen; schließlich die Inanspruchnahme seiner Texte für eine Kritik der kapitalistischen Welt.

Dass die Benjamin-Literatur im Laufe der Jahrzehnte »besser« geworden ist, wie Lorenz Jäger nach einer Bemerkung von Wohlfahrt konstatiert hat (53), lässt sich am überwiegenden Teil der Texte feststellen. Worin sie besser geworden ist, liegt auf der Hand: Der Gestus distanzloser Paraphrase ist weitgehend zugunsten eines kritisch-explikativen Umgangs mit Benjamins Texten verschwunden; der Säulenheilige linker Intellektualität wird nicht mehr auf eine bloße Position im Streit der Weltanschauungen

reduziert; Benjamins Werk ist zu einem sich stetig ausdifferenzierenden Forschungsgegenstand geworden, der zu hochspeziellen Exegesen ebenso wie zu kühnen Aktualisierungen einlädt. Es gibt, außer dem Namen des gemeinsamen Gegenstandes, keinen kleinsten gemeinsamen Nenner der Forschungsinteressen, ja der Begriff der Forschung selbst dürfte, bei manchen der in den Kongressbänden vertretenen Verfassern, den Verdacht eines unkritischen Positivismus hervorrufen.

Hervorzuheben sind aus der ersten von neun Sektionen »Panoramen und Perspektiven« die Arbeit von Rita Bischof, die der Beschäftigung mit den inzwischen etwas überstrapazierten *Thesen zum Begriff der Geschichte* neue Fragestellungen zum Spätwerk entgegengesetzt, sowie die Untersuchung von Ludger Rehm, der Benjamins Verfahren »historisch-hermeneutischer Konstruktion« (151) für eine Theorie der »Geschichtlichkeit des Verstehens« (Gadamer) fruchtbar macht (128). Beide Arbeiten führen die immer noch populäre geschichtsphilosophierende Lesart von Benjamins (Spät-)Werk (Wohlfarth, Barth, Weigel u. a.) aus der Sackgasse des Längstbekanntesten heraus. Die Crux des Spätwerks, durch den Unbegriff des dialektischen Bildes gegeben, wird insbesondere in Bischofs Studie deutlich: die Spannung, ja Unversöhnlichkeit zwischen einem messianischen und einem epistemologischen »Jetzt«. Dem kommemorativen, geschichtsphilosophischen Ethos ist eine spezifische (Anti-)Hermeneutik korreliert, die sich keineswegs in der Historismuskritik der Geschichtsphilosophischen Thesen erschöpft, sondern auf das große Fragment der »Passagen« verweist. Zu nennen ist ferner die Arbeit von Josef Fürnkäs über »Benjamin und die Philatelie. Medienästhetik im Kleinen«, eine der minutiösen Motivstudien des Kongresses, an denen der Vorwurf der »mit verhülltem Haupt betriebenen Exegese« insofern abgeleitet (231), als sie die Auslegung mit einer intelligenten Aktualisierung – Medientheorie – zu verbinden weiß. Die aufschlussreichsten Untersuchungen sind unter der Rubrik »Kontakte und Korrespondenzen« versammelt. Durchweg neu und erhellend sind die dort vorgenommenen Kontextuierungen von Michael Pauen, der der Abhängigkeit des benjaminschen Aura-Begriffs von Ludwig Klages nachgeht; von Heinz Brüggemann, der Benjamins durch Sigfried Giedion inspirierte Architektur-Theorie rekonstruiert; von Detlev Schöttker, der Benjamins vielfältige Berührungen mit den Vertretern des ästhetischen Rationalismus der Zeit beleuchtet; von Helmut Lethen, der das gemeinsame Interesse an vormoderner Anthropologie, das die Zeitgenossen Benjamin, Schmitt und Plessner verbinde, diskutiert; von Manfred Voigts, der mit Erich Unger und Oskar Goldberg zwei Quellen von Benjamins gerade in den letzten Jahren viel berätselten Begriff der »göttlichen Gewalt« aufdeckt; schließlich die Beziehung zu Ernst Schoen, die Sabine Schiller-Lerg zum Anlass nimmt, einen rastlosen Kulturarbeiter der Kriegs- und Nachkriegszeit der Vergessenheit zu entreißen.

Die Rubrik »Prismatische Konjunktionen« enthält etwa ein Dutzend Aufsätze, die Synopsen mit Autoren, Epochen und Theorien bieten, welche chronologisch oder ideologisch von Benjamin getrennt sind. Hier werden nicht nur naheliegende Verbindungen wie diejenigen zu Carl Schmitt, Aragon, Bachofen und Barthes hergestellt, sondern auch ungewöhnliche bis kontra-intuitive (mit Hegel und Wittgenstein). Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die Studie zu Benjamin und Heine von Uwe Steiner, die mit dem Ungenügen beider Autoren an der traditionellen kunstphilosophischen Ästhetik und ihren Bezugnahmen auf Daten der Technikgeschichte eine solide Vergleichsbasis besitzt. Ferner die Heidegger-Vergleiche Fabrizio Desideris und Ludger Heidbrinks, die mit dem Begriff des Kunstwerks in der Moderne bzw. dem beiderseitigen Anliegen einer melancholischen Modernitätskritik Parallelen zwischen beiden Denkern zum Ausgangspunkt ihrer Analyse nehmen.

In der Rubrik »Rezeption und Regulation« finden sich Studien, welche die Rezeptionsgeschichte in bisher unerforschten Kontinenten der Benjamin-Lektüre skizzieren,

namentlich in der DDR, Lateinamerika, Japan, Großbritannien, aber auch in der bundesrepublikanischen Belletristik. Der Umstand, dass bereits Mitte der 70er Jahre die Hälfte der insgesamt über 5000 Seiten umfassenden Übersetzungsbände in Japan vorlag, spricht für sich und begründet die Wahl des Titels der Kongressbände. Verdienstvoll ist die Studie von Lorenz Jäger zur Rezeption Benjamins in der deutschsprachigen Dichtung der Gegenwart, die dessen Einflüssen sowohl in Texten hernach unerreichter Höhenkämme lyrischen Sprechens (Paul Celan) als auch in den programmatisch entdifferenzierten Idiomen von Romanautoren wie Rainald Goetz nachspürt.

Der Dokumentationsteil vermittelt den Lesern einen Eindruck von der seit 1972 schwelenden Debatte zwischen dem Herausgeber und den Editoren der Gesammelten Schriften um die angemessene Präsentation der von Benjamin zu Lebzeiten publizierten Texte und des Nachlasses. Mit abgedruckt ist eine Erwiderung der sich ansonsten bedeckt haltenden Editoren auf Garbers Vorwurf, das Jerusalem Scholem-Archiv sei für die Edition nicht genügend genutzt worden. Darüber hinaus wird die 1993 im Argument-Verlag erschienene Benjamin-Bibliographie von Ludger Rehm und Reinhard Markner auf den neuesten Stand gebracht.

Peter Garloff (Berlin)

**Hausmann, Frank-Rutger: »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg.** Die »Aktion Ritterbusch« (1940-1945). Dresden University Press, Dresden-München 1998 (414 S., br., 78,- DM)

Der »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« war bisher vor allem im Spiegel einzelner Disziplinen in den Blick gekommen. Der Autor, Romanist in Freiburg, unternimmt erstmals eine Gesamtdarstellung – eine umfassende Spurensicherung, die er mit kriminalistischem Spürsinn betreibt; die lange Liste der recherchierten Archivmaterialien bezeugt es. Im Weimarer Hotel Elephant, wo »zahlreiche Fachtagungen des Gemeinschaftswerks« stattfanden (9), hoffte er gar das – verlorengegangene – Gästebuch zu finden. Da geschlossene Aktenbestände nicht überliefert sind (weder aus dem ehemaligen Reichserziehungsministerium noch in der DFG, »die das Projekt kontinuierlich gefördert hat«, ebd.), soll ein möglichst umfassendes Bild durch die Kombination von »fünf höchst unterschiedlichen Quellenarten (Archivmaterialien, Briefe oder Memoiren der Teilnehmer, Befragung von Zeitzeugen, Publikationen, Rezensionen)« (11) erreicht werden. Dabei machte er die Erfahrung, dass »Memoiren, Nachrufe, Festschrifteinleitungen und ähnliche Textsorten« sowie die durch Befragung von Zeitzeugen gesammelten Informationen und Bewertungen den authentischeren schriftlichen Quellen »entschieden widersprechen« (12). Wenn die Beteiligten – damals wie heute – immer wieder versicherten, sie hätten von der Einbeziehung anderer Disziplinen nichts gewusst, so widerlegt der Autor diese Aussage durch den Nachweis von über zweihundert Rezensionen, in denen die Arbeiten der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden. Solche Detailgenauigkeit macht das Buch nicht nur zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk, sondern stellt zugleich gängige Rechtfertigungsstrategien in Frage. Die akademischen Erfolge vieler ehemaliger Projektmitarbeiter nach 1945 legen nach Hausmann die Vermutung nahe, dass eine »führende Beteiligung am Gemeinschaftswerk auch noch nach 1945 als Qualitätsausweis« gegolten hat (95).

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile: auf einen synthetischen Überblick folgt ein Durchgang durch die beteiligten Disziplinen; den Romanisten ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Eine Liste mit 379 biografischen Kurzprofilen der »aktiven« Teilnehmer, welche die »breite Partizipation hochrangiger Gelehrter« bezeugt (20) – unter den etwa 500 Beteiligten befanden sich genau vier Frauen –, beschließt den Band. Dass ein »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« überhaupt als notwendig angesehen wurde, hängt mit der Bedeutung zusammen, die der ideologischen Eroberung der militärisch unterworfenen Gebiete zugeschrieben wurde: Es ging um eine auf »wissenschaftlich unanfechtbare



Weise« begründete »Idee einer neuen europäischen Ordnung« (62), schrieb ein Bericht-erstatteur zur Zeit der Euphorie über die anfänglichen Kriegserfolge, als ein Europa unter nazistischer Hegemonie Wirklichkeit zu werden schien. Mit dem Kieler Juristen Paul Ritterbusch war ein Leiter gefunden, der die doppelte Buchführung virtuos beherrschte und die Unabhängigkeit der Justiz durch das Bekenntnis zu den rassistischen Prinzipien des NS in keiner Weise berührt sah. Als Chef der »Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung« (65) spielte er zugleich eine aktive Rolle bei der Ausarbeitung der in Ost-europa verfolgten Ausrottungspolitiken, mit deren Legitimierung der zunächst auf den »westeuropäischen Geist« konzentrierte »Kriegseinsatz« in einer zweiten Phase befasst war. Mit Carl Schmitt gewann Ritterbusch den geeigneten »Chefideologen« (45), der bei einer ganzen Reihe von »Kriegseinsatz«-Tagungen als Redner auftrat und es geschickt verstand, im Material der jeweiligen Disziplin – bei den Romanisten sprach er etwa über Bodin und dessen Souveränitätskonzept – die leitenden Gesichtspunkte einer NS-kompatiblen Rechtskonstruktion zur Geltung zu bringen.

Das »Gemeinschaftswerk«, so Hausmann, war aber auch der großangelegte Versuch einer »themenzentrierten Zusammenarbeit« einer Vielzahl von Disziplinen »mit einer möglichst breiten Partizipation aller an der Universität Lehrenden« (46) und relativierte damit die Position des ordentlichen Professors. Man brach mit der bisher dominanten Form der Einzelforschung (die als »liberal« galt) und organisierte einen neuartigen Egalitarismus der am gemeinsamen Werk Beteiligten (einen »Wissenschaftssozialismus«, wie Harmjanx bei einer Tagung des »Ahnenerbes« 1939 im Vorfeld des Projekts sagte, 91) – einen militarisierten Egalitarismus allerdings, der »den Kamerad [...] neben den Kameraden« stellte (Oppermann, 67), Frauen folglich auf noch radikalere Weise als auf wissenschaftlichem Terrain ohnehin üblich ausschloss und selbst kollaborationswillige »Ausländer« nicht duldete: So musste der Schweizer Gerhard Hess – nachmals Präsident der DFG von 1955 bis 1964 – »etwas Lebensphilosophie aufwenden, um den Ärger zu schlucken« (Brief an Hugo Friedrich, 18, Anm. 1), weil er zum Berliner Treffen der Romanisten im Mai 1940 nicht eingeladen worden war.

Die Verpflichtung auf ein gemeinsames Oberthema (»Frankreich, sein Weltbild und Europa«) ging zusammen mit einem Zugewinn an disziplinärer Autonomie: Erstmals waren die Romanisten bei einer Tagung unter sich, ohne die Anglisten und die »Schulmänner«. Das alte Konzept der Globalromanistik wurde abgelöst durch das Paradigma einer »Frankreichkunde«, in der die Vorzugsstellung der alten »geistigen Mächte« – Sprache und Literatur – durch die Einschreibung von Geschichte, Politik, Kultur, »Rasse« relativiert werden sollte; die Germanistik bietet mit ihrer Transformation in eine »Deutschwissenschaft« als »Wissenschaft vom deutschen Menschen« ein paralleles Beispiel (175). Als die 68er – gegen den Kult der Dichtung als solcher – die geschichtliche Fundierung philologischer Forschung und die Einbeziehung der Landeskunde forderten, konnten sich die Vertreter des Status quo bequem auf diese Vorgeschichte berufen. Die Landeskunde, die nunmehr für die Erneuerung des Faches stand, erschien als trojanisches Pferd, mit dem sich die Feinde der Wissenschaft Zugang zur Universität zu verschaffen suchten.

Der Anteil der Romanistik am »Gemeinschaftswerk« ist – ganz im Gegensatz zu dem nach dem Krieg gepflegten Selbstbild einer NS-fernen Disziplin – nach Planung und publizierten Ergebnissen einer der »umfangreichsten« (101). Die Gelegenheit, den auf »Frankreichkompetenz« zugespitzten Gebrauchswert des Faches für die nazistische Neuordnung Europas unter Beweis zu stellen, wurde dankbar ergriffen. So überrascht Hausmanns zusammenfassende Einschätzung, dass die »romanistische ›Einheit« und damit die wissenschaftliche Tradition des Faches gewahrt« worden sei (330). Warum am Ende wieder die alten Wertetafeln aufstellen, nachdem doch gerade gezeigt worden ist, dass

»Wissenschaft« jenseits dessen, was sich in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen jeweils als solche zu akkreditieren vermag, keine feste Substanz zukommt?

Peter Jehle (Berlin)

**Bräutigam, Thomas: Hispanistik im Dritten Reich.** Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie. Vervuert Verlag, Frankfurt/M 1997 (398 S., br., 108,- DM)

Die vorliegende Arbeit, eine an der FU Berlin entstandene Dissertation, interessiert sich weniger für »äußeres Verhalten« der Hispanisten als vielmehr für deren »Umgang mit der fachspezifischen Materie im NS-Staat« (12). Daher werden vorrangig gedruckte Texte berücksichtigt, deren Funktionieren innerhalb eines »ambivalenten Diskurses« durch »close reading« – die Konfrontation der manifesten Texte mit dem »Wie« und »Wo« ihrer Produktion – vorgeführt werden soll (11). Da die »Hispanistik« im Untersuchungszeitraum innerhalb der spezifisch deutschen Tradition der Globalromanistik nur ein marginales Dasein fristet, sollen auch die Verflechtungen mit der Spanien- und Lateinamerika-Publizistik in den Blick kommen – eine über 100 Seiten sich erstreckende Bibliographie soll auf diese Austauschverhältnisse aufmerksam machen.

Ein einleitender Rückblick zeigt, dass der Erste Weltkrieg die gesellschaftlichen Determinanten der Hispanistik grundlegend verändert: Die Neutralität Spaniens und die sprunghaft gestiegene Bedeutung Lateinamerikas als Rohstofflieferant werden ideologisch als gesteigerter »Bildungswert« des Spanischen ausgearbeitet, das zugleich der Frontstellung gegen Frankreich einen neuen Ausdruck verschafft (wer für Spanisch ist, ist gegen Französisch). »Spanien« wird gewissermaßen zum Aufmarschgebiet der Selbstverständigung der deutschen Bildungselite, die – wie Bräutigam meint – mit »irrationalen, mythischen Kategorien« geführt wird (50). Diese Kritik im Muster der *Zerstörung der Vernunft*, die vom Standpunkt eines nicht weiter begründeten normativen Vernunft-Begriffs geübt wird und sich durchzieht, verfehlt die dem Kritisierten eigene Rationalität: Die Konstitution eines Raumes legitimer wissenschaftlicher Diskussion um »Werte«, die in ihrer Funktionalität für die Wiedergewinnung einer hegemonialen Position in Europa interessieren.

Im Hauptteil wird am Beispiel dreier »dominanter Themenkomplexe« (112) – der Lope-de-Vega-Forschung, der Rezeption zeitgenössischer Literatur und der Geschichtsschreibung über Spanien und Lateinamerika – die Fruchtbarkeit des »close reading« vorgeführt. Karl Vossler, der international renommierteste deutsche Hispanist, habe mit seinem Buch über Lope de Vega von 1932 ein »Paradigma« geboten, dessen Akzentuierung einer »in religiöser und nationaler Gemeinschaft verwurzelten [...] Dichtung« (Vossler, 162) ohne Schwierigkeiten in eine NS-kompatible Lektüre überführbar gewesen sei. Ingegen markiere vor allem Werner Krauss eine »erfrischende Abweichung vom üblichen hispanistischen Diskurs im Dritten Reich« (183), indem er auf Lope als einem »Individuum mit seinen Widersprüchen« insistierte (184). Wenn Vossler 1936 auf die Vereindeutigung seiner Forschungsergebnisse im Horizont des NS-Staates kritisch reagiert, indem er schreibt, von »Faschismus, Sozialismus und Nationalsozialismus« dürfe man bei Lope nichts »erwarten«, so bewertet Bräutigam solche »Distanzierungsgeesten« als nicht geeignet, um zu einer »kritischen Revision der eigenen Denkstrukturen« vorzustoßen (177). Für Vosslers Anstrengung, die Sphären von Kunst und Politik getrennt zu halten, hat der Autor wenig Sinn. Statt Vossler »Irrationalismus« vorzuwerfen, käme es darauf an, die Unzulänglichkeit der idealistischen Denkmittel zur Gestaltung des Verhältnisses von Kunst und Politik zu zeigen – eines Verhältnisses, das die Kritik an der scheinbaren Unabhängigkeit der Kunst nicht um den Preis ihrer Unterordnung unter Politik gewinnt.

Bräutigam versucht, aus der mehr oder weniger großen Nähe der Texte zu »Doktrinen und Ideologemen des NS-Staates« ein Wertkriterium zu gewinnen (116). Einerseits die

große Mehrzahl von Arbeiten, die zwar in einer »deutlich funktionalen Beziehung« zu diesen Ideologemen stehen, dennoch aber an den »tradierten Maßstäben des Fachs« festhalten; andererseits die kleine Zahl derer, die »direkte Propaganda« betreiben und damit eine »Grenzüberschreitung« praktizieren, die sie außerhalb des Faches stellt und sie daher für die wissenschaftliche Analyse »zweitrangig« (117) erscheinen lässt. Diese Konstruktion ist fragwürdig. Was als Resultat von Kräfteverhältnissen, Effekt eines nie abbrechenden Streites analysiert werden müsste – der konkrete Grenzverlauf –, wird von vornherein als unproblematisch behauptet und an vermeintlich feststehenden Merkmalen abgelesen: den »tradierten Maßstäben«, die aber gerade bei der Hispanistik, die sich aus der Vormundtschaft der Globalromanistik noch nicht herausgearbeitet hatte, kaum entwickelt sein konnten. Waren nicht umgekehrt gerade die Verfasser derjenigen Arbeiten, die das Prestige der Wissenschaftsform für ihre »indirekte« und damit vielleicht wirksamere Propaganda mobilisierten, die eigentlichen Verräter der Wissenschaft? Und umgekehrt: Konstituierte das Fach, trotz aller »Gleichschaltung«, nicht auch einen öffentlichen Raum, in dessen Schutz Dinge sagbar waren, die sonst ins Private verbannt werden mussten? Umstandslos allen Texten wird eine »zumindest indirekte Funktion zugunsten des Systems« zugeschrieben, nur weil sie zwischen 1933 und 1945 erschienen sind (119). Apologetik schlägt um in totale Kritik.

Indem auf ungedruckte Quellen – etwa die Auswertung von Briefnachlässen – ganz verzichtet wird, fällt eine wichtige Interpretations-Dimension weg: die Spaltung von öffentlicher und privater Rede. Damit mag zusammenhängen, dass der Autor beteuern zu müssen glaubt, er habe sich »unvoreingenommener Zurückhaltung« befleißigt (113), kann er doch seine Befunde lediglich auf die Ergebnisse seiner Textinterpretation stützen. Einleitend versichert er, es könne nicht darum gehen, »die persönlichen Verhaltensweisen von Hispanisten einer moralischen Bewertung zu unterziehen« (12). Warum eigentlich nicht? Seit langem wird an einer »Normalisierung« gearbeitet, die aus der Entmischung von Moral und NS-Zeit den Stoff ihrer neuen »Moral« zu gewinnen hofft. Diese Strategie macht überall dort Gefangene, wo man dem Fetisch standpunktloser Wissenschaft opfert.

Peter Jehle (Berlin)

**Rudin, Bärbel, und Marion Schulz (Hg.): Vernunft und Sinnlichkeit.** Beiträge zur Theaterpoche der Neuberin. Ergebnisse der Fachtagung zum 300. Geburtstag der Friederike Caroline Neuber, 8.-9. März 1997. Schriften des Neuberin Museum 2, Reichenbach im Vogtland 1999 (262 S., br., 58,50 DM)

Friederike Caroline Neuber, Schauspielerin und erste große Prinzipalin des »literarischen« Theaters, galt schon dem späten 18. Jahrhundert als Mutter der Schauspielkunst. 1776 wurde ihr in Laubegast, dem Ort ihrer letzten Ruhestätte, ein Denkmal errichtet, 1897 wurde das Denkmal durch ein Porträtmedaillon ergänzt, 1995 entstand in ihrem Geburtshaus in Reichenbach im Vogtland ein ihr gewidmetes Museum. Hier fand anlässlich ihres 300. Geburtstages 1997 die Tagung zur Theaterpoche der Neuberin statt, deren Ergebnisse im vorliegenden Band publiziert sind.

Welches Bild der »Mutter der Schauspielkunst« ergibt sich aus heutiger Sicht? Eine der überraschenden Gemeinsamkeiten der Forschungsbeiträge hat bereits Bärbel Rudin in ihrem Vorwort hervorgehoben; viele von ihnen scheinen wie auf dem Palimpsest von »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« geschrieben, sei es, dass sie als Kommentar zum Roman gelesen werden können, sei es, dass ihre Themenstruktur sich »in der Welt-haltung des Romans erläutert und gedeckt« (8) findet.

Nach der idealistischen Sicht des 19. Jahrhunderts konzentrieren sich die Beiträge stärker auf die wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Voraussetzungen des Theaters der Neuber-Zeit. Harald Zielske (Berlin) sieht die Neuberin am Beginn einer neuen

Unternehmensstrategie im Theaterwesen, der »klugen ökonomischen Nutzung« des Rechtsinstruments des Privilegs (31), mit deren Hilfe sie im norddeutschen Raum so etwas wie ein Städtebundtheater aufzubauen hoffte (Gauthier/Rudin, 176). Vollender dieser Strategie war allerdings nicht die Neuberin, sondern ihr Schüler, Faktotum der Truppe und späterer selbständiger Prinzipal Heinrich August Koch (vgl. 24ff).

Das Loblied der Neuberin als Vorhut des literarischen Theaters gilt nicht mehr ungebrochen. Der Wiener Theaterhistoriker Otto G. Schindler weist materialreich nach, dass in ihrem Spielplan die italienische Spieltradition noch stark nachwirkt, und dies trotz Gottscheds Verdammung der italienischen Komödie in der *Critischen Dichtkunst*, auch nach der sogenannten Verbannung des Harlekins von der Neuber-Bühne. Der junge Gottsched selbst hatte unter den theatralischen Fähigkeiten der Neuberin jene geschätzt und hervorgehoben, die mit der italienischen Spieltradition verbunden war, ihre Verwandlungskunst (38). Diese Spieltradition hatte, Schindler weist es nach, noch eine starke Verbindung mit dem Ort, wo sie auch aufgeführt wurde, dem Jahrmarkt; ihr Personal taucht in den wechselnden Figuren der Stegreifkomödie wieder auf (vgl. 52, 55, 57).

Den Jahrmarktsaktivitäten wendet sich der Beitrag von Horst Flechsig (Leipzig) zu. Er fragt nach dem Milieu, in dem sich die Prinzipalin durchsetzt. Er entfaltet vor unsern Augen das ganze Vivarium von Marktfahrern, Akrobaten, Kunstreitern, Tierbändigern, Glückstöpfern, Quacksalbern und Schaustellern im Leipzig des 18. Jahrhunderts, unter denen sich wie selbstverständlich auch die Schauspieler bewegten. In den Leipziger Ratsprotokollen erscheinen sie unter der Kategorie der »Comoedianten und Spiehler« (97). Zur Zeit der Neuberin komme es nun, so Flechsig, zu einem tiefgreifenden Wandel auf den Jahrmärkten: Statt die immer gleichen Attraktionen vorzuführen, die auf familiäre Berufstraditionen zurückgingen, spezialisierten sich die Schausteller und trumpften mit immer neuen Sensationen auf. Dieser Konkurrenz hielten als erste die Marionettenspieler nicht stand: »ihre einst erfolgreichen Dynastien starben angesichts der Flut technischer Schaustellungen aus« (120). Auch die Schauspieler mussten sich infolge dieses Konkurrenzdrucks auf ein neues Publikum ausrichten, das sie, auch außerhalb der Märkte, im gebildeten Bürgertum zu finden hofften. So hätte also in letzter Instanz nicht Gottsched mit seiner Reform dem alten Harlekin den Garaus gemacht, sondern die Schaubuden, die mit immer neuen Abnormitätenschauen den immer gleichen Späßen des Harlekin den Rang abliefen (vgl. 108f).

Wie sich die Schauspieler von den Theaterreformern einerseits die gesellschaftliche Distinktion erwarteten, die sie aus der Menge der schauspielernden und schaustellenden Existenzen heraushob, andererseits auch die einem gereinigten Theater entsprechenden Stücke und die Lehre, wie sie zu spielen seien, zeigt der Beitrag von Ruedi Graf. Die Reform sollte ihnen die Anerkennung der gesellschaftlich wichtigen und kulturell tonangebenden Schichten bringen, ihnen aber auch eine Aufgabe im Zivilisierungsprojekt sowohl der Schauspieler wie des Publikums übertragen (134f; vgl. dazu das in *Argument* 207, 1020ff rezensierte *Theater im Literaturstaat*). Die Hoffnung ging weitgehend nicht auf; die Neuberin verlor nicht nur ihre Existenzgrundlage, um die sie in verschiedenen Anläufen hart gekämpft hat – im vorliegenden Band wird insbesondere auf ihr Scheitern in Hamburg (Gauthier/Rudin) und ihren Moskauer Aufenthalt hingewiesen (Ludmilla M. Starikova) –, sondern sie wird auch um ihre eigene Leistung gebracht. In der »république des lettres«, in die sie sich vorgewagt hat, herrschen andere Gesetze, und da hatte eine Frau, Schauspielerin gar, nichts zu suchen.

Dennoch, so hält Hannelore Heckmann fest, ist diese »literarisierte Theaterreform« nicht nur Gottscheds Werk, sondern mit ebenso gutem Recht dasjenige der Neuberin. Diese legte ihre Theaterreformvorstellungen v.a. in drei Vorreden und Vorspielen nieder. Dem erst kürzlich wieder aufgefundenen Lübecker Vorspiel von 1736, das nun in den Schriften des

Neuberin-Museums I gedruckt vorliegt (vgl. Friederike Caroline Neuber, *Das Lebenswerk der Bühnenreformerin, Poetische Urkunden, I. Teil*, Reichenbach i. V. 1997, 96-121), widmet Heckmann eine erste Analyse. Darin wird das Recht der Schauspielkunst als Mittel moralischer Besserung gegen die pietistische Theaterfeindschaft verteidigt.

Das Straßburger Vorspiel von 1737 ist u. a. Gegenstand des Beitrags von Laure Gauthier und Bärbel Rudin. In seinem programmatischen Gehalt stützt es sich auf die »Pratique du théâtre« des Abbé d'Aubignac, 1737 von Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr aus dem Gottsched-Kreis ins Deutsche übersetzt. D'Aubignacs Traktat liefert den Neubers die Argumente für die Institutionalisierung des Theaters, wie sie sich im Gesuch an den Hamburger Magistrat um ein Exklusiv-Privileg »unter Ausschluss von allen »andern Comoedianten, Possenreißern und Marktschreynern« finden (176). Das Tauschgeschäft, das hier dem Magistrat vorgeschlagen wird, ist nicht nur Renommee und Profit gegen protektionistische Vergünstigung (ebd.), sondern auch schon das, was nach Dürrenmatt Schiller dem Staat als Geschäft vorgeschlagen hat: »für Geld Moral«. Bedeutender als diese in den Mainstream der Moralisation des Theaters auslaufende Interpretation scheint mir eine andere zu sein, auf die Gauthier und Rudin hinweisen. Mitten in der gottschedschen Thematik der moralischen Institutionalisierung des Theaters entdecken sie nämlich eine Interpretation, die als Sprengsatz gegen den Gottschedianismus gelesen werden kann. Während sich die Neuberin offenbar von den Kritikern der Gottsched-Schule verlassen fühlt, weil diese rein literarisch-gelehrte Maßstäbe ans Schauspiel legen und deshalb nur kritisieren und nicht raten können, findet sie beim französischen Abbé die Regeln, wie sie »mehr Künste« mit ihrer Kunst verbinden kann, bzw. wie sie »die Schaubühne der Knechtung durch die Literatur [...] entwinden« kann, »indem sie das Drama der theatralen Gestaltungskompetenz unterwirft« (185).

Diese praktische Kompetenz der Neuberin, das transitorische Element der Schauspielkunst (vgl. 139 u. 229), scheint mir wesentlich wichtiger als ihre literarische Leistung, der sich ein Beitrag von Elin Nesje Vestli (Halden) zuwendet. Während in den Lustspielen der Gottschedin (analysiert wird *Das Testament* und *Der Witzling*) und dem überlieferten als Lustspiel bezeichneten Schäferspiel der Neuberin, *Das Schäferfest*, der Spielraum weiblicher Selbstbehauptung eng begrenzt ist (vgl. 225, 228 u. 236f), behauptet die Prinzipalin in ihrer theatralen Kompetenz noch etwas von der »Freiheit und Frechheit«, die Goethe am Theater gelobt hat, die aber dem Großteil der deutschen Aufklärung zutiefst suspekt war. Wie recht hatte doch Madame de Retti in *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung*, die Goethe sagen ließ: »Wie leid ist es mir, [...] dass wir um das Extemporieren gebracht sind, es hat mich hundertmal gereut, dass ich selbst mit Schuld daran gewesen; [...] Ich verbannte den Hanswurst, begrub den Harlekin [...] und welcher deutsche Schriftsteller hat uns bisher für das, was wir hingaben, entschädigt? Wenn wir die Übersetzung der molièreschen Stücke nicht gehabt hätten, wir hätten uns nicht zu retten gewusst, da unsere besten Original-Schauspiele das Unglück haben, nicht theatralisch zu sein.«

Ruedi Graf (Allschwil)

## Soziologie

**Laitko, Hubert, Heinrich Parthey und Jutta Petersdorf (Hg.): Wissenschaftsforschung – Jahrbuch 1994/95.** BdWi-Verlag, Marburg 1996 (306 S., br., 39,- DM)

**Greif, Siegfried, Hubert Laitko und Heinrich Parthey (Hg.): Wissenschaftsforschung – Jahrbuch 1996/97.** BdWi-Verlag, Marburg 1998 (254 S., br., 38,- DM)

Die beiden Bände sind der wissenschaftlich-publizistische Ertrag der in Berlin ansässigen Gesellschaft für Wissenschaftsforschung e.V., eine Gründung in freier Trägerschaft,

290 Besprechungen

die sich das Studium moderner Erscheinungen und Tendenzen in der Wissenschaft zur Aufgabe gestellt hat, ihre Untersuchungen aber auch auf eine Reihe wohlbedachter wissenschaftsgeschichtlicher Schwerpunkte ausdehnt. Die beiden Bände fassen die Substanz von zwei Jahrestagungen zusammen, ergänzt durch komplementäre Beiträge.

Das Jahrbuch 1994/95 beschäftigt sich im Schwerpunkt mit Aspekten der Wissenschaftsentwicklung in Ostdeutschland, findet einen Ausgangspunkt in wichtigen Daten der brandenburgisch-preußischen Wissenschaftsgeschichte, weitergeführt bis zu einer Publikationsanalyse renommierter Autoren der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und stellt Zusammenhänge mit der aus jüngeren Entwicklungen (Wissenschaftsentwicklung in der DDR) datierenden Strukturen und Potenziale dieser Region her. Dazu wird ein Überblick zur aktuellen Situation der Industrieforschung in Ostdeutschland gegeben, wie sie sich nach rigorosem Umbau und verheerenden Kapazitätsverlusten etwa bis 1995 darstellt. Ein zeitlich ausgreifender Blickwinkel von den historischen Wurzeln und Anfängen der Wissenschaft in der berlin-brandenburgischen Region bis zu ihren gegenwärtigen Problemen. Dass diese Synthese von Retrospektive und Aktualität nur exkursiv angeboten werden kann, versteht sich bei der Ausdehnung und Vielfalt der berücksichtigten Zusammenhänge von selbst. Der Nutzen liegt einerseits gerade in der gewählten historischen Zuordnung und Blickweite (sie lässt verstehen, welcher zeitlichen Dimensionen und begünstigenden räumlich-wirtschaftlichen Komponenten Wissenschaft bedarf, um zu exzellenten und hocheffizienten Ergebnissen zu gelangen). Andererseits kann (und muss sogar) jede der Abhandlungen als eigenständige, bisheriges Wissen vertiefende Arbeit gelesen werden.

Beschränken wir uns auf einige Hervorhebungen. Hubert Laitko, dessen Untersuchungen seit langem von dem Phänomen personeller, sachlicher und räumlicher Einheit von Wissenschaft bestimmt werden, – »historische Wissenschaftsgeographie ist eine bisher kaum entwickelte Forschungsrichtung« (20) – eröffnet den Diskurs mit einem Abriss der brandenburgisch-preußischen Wissenschaftsgeschichte, die er mit der Gründung der Frankfurter Viadrina im Jahre 1506 beginnen lässt, dem Anschluss Brandenburgs »an das Wegenetz des europäischen Geistes« (23), und unter Berücksichtigung vieler wissenschaftswerter Details über die preußischen Wissenschafts- und Universitätsreformen im Ergebnis und in der Nachfolge der napoleonischen Kriege bis zur Reichsgründung (mit Berlin als Reichshauptstadt) verfolgt. Danach erscheint Berlin – bis in die Weimarer Zeit – als eine »Weltstadt der Wissenschaft« (38), die mit ihrem rigorosen Zentralismus zugleich der brandenburgischen Provinz eine eigenständige Hervorbringung wissenschaftlicher Strukturen abschneidet. Es bleibt nicht unerwähnt, dass die Vertreibung politisch unliebsamer Wissenschaftler durch die Nazis und die Zerstörungen im Verlauf des 2. Weltkrieges der wissenschaftlichen Substanz Berlins faktisch nie wieder auszugleichende Schäden zugefügt haben.

Parthey und Hartung (1996) bieten mit ihrem Beitrag »Wissenschaftliche Elite und ihre Rezeption 50 Jahre später« eine originelle Nachlese zum wissenschaftsgeschichtlichen Schicksal der Akteure, die bis in die 20er und 30er Jahre Berlins Weltgeltung in wichtigen Bereichen der Grundlagenforschung bestimmten – soweit es sich in der Zitation ihrer Arbeiten noch nach 50 Jahren ausdrückt. Ihre sorgfältige Analyse von 13 103 Publikationen, geschrieben von 2 804 Autoren aus Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (45) kommt zu dem (erwarteten) Ergebnis, dass sich die Lotka-Verteilung der Veröffentlichungen je Autor erneut verifiziert, darüber hinaus sich aber der Verfall ihrer Bedeutung als wissenschaftliches Wissen mit dem zeitlichen Abstand ihrer Erstveröffentlichung nicht einfach auf alle Arbeiten erstreckt, sondern dass sich ein »lokales Optimum« formiert, welches ihre Aktualität weithin bewahrt. (57) Obgleich bis in die disziplinären Details und Zitationsweisen hin ausgewiesen, bleibt diese wissenschaftshistorisch

bemerkenswerte Konstellation mit ihrer den Leser verblüffenden Darstellungsweise doch allzu sparsam kommentiert, und er fühlt sich hinsichtlich seines rechten Verständnisses ziemlich in Stich gelassen.

Frank Havemann steuert eine ins Detail gehende Untersuchung zur physikalischen Forschung in Berlin-Brandenburg bei, einschließlich eines Anhangs von Aufstellungen (physikalische Institute im berlin-brandenburger Raum) und ihre Publikationsaktivitäten, untergliedert nach Fachrichtungen. Erfreulich sein Hinweis, dass Zitationsanalysen wissenschaftlicher Arbeiten nach dem SCI all die vielfältigen Publikationsformen nicht berücksichtigen, die nicht zu den im Garfield-Institut (Philadelphia/USA) indexierten 35 000 Zeitschriften gehören und daher ungenaue Werte für einige Länder liefern, darunter auch für die Wissenschaft in Ostberlin/Brandenburg zu DDR-Zeiten (69). Leider führt er diese wichtige methodenkritische Feststellung nicht mit geeigneten Daten weiter aus. Siegfried Greif bietet mit seinem Beitrag eine gründliche patentstatistische Analyse der naturwissenschaftlichen Forschung in der DDR.

Anders gelagert sind die Beiträge von Manfred Wölfling, Karlheinz Lüdtkke, Renate Müller und Horst Kant. Letzterer beschreibt mit schlichten Worten die erschütternde Lebenstragödie des Physikers, »Vaters der sowjetischen Wasserstoffbombe«, Andrej Sacharow, der, wie wenige, einen enormen persönlichen Beitrag zur Forcierung des Wettrüstens leistete, das die ganze Menschheit an den Rand des Abgrundes brachte, und der danach als gemäßregelter Dissident im sowjetischen System und als internationale wissenschaftliche Kapazität standhaft einen Beitrag zur Mobilisierung der politischen und ethischen Verantwortlichkeit der Wissenschaftler leistete.

Wölfling stimmt in den Chor jener ein, die in den frühen 90er Jahren sorgend und mahnend eine größere Bereitschaft von Staat und Wirtschaft einforderten, Aufwendungen und Förderungen von Wissenschaft und Forschung zu erhöhen, bei Strafe des wirtschaftlichen Zurückbleibens der ostdeutschen Länder (vielleicht überhaupt der Innovationskraft der deutschen Wirtschaft) und einer daraus sich fortsetzenden Krise der deutsch-deutschen Vereinigung. Es liest sich dies schon fast wie eine besonnene Rückschau, nicht weil die Dinge sich inzwischen erfreulich verändert hätten, sondern weil sich ein Gewöhnungseffekt eingestellt hat, wenn nicht Resignation.

Lüdtkke und Müller stellen eine Menge geistreicher Erwägungen an und breiten originelle und anspruchsvolle empirische Methodiken aus, »Wissenschaftsverständnis« als wissenschaftliches Thema zu rechtfertigen und um herauszufinden, ob, weshalb und auf welche Weise sich die Akzeptanz von Wissenschaft bei West- und Ostberlinern unterscheidet. Ihr Resümee konnten sie kürzer fassen: Die hauptsächlich differenzierende Komponente ist die Intensität an wissenschaftlicher Ausbildung, die einer hat – und insofern und insoweit der Anteil der Ostberliner mit Hoch- und Fachschulausbildung dem Anteil der Westberliner mit derartigen Bildungsstufen übersteigt, insofern und insoweit haben auch die Ostberliner ein anderes, sachkundigeres und optimistischeres Wissenschaftsverständnis als die Westberliner. Ihre literaturkundig dargebotene Untersuchung ist eine erfreulich schlüssige Ergänzung zu den seither in Konjunktur befindlichen larmoyanten Analysen zur Mentalität der unbegreiflichen Ostdeutschen.

Das Jahrbuch 1996/97 ist in seinem Konzept nicht ganz so weit gespannt. Dem Ansatz folgend, dem er sich seit zwei Jahrzehnten verschrieben hat, eröffnet Heinrich Parthey die Reihe der Abhandlungen mit einer fast programmatischen Zusammenhangsbegründung von Forschungssituation, Problembestimmung und innovativer Erkenntnis = Wissensproduktion, die der technisch-wirtschaftlichen Innovation wissenschaftsintern vorhergehen. Er wendet sein Thema zu einem bibliometrischen Ansatz, um zu zeigen, dass und wie derartige Analysen dazu beitragen können, die jeweilige Phase (»Stadien«, 20f) der Wissensproduktion zu erkennen und einzelne Forschungsrichtungen/Autoren/Institutionen

zu bewerten. Parthey hätte noch sagen können, dass sich dies allerdings immer erst post festum machen lässt, und vorsorglich auf den folgenden Beitrag von Karl-Heinz Lüdtke verweisen, der an Beispielen der Technik-Entwicklung die Geheimnisse der Problemgenerierung ausweitet, diversifiziert und konkretisiert. Das Fazit seiner Explikationen stellt er allerdings dem Beitrag voran, so dass es sich weniger dramatisch und dissident liest: All den Stadien-Vollzügen nachlaufenden Evaluationen wissenschaftlicher Exzellenz und Effizienz vorher geht nämlich die Selbstorganisation der Wissenschaft, die Bildung von Netzwerken und strategischen Allianzen (33), in denen sich, in einer stets unikalenen personalen Situation, der kognitive Vorgang, die Problembestimmung und der Stadienübergang vollzieht. Wer diesen Prozess zu fördern und zu finanzieren zögert, wird schließlich wenig zu evaluieren haben.

Man sollte den folgenden Beitrag von Roland Wagner-Döbler zum spektakulären Wellenzklus (66f) bzw. zur Clusterfigur (»Schwärme«, 68f) der Innovationen und Innovationsschübe in der Wirtschaft als eine ebenso notwendige wie geglückte Ergänzung des vorhergehenden innovationstheoretischen Nachdenkens von Parthey und Lüdtke lesen; er verweist auf vertiefende und fortführende Arbeiten (74). Ein Hinweis, ob und inwieweit seine Erkenntnisse dem Lärm um die neuen Herausforderungen der Technik-/Innovations-Dynamik des kommenden 21. Jh. Steuerndes, Bremsendes, Aufhellendes, Korrigierendes usw. entgegenhalten (oder auch aus begründeter Erwägung gerade nicht), wäre nützlich gewesen.

Großen praktischen Informationswert, ausgreifend bis zu ihrem Gebrauch als Politikberatung, hat die Gruppe von sechs Arbeiten, die aktuelle Entwicklungen des deutschen Wirtschaftssystems aufgreifen, im Schwerpunkt Analysen zu den Entwicklungsdefiziten im Forschungspotenzial der ostdeutschen Länder, ihren Ursachen und Aussichten zur Abhilfe. Beginnend mit der Patenanalyse von Siegfried Greif über forschungstatistische Analysen, die Christoph Grenzmann und Werner Meske beitragen, bis zu den schonungslosen Unternehmensanalysen von Gunter Kayser und Manfred Wölfling, wird ein sachkundiges Material statistischer Befunde und Zusammenhänge dargeboten.

Mit reichem Materialfundus und vielseitiger lebendiger Erfahrung wendet sich Claudia Herrmann der Gründung und den Gründern von kleinen F&E-Unternehmungen bzw. F&E-intensiven Betrieben zu. Eine verdienstvolle Art von Wissenschaftsforschung, sind doch alle ihre Erkenntnisse praktisch verwertbar und angesichts der schleppenden Revitalisierung von Forschung und F&E in Ostdeutschland höchst aktuell. Wenn sie allerdings fragt (219), wo sind die Scherings und Siemens' von heute, übersieht sie die entscheidende zeitgeschichtliche Voraussetzung, die Regine Zott 120 Seiten zuvor so eindrucksvoll vorgestellt hatte: Diese frühen Gründer, bei all ihrer Tüchtigkeit und ihrem Ideenreichtum, hatten keine Schering- und Siemens-Erben mit ihren Mammut-Unternehmen vor sich, Mammute, wie sie es heute sind, hielten nicht den Markt besetzt, dominierten nicht die Vertriebsstrukturen und schöpften nicht die Masse der Fördermittel ab. Das Zeitalter der Globalisierung begünstigt eher die großen, alten Saurierpopulationen, weniger die kleinen Newcomer einer verletzlichen Säugetierfauna.

Hansgünter Meyer (Berlin)

**Boudry, Pauline, Brigitta Kuster und Renate Lorenz (Hg.): Reproduktionskonten fälschen.** Heterosexualität, Arbeit und Zuhause. b\_books, Berlin 1999 (214 S., br., 26,- DM)

Zwei Themen bestimmen den Sammelband: der Arbeitsplatz als Lebensverhältnis, d. h. die verschwimmende Grenze zwischen Arbeit/Öffentlichkeit und Zuhause/Privatheit, und die Institution »Heterosexualität am Arbeitsplatz, die eine alltägliche Darstellung von »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« erfordert. Während Kampagnen der 70er Jahre eine Seite des dialektischen Verhältnisses Privat-Öffentlich verunsichert haben, verwirren



Texte der 90er die andere: Sie zeigen, welche Rolle Subjektivität, Emotionen und Sexualität im formalen, monetär strukturierten Arbeitsverhältnis spielen. Im Fokus haben sie hoch bezahlte postfordistische DienstleisterInnen, obwohl es »nach wie vor viele Arbeitsplätze mit repressiven Arbeitsbedingungen gibt, in denen die Arbeitskraft allein nach ihrer Akkordleistung pro Stunde bewertet wird« (23).

Die ›Fälschung‹ von Reproduktionskonten ist noch keine Kapitalismuskritik (die mehr Gesellschaftsanalyse bräuchte). Geliefert werden aber interessante Fallstudien – in auffällig postmoderner Form: Wissenschaftliche Artikel wechseln mit politischen Reden schwarzer und lesbischer Frauen zum »Lohn für Hausarbeit« aus den 70er Jahren, mit Auszügen aus Ch. Perkins Gilmans Roman *What Diantha did* von 1910 (eine frühe Ökonomisierung weiblicher Hausarbeit) sowie einem Theaterstück von R. Pollesch. Dies lässt sich als Illustration lesen; oder das Ganze ist transdisziplinärer Gesamt-Text, Potpourri aus Wissenschaft, Popkultur und politischer Polemik, dessen wissenschaftlicher Anteil v.a. von Interesse ist.

Die Hg. greifen Negris Begriff ›emotionale Arbeit‹ auf und konkretisieren ihn: z.B. sehen hochbewertete DienstleisterInnen sich heute genötigt, ein Teil ihres Selbst im Job zu verkaufen. Die Einleitung nimmt deutlich Bezug auf die Queer Studies, indem Sexualität als »Set gesellschaftlicher Vorschriften und Möglichkeiten« betrachtet wird, das »nicht bloß sexuelle Praktiken, sondern auch soziale Praktiken – einschließlich Arbeitsstil und Lebensstil – reguliert« (12). In Abgrenzung zum Begriff ›Patriarchat‹ wird mit ›Heterosexualität‹ die Dominanz von Männern über Frauen nicht mehr als reines Zwangsverhältnis, sondern als foucaultsches Machtdispositiv verstanden, als Gemenge von Zwängen, Wünschen und Begehren. Die Analyse der »Institution Heterosexualität« zielt darauf, »die sexuelle und soziale Ordnung zu beschreiben, mit der Frauen selbst dann konfrontiert sind, wenn sie gar nicht auf einen Mann treffen und auch nicht heterosexuell sind« (15). Um Arbeitsbedingungen in dem Kontext zu untersuchen, schlagen die Hg. vor, von ›sexueller‹ statt ›geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung‹ zu sprechen. – Auf diesem, dem ökonomischen ›claim‹ arbeiten bisher nur wenige Queer-TheoretikerInnen.

*Body Work* von Linda McDowell untersucht den Zusammenhang von Machtverhältnissen, Heterosexualität, Identität und Körper am Arbeitsplatz: Erwerbsarbeit als »Darstellung verkörperter, geschlechtlich differenzierter Individuen« (180). In qualitativen Interviews fokussiert sie die Mikropolitik der Macht in Londoner Handelsbanken. Wie andere personenbezogene Dienstleistungsjobs bezieht Banking »emotionale Arbeit«, das heißt auch ›Sexarbeit‹ mit ein – für BankerInnen sind Verkauf des Selbst und Darstellung von Geschlecht Teil des Jobs. Dem widerspricht, dass viele Befragte zwischen ›wirklichem Selbst‹ und ›Arbeitspersönlichkeit‹ unterscheiden, die Konstruktion von Geschlecht am Arbeitsplatz sei temporär, nicht konstitutiv für ihre Identität und nicht totalisierend. McDowell sieht das als »Dichotomie zwischen einem ›wahren‹ und einem konstruierten Selbst, einem inneren Kern und einer äußeren Schale« (205) – hier wären also eher Marx' Entfremdung als Foucaults Dispositive der Macht am Werk.

In *Männlichkeit, Dualismen und Hochtechnologie* beschreibt Doreen Massey die Computer-Industrie in Cambridge, England, eine hochbewertete individualisierte Dienstleistungsökonomie: Männerdominanz, lange Arbeitstage und Wettbewerb über Wissen, Lernfähigkeit und Erfahrung. Die langen Arbeitstage sind nicht aus dem Wettbewerb begründet – vielmehr identifizierten sich die Männer voll mit ihren Jobs, die eine spezifische Form von Männlichkeit verlangen: Rationalität, Logik, Vernunft bestimmen Forschung und Entwicklung. Die Identifikation führt Begehren (als nicht nur ökonomisches Interesse an der Arbeit) und Kapitalinteresse zusammen: die Arbeit wird leichter ausbeutbar. Zugleich verschiebt sich die Grenze zwischen Arbeit und Haus – Arbeit wird mit nach Hause genommen, Kinder aber nicht mit zur Arbeit. Die zu Grunde liegenden

294

Dualismen Vernunft/Nicht-Vernunft, Computerbranche/Haushalt, deren eine Hälfte männlich und sozial hochbewertet ist, verfestigen sich. Massey fordert, die konstitutive Macht dieser Dualismen zu brechen. Warum aber thematisiert sie nicht sexistische Ausbildungsstrukturen und Einstellungspraktiken? Und warum sollen nur »tief verinnerlichte Dualismen« und »persönliche Identität« das tägliche Leben strukturieren, nicht aber umgekehrt die Lebenswelt die Identität?

Arlie Russel Hochschilds *Bei der Arbeit zu Hause* untersucht die Effekte neuer Managementmethoden auf das Verhältnis von Produktion und Reproduktion, sowie daraus folgende Veränderungen im Privaten (»effiziente Familien« etc.). Durch erhöhte Anforderungen an Zeit, Flexibilität und Mobilität sei Arbeit »zu einer Art »Zuhause« geworden« und »das Zuhause zu »Arbeit«« (69). Betriebsausflüge, Fortbildungen, Rhetorikkurse etc. stärken familienähnliche Bande, verwandeln den Arbeitsplatz in einen sozialen Bereich, das steigert Loyalität. Dem gegenüber stehen fortschreitende Taylorisierung und Effizienzrevolution der Familie. »In dem Maße, wie die erste Schicht (am Arbeitsplatz) mehr Zeit beansprucht, wird die zweite Schicht (zu Hause) hektischer und rationalisierter.« (77) Das »emotionale Downsizing des Lebens« erzwingt eine »dritte Schicht« von den Eltern: Bewältigung der emotionalen Folgen der komprimierten zweiten. Anders als Massey sieht Hochschild einen Ausweg in kürzeren, flexibleren Arbeitszeiten und beklagt, dass Eltern den Realitäten des zunehmenden Zeitdrucks ausweichen. Keine Rede von »Dichotomien«; statt dessen von einem »möglichen Selbst« in der »phantastischen Vorstellung zeitarmer Eltern, die sich ausmalen, sie seien Zeitmillionäre« (82). Hochschild wertet diese Flucht in die Utopie wie Marcuse als mögliche Widerstandsform. So fließt in ihre Kapitalismuskritik ein, was üblicherweise außerhalb des Ökonomischen liegt.

Sven Engel (Berlin)

**Mitchell, David T., und Sharon L. Snyder (Hg.): The Body and Physical Difference.** Discourses of Disability. University of Michigan Press, Ann Arbor 1997 (299 S., br., ca. 36,- DM)

Die Diskussion um das Thema Körper hält seit Beginn der 80er Jahre die deutschsprachige kulturwissenschaftliche Diskussion in Atem. Spätestens seit Foucault umfassen die Überlegungen auch den »widerspenstigen« Körper der Wahnsinnigen und Kranken – selten jedoch den Körper derjenigen, die in der aktuellen Terminologie »behindert« genannt werden und in den Jahrhunderten zuvor unter den Namen »Monster«, »Freaks« oder einfach als »das Grotteske« in die Kulturgeschichte eingingen. Auch die Intensivierung der Diskussion durch die Geschlechterforschung in den 90ern, welche die Materialität des Körpers auf die Tagesordnung setzte, hat Körperlichkeit in ihren Dimensionen Behinderung, Krankheit und Alter nicht einmal gestreift, obwohl es Anknüpfungspunkte gegeben hätte.

Der vorliegende Band bringt Beiträge aus den US-amerikanischen *Cultural Studies* zusammen, die diese Lücke schließen, und fragt nach Repräsentationen von Behinderung im 19. und 20. Jh. v.a. in englischsprachiger Literatur und im Film. Die Einleitung gibt einen hervorragenden Einblick in das sich etablierende Feld der *Disability Studies* in den Sozial- und den Geisteswissenschaften und wirft methodische Fragen auf: Wie lassen sich die Diskurse um Körper und Behinderung verbinden? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen zu Nachbardiskursen (*Cultural Studies*, *gender*-Theorie, *Queer Theory*, *Postcolonial Studies*)?

Behinderung als zentrale kulturelle Repräsentationsform aufzufassen verlangt eine Untersuchung der historischen Entwicklung der Kategorie. Damit lässt sich u.a. der Darstellung widersprechen, unserer Zeit komme die fortschrittlichste Auffassung von Behinderung zu – an Hand von Quellen arbeitet Martha Edwards heraus, dass im antiken

Griechenland trotz des Ideals der Symmetrie zwischen Geist und Körper Menschen mit Behinderungen in das öffentliche Leben besser integriert waren. Felicity Nussbaum stellt eine frühe feministische Utopie des 18. Jh. in Sarah Scotts Briefroman *Millenium Hall* vor, für die eine Allianz mit behinderten Menschen grundlegend war. Allerdings untersucht sie weder die Kategorie ›Behinderung‹ noch die Art der Allianz eingehend und lässt beide zu Gunsten der Kategorie ›Geschlecht‹ in den Hintergrund treten. Exemplarisch untersucht Elizabeth Hamilton die Entwicklung der Repräsentation von Behinderung in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jh. von der Wohlfahrtsdebatte nach dem Ersten Weltkrieg bis zu den Neuen Sozialen Bewegungen Ende der 70er Jahre. Die breite Anlage lässt jedoch die Analyse einzelner Werke, besonders Günther Grass' *Blechtrommel*, kurz und unpräzise werden.

Cindy LaCom nimmt die kranke Frau im viktorianischen Zeitalter als Symbol für eine als asexuell konzipierte Weiblichkeit in den Blick; sie untersucht Überschneidungen mit benachbarten Kategorien und die häufige Nutzung von Behinderung als Metapher. Dies ist ein zweites wichtiges Thema, das die *Disability Studies* aufwerfen. Rosemarie Garland Thomson liest Behinderung in den Romanen der afro-amerikanischen Autorinnen Toni Morrison, Ann Petry und Audre Lorde als Mittel, um binäre Codes zwischen unnormal/normale, weiblich/männlich, erwünscht/unerwünscht zu destabilisieren und eine alternative Sichtweise von physischer Differenz zu etablieren. Caroline Molina weist in ihrer Analyse des Films *Das Piano* das Nicht-Sprechen der Protagonistin als Intensivierung ihrer sexuellen Ausstrahlung aus.

Eine dritte methodische Strategie kritisiert soziale Institutionen, die Behinderung als das ›Andere‹ markieren. So arbeitet Paul Longmore die zentrale Stellung der Fernseh-Wohltätigkeitssendungen für das US-amerikanische Selbstverständnis heraus – einer der wichtigsten Punkte der Medienkritik des »Disability Rights Movement«. Diesem Selbstverständnis ist aus Furcht vor den zentrifugalen Kräften des eigenen individualistischen Ethos die Notwendigkeit gemeinschaftsstiftender Rituale bereits eingeschrieben. Öffentliche Rituale des »Mitleids« und des Gebens bringen die dringend benötigten, allgemein verbindlichen, letztlich nationalistischen Werte hervor. Martin Pernick belegt die Rolle der Massenmedien in der Eugenik-Kampagne der 20er Jahre und zeigt die Verbindung der Sicht auf Schönheit mit Konzepten von Vererbung und Eugenik. In seiner originellen Analyse der Stellung der Venus von Milo in der westlichen Kunsttradition macht Lennard Davis das dialektische Verhältnis zwischen behinderten und nicht-behinderten Körpern deutlich.

Bisher steht die Theoretisierung von Behinderung als zentrale Kategorie menschlicher Erfahrung in der deutschsprachigen kultur- und geisteswissenschaftlichen Diskussion noch aus.

Anja Tervooren (Berlin)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Messner, Dirk (Hg.): Die Zukunft des Staates und der Politik.** Möglichkeiten und Grenzen politischer Steuerung in der Weltgesellschaft. Dietz, Bonn 1998 (348 S., br., 24,80 DM)

Der Band sucht Antworten auf die ›Globalisierung‹. Sein erster Teil widmet sich Politik und Demokratie. Statt vom ›Ende der Nationalstaaten‹ geht Hg. davon aus, dass diese zentrale Akteure bleiben, allerdings zu »Interdependenzmanagern« (22) in einem Netzwerk von Institutionen werden. Er entwirft eine »Mehrebenen-Struktur der *Global Governance*-Architektur« (24), ohne deren Schwierigkeiten zu verschweigen – v. a. den »Systemwettbewerb der Nationalstaaten in der Weltwirtschaft« (32), die Verschiebung von Machtpotenzialen zu Gunsten transnationaler Konzerne. *Global Governance* habe

Chancen, wenn »Akteure primär komplementäre oder gar konvergierende Interessen verfolgen«; sind aber »globale Probleme durch primär konfliktive Interessenstrukturen bestimmt«, werden Lösungen unwahrscheinlich (37). Auch könne die *Global Governance*-Architektur auf Grund ihrer »Komplexität selbst zum globalen Problem« (33) werden. Lothar Brock sieht die Herausbildung einer Weltgesellschaft, eine Relativierung zwischenstaatlicher zu Gunsten transnationaler sowie »lokal-globaler Beziehungen« (55). Der Radius demokratisch legitimierter Gestaltungsmacht sei geringer geworden »als der zu gestaltende Raum materieller und ideeller Lebenszusammenhänge« (55). Doch neue, globale Möglichkeiten der Demokratisierung könnten Defizite auf nationaler Ebene abbauen. Allerdings genügt ihm schon, dass eine »situations- oder problem-spezifische Öffentlichkeit« (67) vorhanden sei; Macht, Herrschaft, Konflikt und Ökonomie werden kaum thematisiert. In einem pointierten Beitrag wendet sich Elmar Altvater dagegen, dass »Globalisierung zum bloßen Phantom und die Debatte darüber zur Ideologie erklärt werden« (83). Globalisierung sei »Überwindung von tradierten sozialen, politischen und ökonomischen Grenzen« und ziehe einen »Bedeutungswandel des Nationalstaats« mit sich, »ohne dass er in diesem Prozess verschwinden würde« (ebd.): Er sichere »vor Ort« die Wettbewerbsfähigkeit. Dabei unterminiere der globale Wettbewerb Bindungen und Kooperationsformen des Lokalen, die benötigt werden, um in der Weltmarktkonkurrenz langfristig zu bestehen. Statt Standortpolitik sei »vernetzte Regulierung« (94) globaler, nationaler, regionaler und lokaler Ebenen unter Einbeziehung verschiedener Formen und Subjekte (*global players, NGOs*) erforderlich. Trügerisch sei aber die Hoffnung auf eine globale Zivilgesellschaft, sie selbst »ist eine Arena der Macht« (95).

Teil Zwei untersucht diverse Weltregionen. Michel Albert postuliert eine Konvergenz des »rheinischen« und des amerikanischen Kapitalismus (113) und plädiert für Flexibilität, Optimismus (114) und Stärkung der EU. William Wilson fordert eine »soziale Zähmung des Marktes« in den USA und beklagt Rückzug aus der Sozialpolitik und Verarmung breiter Schichten – leider ohne deren Ursachen zu nennen. Seine Lösungen wären weniger Zähmung als kosmetisches Übertünchen der schlimmsten Auswüchse: »gemeinsames Lernen«, stärkerer Sozialstaat in den USA und schwächerer in Europa, Programme, die »gerade noch ermöglichen würden, frei von [...] Verarmung und existenzbedrohenden Notlagen zu leben« (143). Carsten Herrmann-Pillath findet eine »globale Netzwerk-Gesellschaft [...] unterschiedlicher chinesischer Regionalkulturen« (163). Modische Begriffe (Zivil-, Netzwerkgesellschaft) und »Staat« wirft er durcheinander ohne sie mit Inhalt zu füllen und verwickelt sich dabei in Widersprüche. Interessant immerhin, dass eine »globale chinesische Kultur« in Form unternehmerischer Auslandschinesen und gestärkte lokal-staatliche Ebenen sich gegenseitig befördern und zu »lokalisiertem Autoritarismus im Interesse der dominierenden wirtschaftlichen und politischen Kräfte« (167) führen. Oscar Muñoz Gomá liefert einen dünnen Überblick über Chile als Modell für Lateinamerika. Globalisierung gilt ihm als »Garant makroökonomischer Disziplin und Motor permanenten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturwandels« (178). Staat und Politiker hätten aber versäumt, deren natürlichen negativen Konsequenzen entgegenzuwirken (188). Er setzt auf einen naiven Begriff der Zivilgesellschaft: ihr soll größere Autonomie zukommen, um Umweltschutz, Gleichberechtigung der Geschlechter, Musik und Sport zu fördern (191). Rainer Tetzlaff betont, ohne sozio-ökonomische Gesundung der afrikanischen Länder könnten »Konsolidierung und Weiterentwicklung der ersten demokratischen Reformschritte nicht gelingen« (199). Statt politisch-ökonomische Ursachen zu analysieren sieht er die afrikanische Krise »primär als eine politische«, ausgelöst durch »(Fehl)verhalten einer politischen Klasse« (203), Armut und Staatszerfall hätten »endogene« (202) Ursachen, der Weltmarkt spiele keine Rolle, sei sogar Voraussetzung für Erfolg und plurale Wahlen.

Im dritten Teil diskutiert Wolfgang Streeck pointiert das Verhältnis von Nationalstaat, EU und Gewerkschaften. Er entwirft ein Konzept des Wettbewerbsstaates, ohne die marxistische Diskussion um den ›Wettbewerbsstaat‹ zu erwähnen. Klaus Esser sieht Staat und Gesellschaft der »dematerialisierten Wirtschaft« (261) hinterherlaufen und fordert Anpassung an die neuen Technologien: Per staatlicher Steuerung »Stärkung der Marktkräfte« (255) zu »systemischer Wettbewerbsfähigkeit«. Der Sozialstaat solle sich auf »bedürfnisorientierte Alimentation« durch steuerfinanzierte Sozialhilfe beschränken und »ansonsten auf den zivil engagierten Bürger« setzen« (259) – neoliberale Anpassung mit sozialdemokratisch gefärbtem »starkem Staat im Verbund mit privaten Akteuren« (267). Frieder Meyer-Krahmer erteilt jedem »Versuch der gezielten Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse durch hierarchische staatliche Steuerung« (296) eine Absage und plädiert für eine »lernende Gesellschaft«, die im »Wettbewerb der Standorte« (298) mithält. Meghnad Desai untersucht die Möglichkeiten einer *Global Governance*: Kann »das moderne Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft auf die globale Ebene übertragen werden« (341)? Zwar trügen die politischen Institutionen eine undemokratische Ordnung, in der die Mächtigen Regeln festlegen, an die sie selbst sich nicht halten, die »wirtschaftlichen Säulen jedoch geben Anlass zur Hoffnung, dass die Asymmetrien gegenwärtig korrigiert werden«. Offenbar geht das automatisch: »Globalisierung wird zu der Forderung nach einer Form ökonomischer *global governance* führen.« (340) Dem lässt sich mit Altwater entgegenen, dass sich »Formen und Subjekte der Regulation nicht schon deshalb herausbilden, weil sie ökonomisch, politisch, sozial und ökologisch notwendig sind.« (95) Hg. sollte weniger auf prominente Namen als auf sorgfältig erstellte Beiträge achten. Von wenigen Höhepunkten abgesehen wirkt der Sammelband wie ein Produkt publizistischer Fließbandarbeit.

Mario Candeias (Berlin)

**Panitch, Leo, und Colin Leys (Hg.): Global Capitalism versus Democracy – Socialist Register 1999.** Merlin Press, Suffolk/UK 1999 (354 S., br., 39,80 DM – deutscher Vertrieb: VSA Verlag Hamburg)

Die Beiträge des Jahrbuchs, auch diesmal theoretisch anspruchsvoll und zumeist empirisch fundiert, sind in drei Bereiche eingeteilt. Erstens, grundsätzliche Fragen: qualitative Veränderungen durch die Globalisierung (Hugo Radice); materielle Realität der ökonomischen Prozesse (Ursula Huws); Rolle des derzeitigen kapitalistischen Staates (Constantine Tsoukalas); negative Folgen und Widersprüche des *Shareholder*-Kapitalismus (Wally Seccombe); Macht und Einflussmöglichkeiten der Arbeiterbewegungen angesichts der internationalen Konkurrenzverhältnisse (David Coates). Der zweite Teil untersucht Länder und Großregionen: den Globalisierungsdruck gegenüber dem Modell Deutschland (Birgit Mahnkopf); die Finanzkrise in Ostasien (Mitchell Bernard); Staatskrisen und Demokratieverfall in Lateinamerika (Atilio Boron); und die ambivalente Transformation in Kuba (Haroldo Dilla). Drittens, Diskussion von Alternativen und linken Handlungsoptionen: Kontrollen und Risikoverarbeitung auf den Finanzmärkten (Adam Tickell); Klassen und Demokratieentwicklung (Joachim Hirsch); Wiedereroberung der Handlungsmöglichkeiten des Staates (Boris Kagarlitsky); Öffentlichkeit und Massenmedien (Colin Leys); alternative Potenziale im *Kommunistischen Manifest* (Sheila Rowbotham).

Einleitend lenkt Radice das Augenmerk auf unzureichende Prämissen in manchen linken Diskursen über Globalisierung. Das Konzept der relativen Autonomie des Staates etwa werde in den sog. staatszentrierten Erklärungen (Skocpol, Evans, Rueschemeyer) zu sehr von kapitalistischen Entwicklungen und Formveränderungen getrennt: »globalisation is intrinsically a capitalist process. In the context of globalisation it makes no sense to analyse the state in abstraction from capitalism, because the concrete conditions and events that confront states at present arise from economic and social processes along

capitalist lines.« (13) Vor diesem Hintergrund untersucht Radice Tendenzen wie den Niedergang der Marktmacht der Arbeiter und das Aufkommen eines neuen Typs von Imperialismus (15ff). Entweder könnten die begrenzten Möglichkeiten nationaler Politik unter Omnipräsenz und Omnipotenz des Weltmarktes akzeptiert werden (wie von den meisten sozialdemokratischen Regierungen), was zu Anpassungen an den Bedarf der Kapitalverwertung führe – mit höchst negativen Folgen für die Arbeiterschaft; oder es müsse der Versuch einer transnationalen kollektiven Gegenwehr unternommen werden, eine »grass-roots transnational alliance rooted in shared interests« (23), die einen ersten bescheidenen Erfolg bei der Abwehr des OECD-Entwurfs für ein multilaterales Investitionsschutzabkommen (MAI) verzeichnen konnte.

Huws untersucht den Mythos der »gewichtlosen Ökonomie«, die sich in *cyberspace* und Wissensgesellschaft abzeichnen soll. An Stelle der ideologischen und technizistischen Rede von »Geografie ohne Entfernung, Geschichte ohne Zeit, Wert ohne Gewicht/Masse, Transaktionen ohne Geld« (29), sei es notwendig, »[to] reinsert human beings, in all their rounded, messy, vulnerable materiality – and the complexity of their antagonistic social relations – at the very centre of our analysis« (52). – Viele Beiträge fordern neue politisch-institutionelle Arrangements. Während Tsoukalas allgemein eine Erneuerung des Staatsapparates vorschlägt, verweist Haroldo Dilla auf den Reformbedarf in Kuba: »The first link in the chain would be a more efficient and more participatory municipal subsystem, the first space for a concert of interests and political negotiation.« (244f) Auch müssten die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen besser als bisher politisch repräsentiert werden. Ebenso wichtig sei »the establishment of civil liberties, rights and duties, clearly established in law and institutionally supported.« (245) Gerade die KP müsse dies befördern, hier könnten neue Organisationsformen entwickelt werden, was möglicherweise auf ein Mehrparteiensystem hinauslaufe. Kuba habe die schwierigen, teuren Folgen eines »Sozialismus in einem Land« fast allein zu tragen, doch könne der internationale Trend auch wieder in antikapitalistische Richtung gehen. Ebenso sei aber möglich, dass sich in Kuba der Kapitalismus restauriere.

Dillas Forderungen an ein Land, das sich in einer (nur z.T. selbst verschuldeten) Strukturkrise befindet und unter immensem Druck der USA steht, klingen idealistisch – zumal angesichts restaurativer und antidemokratischer Trends in den hochkapitalistischen Ländern. Für diese resümiert Leys etwas zu phrasenhaft: »What is needed is to concretise a vision of a functioning public sphere that will empower people concerned with the risks in their environment, the power of large corporations, the secrecy of officials and quangos [= »quasi non-governmental organizations«], and so on, by marking the media a real »fourth estate« and a field open to speak and act in.« (331) Zwar sieht er die bedeutende Rolle der Medien in der Marginalisierung und Gettoisierung progressiver Ideen und Perspektiven, aber »this could not have been so successful had these ideas and perspectives been inherently more convincing« (330). Edgar Göll (Berlin)

**Galtung, Johan: Die andere Globalisierung.** Perspektiven für eine zivilisierte Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert. Agenda-Verlag, Münster 1998 (254 S., br. 29,80 DM)

Der Band kann als wohlfeile Kurzfassung von Galtungs Buch *Friede mit friedlichen Mitteln* (1997) empfohlen werden, trägt aber stärker autobiografische Züge. Der Protestantent-Prediger-Ton ist manchmal aufdringlich, v.a. wenn im ersten Teil 16 »Konflikterfahrungen« beschrieben werden. Zu oft weicht Wissenschaftlichkeit dem Bekenntnis. Doch versteht Galtung sich nicht als Wissenschaftler, sondern als Friedens- und Konfliktarbeiter, so sind Mutmachparolen vertretbar. Im Fazit kommt dabei allerdings sehr wenig heraus: Alles, was getan werden könne, sei »mit«einander reden – nicht Positionen-Markieren sondern Sich-Einlassen auf die Logik des Gegenübers.

Damit diese Form »präventiver Diplomatie« – nach Galtungs Meinung von der Friedensbewegung nie wirklich praktiziert – wirken könne, bedürfe es dreierlei: 1. Die Akteure müssten auf die Konflikttransformation vorbereitet werden; der produktive und zugleich destruktive Gehalt des Konfliktes müsse erkannt werden; und schließlich müsse man zu einer den Kategorischen Imperativ überwindenden »Ethik der Umkehrbarkeit« gelangen. Die Vorbereitung der Akteure erfolge entlang der Maximen »Gewaltfreiheit«, »Kreativität« und »Empathie« (23f). Ein Bekenntnis zu diesen drei Grundsätzen sei bedeutsamer und erfolgsträchtiger als die »Tischomanie«, die i. d. R. von denen befürwortet werde, »die sich selbst einen Platz am Kopf des Tisches reserviert haben« (51). 2. Mit Blick auf Huntingtons »*Clash of civilizations*«-These meint Galtung, dass die »sanften« Elemente insbesondere der Religionen (wie der Weltauffassungen im Allgemeinen) zu stärken seien. Die Grundlegung von Weltauffassungen an den Prinzipien Inklusivität, Pluralität und Gewaltfreiheit (220) würde Konflikte zwar nicht auflösen, aber kommunizierbar machen. 3. Orientiere man schließlich politische Entscheidungen am Grundsatz, niemals etwas zu tun, was nicht wieder rückgängig gemacht werden könne, so sei der Grundstein für ein friedliches Zusammenleben gelegt. Über den Grundsatz der Reversibilität wird das Gewaltfreiheitspostulat auch mit der ersten Bedingung verzahnt, denn Gewalt ist ebenso irreversibel wie sie Konflikttransformation blockiert.

Doch so wertvoll Gewaltfreiheit ist: Sie ist kein Selbstzweck, auch nicht für Galtung. Gewaltfreiheit ist ausschließlich für die soziale Entwicklung gut – doch gelte das auch für die menschliche? Verstehe man diese als Befriedigung existenzieller menschlicher Bedürfnisse – also Überleben, Wohlergehen, Identität und Freiheit – dann gebe es einen (latenten) Widerspruch zwischen sozialer und menschlicher Entwicklung: »Das Primat, das dem gesellschaftlichen Raum eingeräumt wurde, geht auf Kosten der menschlichen Welt- und Naturentwicklung. Das Primat, das der Produktion materieller Güter und Dienstleistungen eingeräumt wurde, geht auf Kosten der spirituellen Bedürfnisse nach Identität und Freiheit« (171). »Entwicklung« müsse »neu gedacht« werden, und wolle man an einem »Wachstumsbegriff« festhalten, so solle man ihn am grenzenlosen Wachstum menschlichen Seins (à la Fichte) orientieren.

Das alles ist nicht neu, z. T. nicht mehr aktuell und sogar problematisch: Wer definiert Irreversibilität? Taugen Galtungs Maximen für moralische Dilemmata? Und ist die Forderung nach »grenzenlosem Wachstum menschlichen Seins« nicht ein Paradoxon, wenn dieses doch auf »soziales Wachstum« angewiesen ist? – Gleichwohl ist Galtungs »andere Globalisierung« erbaulich: ein mahnender Appell, sich der menschlichen Vernunft zur Lösung von Konflikten und Entwicklungsproblemen zu besinnen.

Claudius Rosenthal (Olpe)

**Gehrke, Bernd, und Wolfgang Rüdendklaus (Hg.): ... das war doch nicht unsere Alternative. DDR-Oppositionelle zehn Jahre nach der Wende.** Westfälisches Dampfboot, Münster 1999 (448 S., br. 58,- DM)

Die Literatur über politisch abweichendes, oppositionelles, protestierendes, widerständiges und alternatives Denken und Verhalten in der DDR und in den Wendemonaten 1989/90 füllt inzwischen Regale und verdient eine eigene Analyse. In diesem Rahmen verdient der vorliegende Band besondere Aufmerksamkeit. Seine insgesamt 22 Autoren waren in den 70er und vor allem 80er Jahren in verschiedenen oppositionellen Gruppen in der DDR aktiv. Mehrere von ihnen wurden im Gefolge dessen aus der SED ausgeschlossen, verloren ihren Arbeitsplatz in wissenschaftlichen und kulturellen Einrichtungen und einige von ihnen wurden sogar verhaftet und verurteilt. In der politischen Wende des Jahres 1989/90 wurden sie zu Aktivisten des Neuen Forum, der Vereinigten Linken, des Unabhängigen Frauenverbandes, der Initiative für Unabhängige Gewerkschaften, der

Grünen Partei der DDR, der Initiative für Frieden und Menschenrechte, der Autonomen Antifa, unabhängiger Zeitungs- und Zeitschriftenprojekte u. a. Und doch bzw. gerade deshalb waren auch sie nach der »Wende der Wende« nicht mehr gefragt. Bestenfalls als Studenten, auf befristeten Projektstellen, als freie Journalisten, Studentenpfarrer und Taxifahrer, ABM-Kräfte und Arbeitslose haben sie in der neuen Gesellschaft »ihren Platz« gefunden. Sie sind sich treu geblieben in ihrer überwiegend sozialistischen Kritik an der DDR-Gesellschaft, im Verfolgen ihrer politischen Intentionen der Jahre 1989/90 sowie in der Beurteilung der nachfolgenden Entwicklung: »... das war nicht unsere Alternative!« Sie lamentieren nicht ob ihres Schicksals und geben sich weder selbstgerecht noch als Besserwisser. »Niemand unserer Autorinnen und Autoren«, schreiben die Hg., »weint der hingegangenen Diktatur in der DDR Tränen nach, ebenso wenig wie hier Weihrauch für die neuen Verhältnisse angezündet wird. Wenn dennoch einige der Artikel mehr oder weniger untergründig von Trauer durchzogen sind, dann resultiert das aus verlorenen Hoffnungen auf die Möglichkeit für ein anderes und besseres Land« (17). Sie sind nach wie vor Suchende. Sie beobachten, analysieren, reflektieren, versuchen zu verstehen, um gegenwärtige und künftige Akteure emanzipatorischen, gesellschaftlichen Handelns aufzuspüren. Insofern unterscheidet sich das Buch grundlegend von den entsprechenden Titeln von Markus Meckel und Martin Gutzeit, Ehrhart Neubert u. a.

Klaus Wolfram (Jg. 1950), ein nachdenklicher, seit Mitte der 70er Jahre sich organisierender Oppositioneller, Philosoph und Ökonom, Wende-Akteur (u. a. Mitglied des Landessprecherrats des Neuen Forum, Mitglied der Arbeitsgruppe zur Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs der DDR des Runden Tisches), Redakteur der Zeitschrift *Sklavens* seit 1994 – liefert Einblicke in die intellektuellen wie politischen Lernprozesse und eine nüchterne Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen politischer Opposition in diesem Gesellschaftstypus. Besonders interessant ist dabei zweierlei: der bewusste Übergang von den konspirativen Zirkeln der 70er Jahre zu der Suche nach halblegalen und legalen Möglichkeiten in den 80er Jahren. Zum anderen das Erkennen des potenziellen oder gegebenen Reform- und Protestpotenzials in der Parteintelligenz der SED und das Maß ihrer objektiven Gemeinsamkeiten mit den illegalen, halblegalen und legalen Oppositionsgruppen, die sich erklärt antistalinistisch verstanden.

Einzelfallstudien über die Kulturszene im Prenzlauer Berg (Lothar Feix), die Umweltbewegung (Christian Halbrock), die Offene Arbeit Berlin und Kirche von unten (Dirk Moldt), den Anti-IWF-Kongress 1988 im Osten (Herbert Mißlitz), die Überprüfung der Kommunalwahlen-Ergebnisse 1989 in Leipzig (Beate Broßmann), DDR-Frauengruppen zwischen östlicher Bürger- und westlicher Frauenbewegung (Samirah Kenawi), Lesbenbewegung in der DDR (Marinka Körzerndörfer), neofaschistische Aktivitäten und antifaschistische Selbstorganisation in der DDR (Dietmar Wolf), Demokratieversuche der Belegschaften in den DDR-Betrieben zwischen Oktober 1989 und Januar 1990 (Renate Hürtgen) sowie über den Umgang mit Verrat in den eigenen Reihen (Rüddenklau) – regen zu weiterführenden gesellschaftspolitischen und auch theoretischen Überlegungen über gesellschaftliche Opposition an.

Besonderes theoretisches Interesse verdienen in diesem ersten Themenblock über »Opposition und Bürger(innen)bewegung im real existierenden Pseudosozialismus« die Beiträge von Erhard Weinholz und Thomas Klein. Beide waren mehrere Jahre Mitarbeiter im Akademie-Institut für Wirtschaftswissenschaften, seit den 70er Jahren in konspirativen Gruppen tätig – Klein deswegen 1979/80 auch verhaftet – und seit 1989/90 exponierte Vertreter der Vereinigten Linken. Weinholz zeichnet ideologiekritisch seinen eigenen Selbstverständigungsprozess über die DDR-Gesellschaft und den Marxismus-Leninismus an Hand authentischer Aufzeichnungen von Januar 1986 bis Dezember 1989 als »Erinnerung an meine Schwierigkeiten, mit der Denkweise des autoritären Sozialismus



zu brechen« (135-52) nach. Klein analysiert und problematisiert die Widersprüchlichkeit der wohl innovativsten Institution der Wendezeit: des zentralen Runden Tisches (222-43).

Verdienstvoll ist auch der zweite Teil »Kritik der pseudosozialistischen Ökonomik« (255-326). Die Beiträge von Johanna Link, Sebastian Gerhardt (»Die Hebelwirtschaft der DDR ...«) und Stefanie Hürtgen (»Lässt sich mit der Fordismus-Analyse die DDR-Gesellschaft erklären?«) versuchen ungeachtet herrschender Klischees den tatsächlichen Funktionsmechanismus der DDR-Wirtschaft zu ergründen. Wem gehört das Volkseigentum, der Charakter der Arbeitskraft, der Staat als Unternehmer, das Dilemma zwischen Akkumulations- und Konsumtionsfonds im Wettstreit mit dem Westen, das ökonomische Grundgesetz, die führende Rolle der Partei auch in der Wirtschaft, Ware, Wert und Wertgesetz, das Leistungsprinzip, die DDR-Wirtschaft als tayloristische Produktion, die Reproduktion der Gesamtgesellschaft als Reproduktion des Betriebs, Mangelwirtschaft und »passive Stärke« der Arbeitskraft – sind als aufgeworfene und behandelte Frage- und Problemstellungen wert, mit Blick auf künftige Perspektiven weiterverfolgt zu werden.

Der abschließende dritte Teil (»Gestern und heute: die Mühen der Sümpfe«; 327-440) mit Beiträgen von Sabine Schaaf, Gerold Hildebrand (»Wehrpflichtverweigerer damals und heute«), Oliver Kloss (über den »Wert der Erwerbsarbeit«) und Joern Boewe, Hans Jochen Vogel, Gehrke (»Krise bleibt – oder total global«) weitet den Blick zu der zu gewinnenden weltweiten Perspektive und zu den sich nach 1989 eröffnenden Alternativen. Es werden keine fertigen Lösungen oder Wege dahin angeboten. Aber der Band vermittelt historischen Optimismus, der nicht auf Phrasen gründet, sondern sich aus Analysen herleitet. Gehrke – als Ökonom in den 70er Jahren ebenfalls wissenschaftlicher Mitarbeiter am entsprechenden Akademie-Institut und Mitglied konspirativer Zirkel sowie Aktivist der Vereinigten Linken in den gesellschaftlichen Umbruchzeiten – beginnt seinen Abschlussbeitrag mit dem brechtschen Lob der Dialektik: »Das Sichere ist nicht sicher. So, wie es ist, bleibt es nicht« (417) und schließt mit Volker Brauns optimistischer Erinnerung: »Wir haben, geschlagen wie wir sind, unsere Kraft geschmeckt, die Macht der Menge, wir haben einen Staat verschwinden gemacht, wir haben die Ämter geöffnet. Wir erinnern uns für einen Moment ›der Zukunft‹, es hat sie gegeben« (437). – Ein Buch wider den Zeitgeist.

Helmut Steiner (Berlin)

**Czichon, Eberhard, und Heinz Marohn: Das Geschenk.** Die DDR im Perestroika-Ausverkauf. Ein Report. PapyRossa Verlag, Köln 1999 (547 S., br., 48,- DM)

Die Verfasser haben insbesondere die politischen Ambitionen der US-amerikanischen und bundesdeutschen Außenpolitik gegenüber der Sowjetunion und der DDR nachzuzichnen versucht; dabei vermitteln sie Einsichten in die Destabilisierungs-Strategien des Westens und die langfristige Anlage einer auf die deutsche Einheit und die Zerstörung des Sozialismus ausgerichteten Politik. Leider schlägt diese Herangehensweise in dem Moment um, da die Autoren ihr (z. T. bisher unveröffentlichtes) Material zu verdichten suchen. Keineswegs tragen sie nur strittige Thesen vor (10). Vielmehr suchen sie die Provokation und denunzieren alle, die ihrer Meinung nach Schuld am Lauf der Dinge tragen – nicht nur den »Klassengegner«, sondern vor allem die bewussten und unbewussten Helfershelfer unter linker Flagge in der DDR und im Kreml. Ihr »Report« über den Untergang der DDR wird zum spannenden, schlüssig gemachten Thriller. Hier kommt alles vor, was ins Genre gehört: Verschwörungstheorien, Verräter, professionelle und Freizeit-Agenten der Geheimdienste aller Länder, Feiglinge, Verräter, Inkompetente und Statisten an den Schalthebeln der politischen Macht oder auf dem Wege zu diesen. Natürlich, »so könnte es gewesen sein« ... Aber wissenschaftlich ist dies nicht.

Die Verf. glauben, dass es in der DDR nicht um eine wie immer geartete Revolution gegen einen auch von ihnen als reformbedürftig angesehenen Realsozialismus ging,

sondern von vornherein um »Konterrevolution« (389). Die Perestroika figuriert als »Katastroika«. Es fehlt eine differenzierende Sicht auf Entwicklungsetappen und Umschlagpunkte einer notwendigen Reformbewegung. Erst ab einer bestimmten Stufe geriet diese unter Kontrolle von Politik und Kapital Westdeutschlands. Dann kam es statt eines Modellwechsels des Sozialismus zu einem Systemwechsel hin zu einem kapitalistischen System, welches wiederum über zivilisatorische Errungenschaften verfügt, die genau wie die des Realsozialismus nicht einfach negiert werden können.

Das besondere Augenmerk der Verf., ja ihr Hass gilt den »Perestroikianern« in der SED, vor allem den Vertretern des modernen »Sozialismus-Projekts« der Berliner Humboldt-Universität. Durch deren Versuch, die SED von unten her zu reformieren, hätten sie den eigentlichen Verrat begangen; sie seien der verlängerte Arm Gorbatschows und seiner Demontage-Politik des Sozialismus. »Wer von den SED-Perestroikianern im Herbst 1989 kritiklos den Weg Gorbatschows gehen wollte, [...] musste mit seinen eigenen Hoffnungen auf einen besseren Sozialismus in der DDR in Widerspruch geraten.« (165) Das hätten auch Egon Krenz, Markus Wolf und Hans Modrow erfahren müssen. Letztlich hätten vor allem die kritischen Intellektuellen in der SED »in ihrem verbissenen Kampf um die Destabilisierung der SED-Parteiführung [unter Krenz] ... dabei mitgeholfen, den (früh)sozialistischen Staat für das deutsche Großkapital sturmreif herzurichten« (269). Diese Kräfte hätten sich dann im Dezember mit einem »Parteiputsch« an die Spitze der Partei gebracht und mit dem Außerordentlichen Parteitag ein »ideologisches Chaos« angerichtet, gar den »Höhepunkt der Destabilisierung der DDR« zu verantworten (288). Als bloße Marionetten Moskaus hätten sie dafür gesorgt, dass es nicht gelang, die Arbeiterklasse gegen das Verschenken der DDR durch Gorbatschow und für einen eigenständigen sozialistischen Weg der DDR zu mobilisieren.

Die Verf. entwickeln ein sich marxistisch gebendes Geschichtspanorama der Schicksalsmonate der DDR, in dem seltsamerweise allein die historischen Persönlichkeiten – ob an der Spitze der Partei oder in der intellektuellen Arbeit – der entscheidende Faktor sind. Dass im Herbst 1989 Hunderttausende, ja Millionen auf die Straße gingen und für eine Reform der DDR eintraten, aber dann bei vielen nach dem Mauerfall die Stimmung gegen erneute ungewisse Experimente umschlug, irritiert die Autoren wenig. Sie wollen gegen Geschichtslegenden antreten und verbreiten ebensolche. Vor allem von der Revolution gegen ein gescheitertes, pervertiertes Sozialismusmodell wollen sie nichts wissen. Ihr Problem ist die von ihnen geleugnete Notwendigkeit einer revolutionären Überwindung des praktizierten Sozialismus mit seiner führenden Partei, seiner bevormundenden »Demokratie«, seiner wichtiger Triebkräfte beraubten Wirtschaft und seiner versteinerten, weitgehend reformunfähigen Ideologie. Derart tragen sie zur Diskussion um die Erneuerung eines freiheitlichen Sozialismus nichts bei.

Stefan Bollinger (Berlin)

**Roesler, Jörg: Zum Anschluss von Staaten in der modernen Geschichte.** Eine Untersuchung aus aktuellem Anlass. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M 1999 (378 S., br., 98,- DM)

»Keinen Anschluss unter dieser Nummer!« – mit dieser Parole protestierte im Frühjahr 1990 die Bürgerbewegung in der DDR gegen deren Vereinnahmung durch die BRD, dabei sowohl auf die nazistische Okkupation Österreichs wie auf einen Werbespruch der bundesdeutschen Telefongesellschaft anspielend.

Roesler spricht von Anschluss, »wenn eine Region oder ein Staat de facto Bestandteil eines anderen wird. [...] Die Bevölkerung des angeschlossenen Gebietes wird den Bewohnern des Hauptlandes rechtlich gleichgestellt. Nach dem Anschluss kommt es zu einer fast vollständigen Angleichung der politischen, administrativen, juristischen, überwiegend auch der sozialen und wirtschaftlichen Strukturen des Anschlussgebietes an die

im Hauptland bereits existierenden« (18/19). Davon sei ein Zusammenschluss mit einem Verschmelzen der Strukturen der beiden in diesem Falle eher gleichberechtigten Partner ebenso zu unterscheiden wie die »Kolonialisierung«, die eine Eroberung voraussetzt und verbunden ist mit der »Diskriminierung (besonders juristischen Nicht-Gleichberechtigung) der unterworfenen Bevölkerung« (20). Roesler vergleicht 12 historische Anschlussfälle, darunter die Union von Schottland und England (1707), den Anschluss Kataloniens an Kastilien (1714), Österreichs ans »Dritte Reich« (1938), die Rückgliederung des Saarlandes in die BRD (1957), den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik (1990) und als jüngstes Beispiel Hongkongs »handover« an die Volksrepublik China (1997). Andere Fälle werden kursorisch behandelt (z. B. die Übernahme Elsass-Lothringens zwischen 1871 und 1918) oder mit Blick auf künftige Entwicklungen (die beiden Korea bzw. China und Macao sowie Taiwan).

Bereits ein erster Blick in dieser Perspektive bestätigt, dass die deutsche Einheit von 1990 nicht so einmalig dasteht, wie in jenen Tagen von den verantwortlichen Politikern entschuldigend behauptet wurde. Aber Verf. erinnert auch daran, dass in den meisten der aufgeführten Fälle bis zur Gegenwart offene Fragen, Ressentiments und Konflikte zwischen den beteiligten Seiten weiterbestehen. Und er verweist darauf, dass eine Reihe dieser Anschlüsse keinen Bestand hatten, weil »der Anschluss [...] keine Einbahnstraße mit sicher vorherbestimmbarem Ausgang« (15) ist: Der Fall Belgien, das Schicksal der Tschechoslowakei, die Rückgängigmachung der Eingliederung Estlands und Österreichs in die angrenzenden aggressiven Großmächte.

Konstitutiv für alle genannten Anschlüsse (ob erfolgreich oder nicht) ist, dass sich »beim Anschließter [...] auf dem Gebiet der Administration und der Rechtssprechung, in seinem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen (so gut wie) nichts (ändert)« (111). Folgen sind nicht nur, dass die bisherigen Strukturen und ihre Akteure nichts mehr gelten und teilweise ausgeschaltet werden; der Import einer neuen, als arrogant empfundenen und meist auch so auftretenden Elite erfolgte. Die bisherigen Institutionen und damit auch die kommunikativen und sozialen Strukturen der Gesellschaft, letztlich Lebensweise und Grundüberzeugungen werden zu verdrängen versucht. Besonders problematisch erweist sich die Eingliederung der Wirtschaft in das neue Gebilde. Wenn es zur totalen Übernahme der Wirtschafts- und Eigentumsstrukturen durch die Anschließter kommt (extrem eigentlich nur in Estland und in der DDR erfolgt, in Hongkong auf 50 Jahre ausgesetzt), dann geht auch die ökonomische Basis der neuen Gesellschaft in die Brüche. Langfristige »Ambivalenzen«, wie Roesler es nennt, sind vorprogrammiert. (Es gibt offenkundig nur wenig Beispiele, wie die Eingliederung des Rheinlandes und des Saarlandes, einer gelungenen Einheit auf dieser Grundlage.)

Die ostdeutschen Erfahrungen zeigen, dass, was verkehrt gemacht werden kann, auch verkehrt gemacht wurde: Die Entwertung der alten politischen, wirtschaftlichen, vor allem aber sozialen Strukturen und damit der Identität, der Elitenaustausch, die Zerstörung einer maroden, aber lebensnotwendigen Wirtschaftsstruktur. Die Ausblicke auf mögliche Fristen eines Heilens dieser Schäden fallen vor dem Hintergrund der Vergleichsbeispiele ernüchternd aus. Die Hoffnung auf die nachwachsenden Generationen als Träger des neuen Einheitsgedankens hat sich oft nicht erfüllt. Oft waren es Sprachunterschiede und Sprachpolitik sowie die Frage des (religiösen) Bekenntnisses, die das Zusammenwachsen behinderte. Das scheint für Ostdeutschland auch im säkularen Sinne angesichts der kulturellen und Sozialisationsunterschiede mit eindeutig sozialistischen Einsprengeln durchaus zutreffen – wie in anderen Fällen eine als normal zu beobachtenden Wiedergewinnung einer eigenständigen Identität bei durchaus rationaler Bejahung der eigentlichen Einheit. Fremdgebliebene Eliten gab es nach deren Wechsel immer. Letztlich entschieden wirtschaftliche Faktoren über den Erfolg des Zusammenwachsens. Auch

hier hat Deutschland schlechte Aussichten. Bessere ergäben sich nach Roesler durch: die Sicherung einer wirtschaftlichen Basis für Ostdeutschland mit einer »strukturierten staatlichen Investitionsförderung für private Unternehmen«; die Besetzung von »Top-Elite-Positionen in Ostdeutschland mit Einheimischen« und die »Aufhebung der rechtlichen Sonderbehandlung der Ostdeutschen« (die eigentlich Ausdruck einer Kolonialisierung ist) (346-49). Es könnte sich noch manches ändern, wenn die ostdeutschen Stimmen Gehör fänden.

Stefan Bollinger (Berlin)

**Klein, Fritz: Drinnen und Draußen.** Ein Historiker in der DDR, Erinnerungen. S. Fischer, Frankfurt/M 2000 (376 S., Ln., 39,80 DM)

Fritz Klein gelingt es, den wohlfeilen Angeboten der narrativen Muster auszuweichen, wie sie sich bei den äußeren Umständen seiner Vita hätten aufdrängen können: z. B. etablierter DDR-Historiker im Feld der besonders ideologieverdächtigen Geschichte des 20. Jh. gegen alle arbeitsrechtlichen Regeln geschasster Chefredakteur der wichtigsten Geschichtszeitschrift des Landes in den 50er Jahren und mithin ein Opfer stalinistischer Willkür; Kind einer erst Anfang der 20er Jahre aus Siebenbürgen nach Berlin zugewanderten Familie mit eher nationalkonservativem Hintergrund zur Erklärung von kultureller Fremdheit in der schnell provinziell-proletarisch aufrumpfenden DDR-Gesellschaft; Grandseigneur mit bildungsbürgerlichen Tugenden und international gespanntem Freundes- und Kollegenkreis. Ihm ist die Gefahr solcher Klischees bewusst, und er wählt keines als durchgehenden roten Faden für eine durch ihre Ehrlichkeit bestechende Geschichte. Vielmehr führt er vor, dass auch Lebensläufe in der DDR dem Prinzip der biografischen Diskontinuitäten und selbstwidersprüchlichen Entwicklungen folgten, das scheinbar erst die Postmoderne hoffähig gemacht hat. Ein Prolog über »Späte Einsichten« signalisiert den Bruch, der gewohnten Denkbahnen im Jahre 1989 durch die Herausforderung von außen zugefügt wurde. Dass Klein damit einsetzt, zeigt die Prominenz dieses Umbruches für sein Leben; aber schon die Gliederung der Kapitel zeigt, dass sich keineswegs alles um die große Wende gruppieren lässt.

Der Geburtsjahrgang 1924 sortiert seine Biografie auf besondere Weise: Die Kinderjahre reichen über die Zäsur von 1933; die anschließenden Jugendzeit ist geprägt vom Krieg, den der Gymnasiast nach dem Abitur zu Ostern 1942 auch für sich unausweichlich kommen sah. Um Arbeitsdienst oder einer Einziehung zur Infanterie zu entgehen, meldete er sich – vor Stalingrad – freiwillig zu den Nachrichtentruppen, was ihn für 29 Monate in Hitlers Armeen an der Ostfront »funktionieren« ließ (87). Nicht von militärischen Glanzleistungen oder offen oder heimlich widerständigem Verhalten ist hier die Rede, vielmehr findet der Leser eine ernsthafte Ergründung des »Mitmachens« – trotz allen Widerwillens gegen die Primitivität der Vorgesetzten und den tiefen Zweifeln an Erfolgsaussicht und Berechtigung des Krieges. Hier wird der entscheidende Vorzug dieser Erinnerungen gegenüber den konfektionierten Biografien sichtbar: Statt einer Auflistung der herausragenden Situationen und Begegnungen mit gleichermaßen wichtigen Zeitgenossen und der zweifelsfrei vorhandenen (und gelegentlich erwähnten) Erfolgen bieten sie Plädoyers dafür, die Entscheidungssituationen mit ihrem Für und Wider zu rekonstruieren, aus denen sich der Zickzack-Kurs eines Lebens zusammensetzt.

Das Kriegsende 1945 erforderte einen »Neubeginn« (Kap. III): »So schnell wie möglich wollte ich nach den verlorenen Jahren zu einer sinnvollen Tätigkeit kommen, was nach Neigung, Herkunft und Erziehung wie selbstverständlich bedeutete, ein Universitätsstudium aufzunehmen.« (101) Die Entscheidung für ein Engagement in der sowjetischen Besatzungszone nach dem Intermezzo einer Immatrikulation in Göttingen hatte zunächst familiäre Gründe, denen sich aber bald der Eintritt in eine neue Erfahrungswelt hinzufügte, die der Kontakt mit der SMAD und deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten

formte. In einigen wenigen Anekdoten – vom fundamentalistischen Pfarrer, an dem die Herausforderung des Historischen Materialismus ebenso wie der Darwinismus einfach abgeprallt war, bis zum traditionsbewussten Ordinarius der deutschen Sprachgeschichte, der seine Vorlesung ohne jeden Bezug auf die jüngsten Ereignisse einleitete – wird spürbar, worin die Attraktivität des für Klein völlig neuen Milieus marxistisch ausgerichteter Intellektueller und Parteimitglieder der SED lag: im weitgehenden Versagen der Alternativen. Sein Studium (1946-1952) vollzog sich noch unter dem Eindruck der unentschiedenen Konflikte an den Universitäten der SBZ. Die Entscheidung für die Marxisten unter seinen Lehrern war eine ebenso bewusste wie freiwillige, nicht die Akzeptanz des einzig Vorhandenen. Eine scheinbar kleine Geschichte beleuchtet die Verhältnisse: des Autors Teilnahme an einer Kommission, die sich 1947 mit einem obrigkeitsskritischen Papier seines Kommilitonen Friedrich Wolff auseinandersetzen sollte. Er trat für die Zulässigkeit der Kritik an Personenkult und Unattraktivität der SED-Propaganda ein und wehrte die Attacke der Hardliner mit ab. Doch in der Rückschau drängt sich ihm auch hier die Frage auf, ob nicht eine Zuspitzung des Konfliktes bis zur Entscheidungsfrage, welches Parteiverständnis überhaupt künftig gelten solle, angemessener gewesen wäre. Das Motiv für solchen Zweifel ist nicht vorrangig die spätere Einsicht, sondern die aus der Identifikation mit dem sozialistischen Experiment erwachsende Sorge um dessen Tendenz zur Selbsterstörung.

Der Kampf gegen törichte Beschränkungen, die sich die Historikerschaft seit den 50er Jahren von der Parteiführung anlegen ließ und selbst anlegte, ist das Thema auch der Kapitel über Kleins Arbeit am Museum für deutsche Geschichte, als Redakteur der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft und schließlich über drei Jahrzehnte an der Akademie der Wissenschaften. Eine »Orientierung auf Gleichheit, Gerechtigkeit, Demokratie und Frieden« schien ihm bei aller Einsicht in die Defizite der beobachtbaren Wirklichkeit Systemeigenschaft der DDR zu sein, so dass eine Karriere als Widerstandskämpfer nicht in Frage kam; Reformen im Sinne eines »undogmatisch aufgefassten Marxismus« wurden sein Lebenscredo (143). Mit dieser Identifikation hängt auch das differenzierte Verhalten gegenüber der Stasi zusammen: Eine Weitergabe von Kenntnissen über die »anderen«, über Institutionen des Auslandes (vornehmlich der USA) schien ihm gerechtfertigt, weil er der Gegenseite eine Waffengleichheit der Möglichkeiten und Gelüste zur Informationsbeschaffung unterstellte. Die Bespitzelung von Kollegen dagegen passte nicht zu seinem Verständnis der neuen Gesellschaft; der stalinschen These von der Verschärfung des Klassenkampfes, die zur Grundlage einer immer weiter expandierenden geheimdienstlichen Kontrolle der Gesellschaft wurde, trat er offen entgegen. Man findet von dieser Grundüberzeugung Linien zu Kleins Forschungsgegenständen (I. Weltkrieges; Friedensbewegungen) wie zu seinem wissenschaftspolitischen Verhalten (Förderung des undogmatisch ausgerichteten Nachwuchses und der Internationalisierung der wissenschaftlichen Kommunikation).

Für eine Geschichte der DDR, die sich nicht mit der Unterteilung in Bösewichte (oben), Lichtgestalten und unschuldig Verführte (unten) zufrieden geben will, wird es sich lohnen, den Hinweisen in den kleinschen Erinnerungen nachzugehen, die zu einer Periodisierung des Verhaltens der systemerhaltenden Reformer anregen. Denn deren Spielraum war unterschiedlich bemessen, vor allem aber ihre Vernetzung und Mobilisierbarkeit denkbar gering. Das intellektuelle und moralische Potenzial blieb in den vorgegebenen Institutionen eingeehgt (wofür die SED-Führung mit flexiblem Machtinstinkt erhebliche Anpassungsleistungen erbrachte) statt in den Aufbau einer gegenkulturellen Option umzuschlagen.

Wer Kleins Interventionen nach 1989 und das Wirken seiner akademischen Schüler beobachtet, wird jedoch noch auf eine zweite Dimension des »Was bleibt?« verwiesen –

intelligente Lösungen bei der Transformation der ostdeutschen Gesellschaft sind nicht ohne die gedankliche Vorbereitung vor Ort denkbar. Nach der Revolution wirken die reformorientierten Kräfte aus dem Ancien Régime zuweilen als zu wenig konsequent, und dieser Selbstzweifel gehört zum Grundton der Memoiren. Aber über dieser Einschätzung wird oft vergessen, dass auch die nicht realisierten Blaupausen der Reformen von einst bei geeigneter Gelegenheit wieder ins Gedächtnis gerufen werden.

Matthias Middell (Leipzig)

## Ökonomie

**Luttwak, Edward: Turbo-Kapitalismus.** Gewinner und Verlierer der Globalisierung. Europa Verlag, Hamburg-Wien 1999 (448 S., Ln., 49,80 DM)

Luttwak, wissenschaftlicher Politikberater (am *Center for Strategic and International Studies*, Mitglied der *National Security Group* des US-Verteidigungsministeriums sowie des Instituts für Finanz- und Währungspolitik des japanischen Finanzministeriums), gehört zur zunehmenden Zahl konservativer Stimmen, die davor warnen, dass der Neoliberalismus die Bestandsvoraussetzungen des Kapitalismus untergräbt. Die jeder politischen Kontrolle durch den Staat und andere gesellschaftliche Akteure (z.B. den Gewerkschaften) entzogene wirtschaftliche und technologische Entwicklung – dies meint Luttwak, wenn er davon spricht, dass der alte »kontrollierte Kapitalismus« (63f) durch den neuen »Turbo-Kapitalismus« abgelöst wird – mag zwar die ökonomische Konjunktur beleben, birgt angesichts der zunehmenden sozialen Desintegration mittel- und langfristig jedoch auch die Gefahr unkalkulierbarer politischer Gegenreaktionen. In Bezug auf die USA sind soziale und emotionale Vereinsamung (104), Verunsicherung der Mittelklassen (123f) und der Zusammenbruch der Familie (344f) nicht mehr zu übersehen. Noch krasser sind die (absehbaren) sozialen Effekte in einigen Gesellschaften Westeuropas und Südostasiens (187ff) und in der »Dritten Welt«. Mit der Übernahme turbo-kapitalistischer Prinzipien vollzieht sich hier wie dort ein tiefer Bruch in der kulturellen und politisch-regulativen Reproduktion. Der Autor beobachtet mithin einen umfassenden Prozess der gesellschaftlichen Destabilisierung, der nach dem Ende des »Kalten Krieges« durch das verschlechterte Klima in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen »extern« forciert wird (239ff). Gestützt auf die Liberalisierung der nationalen Waren-, Geld- und Kapitalmärkte stimuliert die Ideologie des Freihandels nicht mehr nur einen verschärften Produktwettbewerb, vielmehr werden tendenziell alle Produktionsfaktoren, auch die Löhne, in die neue globale Konkurrenz einbezogen (297).

Die politische Linke – für Luttwak die modernisierte Sozialdemokratie – steht diesen Entwicklungen hilflos und passiv gegenüber. Denn gesellschaftspolitisch packen die neuen Sozialdemokraten ihre konservativen Vorschläge in eine liberale Rhetorik (164), wirtschafts- und finanzpolitisch übernehmen sie einfach die Glaubenssätze eines orthodoxen Monetarismus (312ff). In dieser Unfähigkeit, »mit den Herausforderungen des Turbo-Kapitalismus fertig zu werden« (379), sieht der Autor den Kern einer tiefen Krise der Politik, die nicht zuletzt in Westeuropa den Nährboden für einen neuen Populismus bzw. »aufpolierten Faschismus« bereit stellt (381).

Luttwak liefert eine empirische Zwischenbilanz der globalen kapitalistischen Restrukturierung. Die wesentliche Triebkraft des Turbo-Kapitalismus verortet er in der Kombination von Informationstechnologie und einer Politik der Marktentfesselung. Die Verknüpfung von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen auf der einen und der globalen marktgetriebenen Modernisierung auf anderen Seite wird analytisch jedoch kaum durchdrungen. Das Buch reicht daher kaum über die Erörterung der für

Luttwak zentralen Problemstellung der heutigen Zeit hinaus: nämlich die Produktivitätspotenziale des Kapitalismus zu fördern (348), die negativen Begleiterscheinungen im Rahmen einer »neuen politischen Ökonomie« »intelligent« zu zähmen (381). Letztlich erfährt man weder etwas darüber, wie dies konkret aussehen könnte, noch wird die innere Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Entwicklungsdynamik – das Verhältnis von Zivilisations- und Destruktionspotenzialen – systematischer rekonstruiert.

Hans-Jürgen Bieling (Marburg)

**Krugman, Paul: Die Große Rezession.** Was zu tun ist, damit die Weltwirtschaft nicht kippt. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1999 (237 S., Ln., 49,80 DM)

Aller Wachstums- und Börseneuphorie zum Trotz, hört es nicht auf heranzuspoken – das Gespenst einer »großen« Weltwirtschaftskrise. Zwar hat das Krisenmanagement die seit Anfang der 90er Jahre über den Globus vagabundierenden Finanz- und Wirtschaftskrisen bislang bewältigt, aber es gibt keinerlei Garantie, dass dies angesichts der spekulativen Kapitalströme und der mit ihnen verbundenen Gefahren auch in Zukunft funktioniert. Zumindest wachsen die Zweifel, ob aus der »Großen Depression« der 30er Jahre die richtigen Lehren gezogen wurden. In diesem Zusammenhang will Verf. – der immer wieder als Anwärter auf den Nobelpreis gehandelt wird – »System« in die Analyse der Wirtschaftskrisen bringen (12), und dies auf eine dem »breiten Publikum [...] verständliche Weise« (13). Neben diesem besteht ein weiterer Vorzug der krugmanschen Analyse darin, sich den modischen Erklärungen der Ursachen – von »politischer Unfähigkeit« bis zur »Vetternwirtschaft« – zu verweigern und herauszustellen, dass die Krise »jeden« treffen kann, wenn auch die entwickelten Volkswirtschaften dagegen besser gewappnet sind (210). Im Mittelpunkt der Argumentation Krugmans steht dabei das »Vertrauensproblem«. Ist erst einmal ein Vertrauensverlust eingetreten, kann im Zeitalter weitgehend unregulierter globaler Kapitalmobilität kaum eine Regierung der heraufziehenden Krise wirkungsvoll begegnen – im schlimmsten Fall entsteht eine »sich selbst verstärkende Panik« (128/136). Hier zeigt sich in besonderer Weise der grundsätzliche Unterschied zwischen verschiedenen Ländergruppen. »Für Länder der Ersten Welt ist ein freier Wechselkurs in der Tat eine Lösung, weil die Märkte diesen Ländern einen hinreichenden Vertrauensvorschuss gewähren. Nicht aber den Dritte-Welt-Ländern.« (149f) Durch den Zwang, Vertrauen zu schaffen, werden selbst Maßnahmen legitim, »die unter normalen Umständen absolut widersinnig wären« (152). Diese Anomalie der Umstände wird nicht zuletzt durch die Funktionsweise moderner Finanzspekulation herbeigeführt. Die gewaltigen Geldmengen, mit denen von Hedge-Fonds auf Währungsabwertungen oder einen Kursverfall an den Börsen spekuliert wird, können selbst Regierungen in der OECD-Welt in die finanzpolitischen Knie zwingen. Dass vermittelt über den Fiskus der Steuerzahler haftbar gemacht wird für wirtschaftliche Wagnisse, ist bei Krugman schließlich das dritte wesentliche Moment zur Beförderung von Krisen – »Verführung zum Risiko (moral hazard)« (95f) – besonders dort, wo die Verflechtungen von Wirtschaft und Politik besonders eng sind.

In seinen Vorschlägen – »damit die Weltwirtschaft nicht kippt« – argumentiert Krugman im keynesianischer Tradition. Für die Regierungen aller Länder gilt es, entschlossen zu handeln und keinerlei Zweifel an ihrer Entschiedenheit aufkommen zu lassen. Nur wenn die Spekulanten wissen, dass die Regierenden den einmal eingeschlagenen Kurs durchhalten werden, kann ihnen der Wind aus den Segeln genommen werden. Gegen Hedge-Fonds und die von ihnen verursachten »alptrahhaften Zustände« (210) helfen freilich nur »entsprechende Schutzeinrichtungen«, die durch die Politik geschaffen werden müssen. Die weiteren Maßnahmen hängen vom Status eines Landes ab. Industrieländer sollten den Währungskurs freigeben, eine leichte Inflation zulassen und im Krisenfall die Zinsen drastisch senken. Für Entwicklungsländer ist die Abwehr von Krisen schwieriger –

»für sie gibt es Krisenschutz nicht zum Nulltarif« (210). Ihnen empfiehlt Verf. einen realistischen festen Wechselkurs zu einer Leitwährung, der im Krisenfall durch eine rasche und »ausreichend große« Abwertung zu korrigieren wäre. Unter Bedingungen extremer Krisenverläufe seien sogar (zeitlich begrenzte) Kapitalverkehrskontrollen opportun. Keinesfalls dürften jedoch die Zinsen erhöht werden. Alle diese Maßnahmen hätten freilich jeweils spezifische Nachteile, die von Entwicklungsländern allerdings aufgrund ihrer schwachen weltwirtschaftlichen Position in Kauf genommen werden müssten.

Bei aller Leichtigkeit, mit der Verf. Krisenverläufe seziert und Lösungsvorschläge präsentiert, bleibt er die Antwort auf jene Frage schuldig, die er in etwa 20 Varianten stellt: »Warum geraten Marktwirtschaften in Rezessionen?« (24) Was er über die Krisenursachen in kapitalistischen Geldwirtschaften verbreitet, erschöpft sich in zwei Glaubenssätzen. Erstens, wer *richtig* nachdenkt, der wird rasch einsehen, »dass eine Rezession überhaupt nichts Normales« ist (24f); bei *richtiger* Wirtschaftspolitik sind Krisen daher vermeidbar. Zweitens, falls sie trotzdem entstehen, dann, »weil die Leute ihr Geld [...] lieber horten« (29). Die Frage, *warum* »die Leute« sich derart *unvernünftig* verhalten, wird nirgends gestellt – Rezessionen sind »Unterkonsumtionskrisen«, und fertig! Mit wenig Tiefgang wird auch die Rolle des Internationalen Währungsfonds (IWF) während der jüngsten Krisen behandelt. Verf. erklärt die krisenverschärfende IWF-Rezeptur – »Steuern erhöhen, Staatsausgaben senken, hohe Zinssätze halten, plus Hoffen auf Besserung« (193) – allein aus der »Angst vor Spekulanten« und dem unbedingten Bemühen, das »Vertrauen der Märkte« wiederzuerlangen (154f). Dass mit dieser Roskur – über die erzwungene Sozialisierung von ursprünglich privaten Schulden – auf Kosten der Menschen in den betroffenen Dritte-Welt-Ländern die Rettung der Gläubigeransprüche von Banken aus Industriestaaten betrieben wurde, ist ihm fremd. – Insgesamt macht Verf. aber klar, dass eine Strategie, die den Unwägbarkeiten moderner Finanzmärkte Rechnung trägt, mehr mit keynesianischer Politik als mit den Wohlstandsverheißungen entfesselter Marktkräfte zu tun hat. Wer als Wissenschaftler oder Politiker die fragile weltwirtschaftliche Konstellation nicht der »Tragik toter Hände« (Luhmann) überlassen will, sollte heute offenbar – wenn nicht Marxist – wenigstens Keynesianer sein. Arndt Hopfmann (Magdeburg)

**Huffschmid, Jörg: Politische Ökonomie der Finanzmärkte.** VSA-Verlag, Hamburg 1999 (246 S., br., 28,80 DM)

Im Zentrum der Analyse steht die Funktionsweise und Krisenhaftigkeit moderner Finanzmärkte. Verf. ergreift Partei für ein Reformprojekt zu ihrer Stabilisierung durch eine länderübergreifende Kooperations- und Regulierungspolitik, um einerseits die seit der neoliberalen Deregulierungspolitik entstandenen Spekulationswellen einzuschränken, andererseits die Finanzmärkte wieder auf ihre vermeintliche Urfunktion zurückzuschrauben, nämlich auf unternehmerische Hilfeleistung für produktive Investitionen. Derzeit würden die deregulierten Finanzmärkte – wie die Asienkrise zeigte – »die Früchte jahrelanger Arbeit innerhalb weniger Tage zerstören«: »Wenn Banken oder andere Finanzunternehmen aus Gier und kurzfristigen Gewinninteresse unsachgemäß mit den Institutionen einer modernen Geldwirtschaft umgehen, kommt es zu Finanzkrisen. Diese produzieren Kettenreaktionen mit dramatischen Folgen.« (13) Huffschmid will also nicht, wie sonst üblich, die »Macht und Interessen der Finanzkonzerne hinter der Fassade allgemeiner Gesetze zum Verschwinden« bringen (16). Im ersten Kapitel wird der Finanzsektor in fünf Ebenen unterschieden, wobei der heutige Kreditmarkt (I), die Wertpapierfinanzierung (Aktien, Anleihen) (II), sowie der Sekundärmarkt für den Wertpapierhandel (III) als überwiegend nationale, keineswegs aber als vollständig internationalisierte Institutionen gefasst, während die Devisen- (IV) und Derivatmärkte (V) als internationalisiert angesehen werden, aber auf einige wenige Finanzplätze und -unternehmen konzentriert



bleiben. Allen gemeinsam ist jedoch die Ablösung der Investitionsfinanzierung durch das »Finanzinvestment« und den »Vorrang des *shareholder-value*« (37), was eine Entkoppelung »der Zeithorizonte zwischen stofflichen Akkumulations- und Produktionsprozessen auf der einen und Kapitalverwertung auf der anderen Seite« verursacht habe (14; vgl. 31ff). Dieser neue Charakter der Finanzmärkte wird v.a. durch die Expansion des Devisen- und Derivatemarktes und die damit verbundene Spekulation zu einer »Quelle zusätzlicher Verwundbarkeit und Instabilität des gesamten Systems« (36). Im zweiten Kapitel werden die unterschiedlichen Arten von »Finanzkonzernen« (Großbanken, Versicherungen, Investmentbanken, Pensionsfonds, Hedge-Fonds) identifiziert und ihre Kapitalstrategien (Rationalisierung, Konzentration/Zentralisation etc.) aufgedeckt.

Das dritte Kapitel zeigt die zentralen ökonomischen Veränderungen bei der Durchsetzung des Neoliberalismus und resümiert wie folgt: »Die Liquidierung des Nachkriegsreformismus vollzog sich über eine radikale Umkehr des Bezugsrahmens für nationale und internationale Politik: An die Stelle der binnenorientierten selbstbestimmten Entwicklung mit (hegemonial) kooperativ gestalteten Außenbeziehungen trat das Modell des durch unregulierte weltweite Konkurrenz fremdbestimmten Entwicklungsrahmens, den nationale Politik nicht gestalten kann, an den sie sich vielmehr bei Strafe des Untergangs anzupassen hat.« (119) Im folgenden Kapitel gibt Verf. eine Übersicht über die durch die politisch instruierte Vorherrschaft der Finanzmärkte entstandenen politik-ökonomischen Ungleichgewichte zwischen den westlichen Industriestaaten. Zugleich entwickelt er hier seine zentrale These von der neuen Qualität der heutigen Finanzkrisen: diese seien das »Resultat einer Akkumulationskrise bei gleichzeitig hohen Profiten als Resultat rabiater Umverteilung von unten nach oben. Dadurch entsteht ein zunehmender Kapitalüberschuss, der hektisch nach Verwertung sucht und dabei in immer riskantere und spekulative Finanzinvestitionen gelenkt wird.« (125f; vgl. 155-58) Zum Abschluss werden Reformvorschläge entwickelt, um einerseits die Krisenanfälligkeit des internationalisierten Finanzmarktes kurzfristig zu mildern, andererseits die Finanzmärkte politisch wieder regulierbar zu machen, damit sie so ihren verloren gegangenen Auftrag zur Gewährleistung des Wachstums im produktiven Unternehmenssektor erneut erfüllen können: »Die langfristige Reformperspektive besteht darin, den Finanzsektor wieder in den Prozess der gesellschaftlichen Reproduktion einzubinden, gegen den er sich in Form verselbständigter Finanzmärkte mit schädlichen Folgen gewendet hatte.« (170)

Das Buch besticht durch scharfe und auch für Einsteiger verständliche Analyse. Bedauerlich ist, dass Huffschmid in der Lehrbuch-Dichotomie von Real- und Geldsphäre verbleibt, weshalb das Geld im Gegensatz zu seiner selbstzweckhaft vermehrenden Funktionsweise auf den heutigen Finanzmärkten doch eigentlich »als Zahlungs- und Schmiermittel für den realen Güter- oder Dienstleistungsverkehr« fungieren müsste (120). Auf dieser Grundlage scheint mir aber eine grundsätzlichere Kritik des »Casino-Kapitalismus« kaum aufgebaut werden zu können. Christian Girschner (Stuhr)

**Menz, Wolfgang, Steffen Becker und Thomas Sablowski: *Shareholder-Value gegen Belegschaftsinteressen*. Der Weg der Hoechst-AG zum »Life-Sciences«-Konzern. VSA-Verlag, Hamburg 1999 (219 S., br., 32,80 DM)**

Am Konzernumbau der Hoechst AG, die jüngst mit Rhône-Poulenc zu Aventis fusioniert ist, sind, wie die spannende und theoretisch pointierte Studie zeigt, exemplarische Entwicklungstendenzen zu beobachten. Dabei ist der Strukturwandel der chemischen Industrie nur vor dem Hintergrund der Krise des Fordismus und neoliberaler Globalisierung zu verstehen. Da Geldvermögensbesitzer seit den 70er Jahren vermehrt Kapital in kurzfristige Anlagen lenken, treten Unternehmen bei ihrer Refinanzierung in einen direkteren Vergleich mit deren Renditeerwartungen. Hohe Aktienkurse werden zur zentralen

Orientierungsgröße für das Konzernmanagement und dienen als Instrument für die Übernahme von Unternehmen bzw. bieten Schutz vor feindlichen Übernahmen. Entscheidendes Merkmal der Restrukturierung ist der Bedeutungszuwachs des Finanzkapitals, das mit dem industriellen Kapital um die Verteilung des produzierten Mehrwerts konkurriert. Das Verhältnis von Finanz- und Industriekapital bleibt dabei widersprüchlich: Sie sind aufeinander angewiesen und gleichzeitig im Kampf um den Mehrwert dauerhaft verstrickt. Die Steigerung des sog. Shareholder Value, d.h. die Aktiendividende und v.a. die Wertsteigerung der Aktien, wird zum vorrangigen Unternehmensziel und ist Ausdruck der veränderten Kräfteverhältnisse »zwischen Finanz- und Industriekapital und bestimmter Formveränderungen des Finanzkapitals.« (32) (Wobei der Aktienkurs entscheidend von den Zukunftserwartungen der Kapitalmarktakteure abhängt.) Damit haben sich die Finanzierungsbedingungen für industrielle Unternehmungen grundlegend verändert. Rationalisierungsstrategien, die sich am Kapitalmarkt orientieren, dominieren.

Diese Strukturveränderungen werden von den Industriekonzerne unterschiedlich beantwortet. Das Management der Hoechst AG setzte auf zukunftsträchtige Branchen und begann Mitte der 90er Jahre eine Ausrichtung auf das »Life Sciences«-Geschäft von Pharma, Tiermedizin und Pflanzenschutz. Die Teile der industriellen Chemie wurden nach und nach verkauft. Damit wird die Gentechnologie zum Hoffnungsträger, denn insbesondere im Pharmasektor wird mit spekulativen Investitionen und hohen Renditen gerechnet.

Der Bereich von Forschung und Entwicklung nimmt eine im Vergleich zum Fordismus wesentlich zentralere Stellung ein. Hohe finanzielle Ressourcen fließen in diesen grundsätzlich nicht planbaren Bereich, um in Zukunft innovative, d.h. patentgeschützte Produkte durchzusetzen. Forschung und Entwicklung unterliegt nicht nur einem neuen Forschungsparadigma – weg vom »trial and error«-Prinzip hin zum »rationalen Wirkstoffdesign« –, sondern wird selbst Gegenstand von Rationalisierungsstrategien. Anschließend analysieren Menz/Becker/Sablowski die Auswirkungen des Konzernumbaus auf die Beschäftigten und ihre Interessenvertretung. Sie skizzieren den Verlauf zentraler Auseinandersetzungen um die Unternehmensrestrukturierung: etwa die Durchsetzung der Humaninsulinanlage, der Einstieg in die gentechnische Saatgutproduktion, des seit 1995 geltenden Entgeltsystems oder der Ausgliederung bestimmter Unternehmensteile. Dabei verdeutlichen Verf. den häufig vorauseilenden Gehorsam des Mehrheitsbetriebsrates gegenüber dem Management. Sachzwang- und Wettbewerbsfähigkeits-Argumente werden unhinterfragt übernommen. Insbesondere die Schwäche der Gewerkschaft gegenüber dem Betriebsrat, die Spaltung der Belegschaft und das auf Mobilisierung fast vollständig verzichtende Co-Management der Betriebsratsmehrheit, dessen »sozialpartnerschaftlichen Politik« werden immer wieder deutlich, während das Management längst nicht mehr sozialpartnerschaftlich ausgerichtet ist. Allerdings wird auch gezeigt, dass sich Protest und Selbstvertretung zur Durchsetzung der Interessen von Lohnabhängigen lohnen können. Insgesamt bringt der Konzernumbau jedoch entscheidende Nachteile mit sich – v.a. hinsichtlich der Entlohnung. Ulrich Brand (Frankfurt/M)

**Heß, Martin: Globalisierung, industrieller Wandel und Standortstruktur.** Das Beispiel der EU-Schienerfahrzeugindustrie. Reihe Wirtschaft & Raum, Verlag V. Florentz, München 1998 (203 S., br., 47,80 DM)

Auf der Grundlage der Diskussionen um Wechsel von fordistischen zu postfordistischen Produktionsformen »or somewhere inbetween« (5) entwickelt der Autor mit wenigen Strichen ein klares Bild der metaökonomischen Ebene, in der sich die Veränderungsparadigmen formulieren lassen. Globalisierung meint dabei das Spannungsfeld zwischen weltumspannender Produktion und lokaler Ballung wirtschaftlicher Aktivitäten. Mit Hudson geht Heß davon aus, dass »die Art und Weise, wie Konzerne die Weltwirtschaft

prägen und umstrukturieren, wie Flexibilität durch globale, von Großunternehmen dominierte Netzwerke erreicht wird« (8), für das Gesicht der Globalisierung entscheidend sein wird. Flexibilisierung wird dabei in einer regionalen Agglomeration vollzogen, bei der »Concentration without Centralization« (Harrison) kennzeichnend ist. Mit diesen beiden aus der Globalisierungsforschung übernommenen Hypothesen stellt Heß zunächst dar, wie strukturelle ökonomische, soziale und politische Veränderungen im Weltwirtschaftsraum in den Industriestaaten bestimmte industrielle Restrukturierungsmaßnahmen notwendig machen, bei denen transnationale Unternehmen und das Problem ihrer Standortwahl die Hauptrolle spielen. Hierbei schließt Verf. an die seit den 1970er Jahren geführte Debatte um eine »Neue Internationale Arbeitsteilung« (Fröbel) und ihre Erklärung in der »headquarter economy« (Sassen) an. Alternativ greift Heß Konzepte auf, die andere Vertortungen dieser Restrukturierungen in einem lokalen Rahmen mit den Schlüsselbegriffen »kreative Milieus« und »industrial districts« verbinden. Damit wird verdeutlicht, dass die Wirklichkeit ökonomischer Transformation und Konzentration im Grau Hegels und nicht im Schwarz-Weiß von Wachstumsregionen versus abgekoppelter Räume liegt.

Im dritten Kapitel werden verschiedene geographische, politikwissenschaftliche, institutionengeleitete Fragestellungen aufgegriffen. Mit der Transaktionskostenanalyse und der Netzwerktheorie werden unternehmensorientierte Ansätze, mit Porters Diamant-Konzept und der Produktlebenszyklus-Theorie branchenorientierte Ansätze in die Untersuchung eingeführt. Schließlich wird die Analyse in die Perspektive der Regulations-theorie eingebettet und die unternehmenszentrierte Analyse als unzureichend verworfen. Anstelle monoperspektivisch-betriebswirtschaftliche Erklärungen, die den neoliberalen Diskurs zu dominieren trachten, greift Heß den »sectoral approach« (Markusen) auf. Er zeigt, wie die EU-Schienenfahrzeugindustrie als paradigmatisches Untersuchungsfeld für eine – die *Rational Choice*-Ideologie widerlegende – Mesoebene der Globalisierungs-analyse betrachtet werden kann. Wir verstehen, dass der Eisenbahnbau eine wirtschafts-geschichtlich innovative Bedeutung in der Entwicklung von industriellen Fertigungs-regimen eingenommen hat. An dieser Stelle wäre ein vergleichender Exkurs zur Pullmann-Vergesellschaftung der USA, einer Umstrukturierung durch eine tonangebende Schlaf-wagen-Gesellschaft, wünschenswert gewesen. Damit wäre der – in der Einleitung ange-deutete – Schritt getan worden, der uns wieder auf die Frage nach den Kennzeichen eines globalen Regimewechsels in der Produktions- und Konsumsphäre zurückgebracht hätte. Gleichwohl schärft der Forschungsfokus des Autors unsere Aufmerksamkeit für die Aus-wirkungen der EU-Verkehrspolitik, der Liberalisierung und Privatisierung des Trans-portssektors. Das Beispiel der Schienenfahrzeugindustrie unterstreicht, dass Forschung, Entwicklung und Verwaltung in Form der *headquarter economy* eine synergetische Nutzung anstreben, d.h. sich an einem Ort konzentrieren. Dies spielt vor allem für die Branchenführer, jene fabulösen »Global Players«, eine entscheidende Rolle.

Frank Eckardt (Weimar)

**Crossover (Hg.): Regionales Wirtschaften als linke Reformperspektive.** Westfälisches Dampfboot, Münster 2000 (225 S., br., 29,80 DM)

Das parteiübergreifende Forum bündelt politische Reformdiskussionen aus den drei linken Flügeln von SPD, Bündnis 90/Die Grünen und PDS. Getragen wird das Projekt von den drei Zeitschriften *Andere Zeiten*, *Utopie kreativ* und *SPW*. Das nun vorliegende zweite Buch stellt die Gestaltung regionalwirtschaftlicher Zusammenhänge in den Vordergrund, wobei nicht »regionale Autarkie, sondern eine relative Verschiebung der Gewichte zwischen Weltmarkt und Region zugunsten größerer regionaler Autonomie, kleinräumiger Vernetzung [...] und kommunaler Demokratie« angezielt wird (Schiller-Dickhut im Anschluss an Ralf Fücks, 122). Es geht darum, »den Werttransfer von der

vorwiegend auf regionale Kreisläufe orientierten Binnenökonomie in die exportorientierte Massengüterindustrie umzukehren« (12). Durch die Stärkung lokaler Ökonomien, die nur durch erhebliche Transferleistungen zu bewerkstelligen ist, sollen neuer Bedarf und somit neue Wachstumfelder im ökologischen, sozialen und kulturellen Bereich erschlossen werden. Die Organisation dieses Prozesses steht vor der Schwierigkeit, nicht auf überkommene, bürokratische, paternalistische und wirtschaftlich ineffiziente Mechanismen des fordistischen Wohlfahrtsstaates zurückgreifen zu wollen, sondern neue demokratischere Mischformen »zwischen Markt und Staat« zu entwickeln. Grundlegend ist die »Vernetzung von Arbeitsmarkt- und Wirtschaftspolitik in Verbindung mit regionaler Entwicklung« (Adolphi, 145) und die Schaffung eines – in seiner Form allerdings umstrittenen – öffentlichen Beschäftigungssektors (144-225) als Teil einer neuen Politik der Vollbeschäftigung ohne Niedriglohnsektor. Eine zentrale Rolle beim Aufbau eines Dritten Sektors können die kommunalen Unternehmen spielen. Anstelle von verkrusteten, politisch nicht mehr steuerbaren öffentlichen Monopolen (Peine, 139) sollen sog. »geplante Märkte« treten: »Die bisherige personen- oder projektbezogene Förderung sollte schrittweise durch ein politisches Auftragsvergabesystem abgelöst werden. In Zukunft sollen also [...] politisch gewollte Produkte gezielt angekauft werden.« (Brüggen, 88) Abgesehen davon, dass dabei »eventuell niedrigere Beschaffungskosten, aber dafür höhere Transaktionskosten« entstehen, wird bemängelt, dass die scheinbar wert- und ideologiefreie Entscheidung über Form und Inhalt der Projekte von den realen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen abhängt. »Solange die Standortlogik dominiert, führt das scheinbar neutrale Element eines regulierten Wettbewerbs zu einer Dumpingkonkurrenz.« (Schiller-Dickhut, 113) Nielandt weist darauf hin, dass ein Denken in »opponierenden Sektorlogiken« und der »abstrakten Forderung nach einer kaum realisierbaren Autonomie des Dritten Sektors« zu nichts führt (68). Tatsächlich stehen Staat und Non-Profit-Bereich in einem engen Kooperationsverhältnis, bezogen auf »die Vermittlung zwischen marktgesellschaftlicher Privatsphäre und rechtstaatlicher Öffentlichkeit«, und »überwindet also den traditionellen Gegensatz von Markt und Staat« (69). Entsprechend kann Effizienz und Modernität nicht einfach mit dem privaten Sektor und Ineffizienz und Bürokratie mit dem öffentlichen Dienst assoziiert werden. Am Ende steht das Ziel, neue Formen der Arbeit – unter Einschluss unbezahlter Formen gesellschaftlich notwendiger Arbeit – und Praktiken öffentlicher Dienstleistungen (Wolf, 194) zur Erneuerung des Sozial- und Wohlfahrtsstaates jenseits neoliberaler Gesellschaftsmodelle zu entwickeln. Entscheidender Streitpunkt dabei ist, wie weit eine regionale Politikebene und der Ausbau eines Dritten Sektors tatsächlich als »Alternative für Fremdbestimmung durch globale Märkte« oder doch nur als mit dem Neoliberalismus kompatible Ebene zur Steigerung lokaler »Wettbewerbsfähigkeit auf globalen Märkten« betrachtet werden (124). Unstrittig bleibt, dass sich die regionale Ebene zur Erschließung »neuer Beschäftigungsquellen« im Bereich personenbezogener Dienstleistungen aufgrund der notwendigen Nähe zwischen Anbietern und Konsumenten besonders eignet (Harmes-Liedtke, 225). Auch aus ökologischen Gesichtspunkten ist eine Stärkung lokalen Wirtschaftens zur »Reduzierung der gesellschaftlichen Stoff- und Energieumsätze« erforderlich (Schiller-Dickhut, 123).

Die 14 Beiträge, in ihrer Qualität und Herangehensweise sehr schwankend, sind in ihrer Mehrheit ob ihres Anspruchs politischer Umsetzbarkeit von Voluntarismus charakterisiert. Obwohl der Anspruch erhoben wird, regionales Wirtschaften immer wieder auf »Globalisierungsprozesse« hin zu reflektieren, bleibt das Verhältnis von lokaler Ökonomie und globaler gesellschaftlicher Umbrüche und veränderten Kräfteverhältnissen seltsam unbestimmt. Auf diese Weise werden die präsentierten Reformkonzepte der Gefahr ausgesetzt, im Wettbewerb der Regionen nur als defensive Reparaturwerkstatt verloren-gangener gesellschaftlicher Kohärenz auf nationaler Ebene zu fungieren. Der Verdienst

dieses Bandes liegt aber zweifellos darin, die Fragestellung der Austauschverhältnisse zwischen hochproduktiven Weltmarktindustrien und personen- und dienstleistungsintensiven regionalwirtschaftlichen Sektoren ins Zentrum der Analyse gestellt zu haben.

Mario Candeias (Berlin)

### **Scheele, Jürgen: Zwischen Zusammenbruchprognose und Positivismusverdikt.**

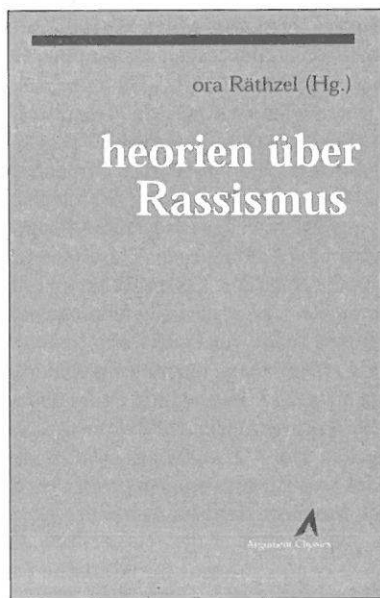
Studien zur politischen und intellektuellen Biographie Henryk Grossmanns (1881-1950). Peter Lang Verlag, Frankfurt/M 1999 (292 S., br., 78,- DM)

Sein in den 1970er Jahren wiederaufgelegtes »Hauptwerk« *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems (Zugleich eine Krisentheorie)* von 1929 findet sich gelegentlich noch im »modernen Antiquariat«, der Autor aber ist heute fast vergessen. Henryk Grossmanns politischer Werdegang begann in der polnischen Arbeiterbewegung, war geprägt von theoretischen Auseinandersetzungen mit der Sozialdemokratie, vor allem aber vom Kampf gegen Antisemitismus und Nationalismus in der Sozialdemokratischen Partei. Nach dem Ersten Weltkrieg trat er in die KP Polens ein, wo er gegen die Staatsfixierung der Linken einen revolutionären Kommunismus propagierte. 1925 erhält Grossmann eine Stelle am Frankfurter Institut für Sozialforschung (IfS), dessen damaliger Leiter, Carl Grünberg, ihn mit dem »naturwissenschaftlichen« Marxismus in Kontakt gebracht hatte. Hier nun beginnt Grossmanns »produktivste und theoretisch bedeutsamste« Zeit. Ausarbeitungen zur Rekonstruktion der marxischen Kritik der Politischen Ökonomie gehen dem *Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz* voran, in dem er den Untergang des Kapitalismus aufgrund von Überakkumulation und schrumpfender Mehrwertbeträge prognostiziert. Im Laufe der Jahre zog sich Grossmann den Unmut sowohl der »Ökonomen« als auch der »Theoretiker« des IfS zu, bis er 1944 ausgeschlossen wird. 1949 geht er als Professor für Politische Ökonomie nach Leipzig, um zum »sozialistischen Neuaufbau« beizutragen, stirbt aber schon im Jahr 1950.

Scheele stellt neben den Entstehungsbedingungen von Grossmanns Hauptwerk jene Auseinandersetzungen im und mit dem IfS in den Mittelpunkt seiner Betrachtung, wobei er auf bis dato nicht zugängliche Briefwechsel zurückgreift. Vor allen mit Friedrich Pollock, dem neben Grossmann bekanntesten Ökonomen des ISF, ergaben sich heftige Streitigkeiten. Während Grossmann die Krisenhaftigkeit und den unvermeidlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung betonte, ging Pollock von einer möglichen Stabilisierung und dem Fortbestand des Systems aus, in dem sich der Staatskapitalismus dem Primat der Ökonomie entzogen haben würde. Die Auseinandersetzung mit Horkheimer drehte sich u.a. um die Frage, ob im Kapitalismus die Individuen als handelnde Subjekte auftreten oder ob ihr Verhalten durch die ökonomischen Bedingungen determiniert und damit als »Naturgesetz« fassbar ist, wie Grossmann glaubte. Im ISF – mittlerweile in New York – wurde 1936 intensiv über die Rationalität des Tauschs in kapitalistischen Gesellschaften und die Wertbestimmung diskutiert. Obwohl der Versuch, das Wertgesetz zur Erklärung (und Prognose) realer Prozesse zu nutzen, Grossmanns originärer Ansatz am ISF war, taucht er – schon weitgehend isoliert – in den Protokollen der Diskussionen nicht auf. Horkheimers sich immer stärker herausbildende Ablehnung des »Positivismus« vergrößert die Kluft zwischen Grossmann und den maßgeblichen Mitgliedern des ISF. Er und nun auch Adorno grenzen sich ab von einer »Wissenschaftsgläubigkeit«, die Marx zum reinen Sozialwissenschaftler degradiere und dessen Kritik eher zur Illustration als zur Negation der bestehenden Verhältnisse gebrauche. Auch die Positionen zur Politik der UdSSR waren unvereinbar geworden. – So zeigt Scheeles detailreiche Darstellung nicht zuletzt, wie sich in der Abgrenzung von Grossmann die Positionen Horkheimers und Adornos klären und zuspitzen.

Marco Tullney (Marburg)

# Aktuelle Beiträge zum Thema Rassismus wieder zugänglich.



Nora Rätzkel (Hg.)  
Theorien über  
Rassismus  
Argument Classics  
ca. 280 Seiten, br., 13,5  
x 21 cm  
ca. 39,80 DM  
ISBN 3-88619-258-X

Als »Das Argument« ein erstes Schwerpunktheft zum Thema Rassismus brachten, wurde das Thema in der Bundesrepublik noch kaum als ein Problem der Gegenwart diskutiert. In den Debatten ging es damals ausschließlich um Antisemitismus als historisches Phänomen. Kam die Gegenwart in den Blick, dann unter der Fragestellung, wie der Faschismus und der Antisemitismus aus dieser Epoche in der Gegenwart weiterwirkten. Formen der Ausgrenzung und Diskriminierung gegenüber den sogenannten GastarbeiterInnen wurden nur

ganz vereinzelt theoretisch untersucht. Inzwischen sind Fragen wie alltäglicher Rassismus, die Bedeutung ethnischer Kategorien für die Analyse der Gesellschaft, die Geschichte verschiedener Formen von Rassismus, Auseinandersetzungen um den Begriff des Rassismus Bestandteil der unterschiedlichsten Disziplinen und Forschungsansätze. In diesem Zusammenhang wurde immer wieder nach grundlegenden Artikeln gefragt, die inzwischen vergriffen waren und mit diesem Band nun wieder zugänglich sind.

Im guten Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand, Reichenberger Str. 150,  
10999 Berlin, Fax.: 030 / 611 42 70. E-Mail: [versand@argument.de](mailto:versand@argument.de)

 **Argument**

## Verfasser/innen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

*Auernheimer, Georg*, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. zu Köln. V: *Einführung in die interkulturelle Erziehung* (1990); *Interkulturelle Erziehung im Schulalltag* (1996); *Pädagogik in multikulturellen Gesellschaften* (1996). M: BdWi, Liga für Menschenrechte

*Behrens, Roger*, 1967; M.A., Promotionsstudent an der Univ. GH Kassel. V: *Die Ungleichzeitigkeit des realen Humanismus* (1996); *Ton Klang Gewalt* (1998). A: Kritische Theorie, populäre Musik und Kultur, Bildungstheorie

*Bieling, Hans-Jürgen*, 1967; Dr. phil., wiss. Mitarb. an der Univ. Marburg. V: *Dynamiken sozialer Spaltung und Ausgrenzung. Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen* (2000); *Die europäische Konfiguration: Dimensionen einer kritischen Integrationstheorie* (Mithg., 2000). A: Gesellschaftstheorie, Europäische Integration. M: GEW, BdWi

*Bollinger, Stefan*, Dr. phil. habil., Publizist. V: *Dritter Weg zwischen den Blöcken? Prager Frühling 1968* (1995); *Konflikte, Krisen und politische Stabilität der DDR* (1996). M: »Helle Panke« e.V., GEW, BdWi

*Brand, Ulrich*, Dr. phil.; Institut für Politik- und Gesellschaftsanalyse an der Univ. Frankfurt/M. V: *Reflexionen einer Rebellion. »Chiapas« und ein anderes Politikverständnis* (1999)

*Braun, Volker*, 1939; Schriftsteller. V: *Es genügt nicht die Wahrheit* (1976); *Unvollendete Geschichte* (1977); *Training des aufrechten Gangs* (1980); *Hinze-Kunze-Roman* (1985); *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie* (1988); *Das Nichtgelebte* (1995); *Der Wendehals* (1995)

*Candeias, Mario*, 1969; Dipl. Pol., Promovend an der Freien Univ. Berlin, FB Sozialwissenschaften. V: *Die Politische Ökonomie der USA an der Wende zum 21. Jahrhundert* (2000). A: Politische Ökonomie; Regulationstheorie; Raum. V: B'90/Grüne, GEW, Greenpeace

*Eckardt, Frank*, 1967; Studium der Politikwissenschaft an der Univ. GH Kassel

*Engel, Sven*, 1973; Student der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Politische Theorie, Entwicklungspolitik, Feministische Politik

*Galster, Ingrid*, 1944; Dr. phil. habil.; apl. Prof. für Romanische Literaturwissenschaft an der Univ. Eichstätt, DFG-Projektmitarbeiterin an der Univ. Würzburg. V: »*Sinquante ans après* »Le Deuxième Sexe«: Beauvoir en débats« (*Lendemains*, 1999); Pour une édition critique du »*Deuxième Sexe*« (Hg., 1999). A: Französische und spanische/lateinamerikanische Literatur, Kultur und Intellektuellendebatte (u.a. Sartre, Beauvoir, Feminismus); Rezeptionsforschung

*Garloff, Peter*, 1966; M.A., Dr. phil.; Lehrbeauftragter und Habilitant der Literaturwiss. an der Freien Univ. Berlin. A: Literaturtheorie, Ästhetik, Rechtswissenschaft

*Girschner, Christian*, 1965; Dr. pol. V: *Politische Ökonomie und Weltmarkt* (1999). A: Kritik der politischen Ökonomie, politische Staatstheorie

*Göll, Edgar*, 1957; Dr., Sozialwissenschaftler und Zukunftsforscher

*Graf, Ruedi*, 1952; Dr. phil.; Gymnasiallehrer. V: *Das Theater im Literaturstaat* (1992). A: 18. Jhd., Theater, Geschichte der Intellektuellen. M: InkiT

*Haug, Frigga*, 1937; Dr. phil. habil.; Prof. für Soziologie an der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg. V: *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit* (1999); *Lustmolche und Köderfrauen* (Mithg., 1997); *Frauenpolitiken* (1996). A: Arbeit, Frauen, Methode, Lernen

Haug, Wolfgang Fritz, 1937; Dr. phil., Prof. für Philosophie an der Freien Univ. Berlin. V: *Elemente einer Theorie des Ideologischen* (1993); *Philosophieren mit Brecht und Gramsci* (1996); *Politisch richtig oder Richtig politisch – Linke Politik im transnationalen High-Tech-Kapitalismus* (1999); *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus* (Hg., 1994ff). M: Leibniz-Sozietät, Berliner Institut für kritische Theorie (InkriT)

Hinz, Manfred, 1952; Dr. phil. habil, Prof. für romanische Literaturwissenschaft/Landeskunde an der Univ. Passau. V: *Fichtes ›System der Freiheiten‹. Analyse eines widersprüchlichen Begriffs* (1981); *Rhetorische Strategien des Hofmanns. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts* (1992)

Hopfmann, Arnd, 1956; Dr. rer. oec.; wiss. Mitarb. der Redaktion von *UTOPIE kreativ*. V: *Transformation und Interdependenz* (Mitverf., 1998); »Transformation und Informalität«, in: *Initial 10* (1999). A: Wirtschaftstheorie, Transformationsforschung, Entwicklungsökonomie

Jehle, Peter, 1954; Dr. phil., Lehrer. V: *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat* (1996); *Gramsci, Gefängnishefte Bd.9* (Mithg., 1999)

Jura, Katrin, Studentin an der HU Berlin. M: BdWi

Korb, Andrea Jana, 1973; Studentin. A: Feminismus und Gender Studies, Neue Medien, Globalisierung, Osteuropa

Leidig, Holger Andreas, 1969; Dipl.-Soz., Doktorand an der Freien Univ. Berlin. V: »Entzauberung«, HKWM 3 (1997). A: Kritische Theorie, Max Weber

Lettow, Susanne, 1965; Dipl.-Soz., Doktorandin an der Freien Univ. Berlin. V: »doppelte Militanz«, HKWM 2 (1995). A: Geschlechterverhältnisse in der Philosophie

Meyer, Hansgünter, 1929; Dr. phil. et rer. oec. habil.; Prof. em. für Soziologie. A: Industrie-Soziologie, Sozialstruktur-Forschung, Wissenschafts-Soziologie. M: Wissenschaftssoziologie und -statistik e.V. (Vorsitz)

Middell, Matthias, Zentrum für Höhere Studien, Leipzig

Möller, Carola, 1929; Dr. rer. pol., Sozialwiss., Gründerin der Stiftung Fraueninitiative« e.V. V: *Lebensbedingungen der Frauen in Hessen* (Mitverf., 1990); *Wirtschaften für das ›gemeine Eigen‹* (Mithg. und Mitverf., 1997). A: Arbeitsmarkt, Sozialpolitik, feministische Ökonomie

Nowak, Jörg, 1973; Student. A: Globalisierung, Poststrukturalismus, Arbeitsverhältnisse, Faschismustheorien

Schenk, Christina, 1952; Dipl.-Physikerin, MdB. A: Familien-, Schwulen- und Lesbenpolitik

Steiner, Helmut, 1936; Prof. Dr. phil. V: *Soziale Strukturveränderungen im modernen Kapitalismus* (1967); *Wissenschaftliches Schöpfertum und Schulen in der Wissenschaft* (1977); *Notizen zu einer Gesellschaftsbiographie des Fritz Behrens* (1997). M: Leibniz-Sozietät, Berliner Institut für kritische Theorie (InkriT)

Tervooren, Anja, 1968; wiss. Mitarb. an der Freien Univ. Berlin, SFB »Kulturen des Performativen«. A: Kulturelle Konstruktionen von Behinderung, Gender Studies, Pädagogische Anthropologie. M: Society for Disability Studies

Tullney, Marco, 1977; Student der Informatik und Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. A: Politische Ökonomie, Antifaschismus

von der Haide, Ella, 1978; Studentin. A: Landschaftsgartenbau, Kirchenbau, Planung, Feminismus, Reproduktionsarbeit



# ÄSTHETIK & KOMMUNIKATION

108

- A.v.Lucke: Von der Wiederkehr der alten Gespenster. Deutschland nach Kohl und vor Haider
- W.Hammann: Auf dem Weg in den Postkapitalismus
- S.Schlak: Der Kanzler der Linken. Kohl und linke Verhaltenslehren
- W.Siebel: Dritter Weg und neue Mitte. Die englische Herausforderung für die deutschen Gewerkschaften
- E.v. Einem: Blindfleck Arbeitsplätze. Warten auf Konzepte der Politik
- D.Hoffmann-Axthelm: Bemerkungen zum moralischen Lager der Nation
- G.Böhme: Leibliche Anwesenheit im Raum
- V.Sprenger: Der implodierende Solist
- G.Scheit: Poststrukturalismus und Kritische Theorie
- É.Glissant: Vom Reichtum der Vermischungen. Die Chaos-Welt der Kulturen

31. Jg. 2000

11

- 1989: *Später Aufbruch – frühes Ende*
- H.Bude: Was war 1989?
- R.Reiðig: Transformation und die deutschen Sozialwissenschaften
- P.Ruben: Bemerkungen zu »Später Aufbruch – frühes Ende«
- R.Land: Der Herbst 1989 und die Modernisierung der Moderne
- E.Crome: Berliner Perspektiven
- B.Kagarlitzki: Die neue Peripherie. Reformen in Osteuropa
- M.Creydt: Kriegsakzeptanz und Kosovokrieg. Eine Untersuchung der Argumentationsfiguren
- G.S.Schaal/A.Brodocz: <http://www.verfassung.ade?> Drei Mutmaßungen zur Bedeutung des Internet für institutionalisierte Verfassungen
- Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. Entwurf
- D.Mühlberg: Kulturelle Differenz als Voraussetzung innerer Stabilität der deutschen Gesellschaft?
- T.Koch: Der neue Mittelstand Ost

Hg.: Ästhetik & Kommunikation e.V./Potsdam Kolleg für Kultur und Wirtschaft Berlin. – Redaktion: R.Althammer, H.Berking, I.Bindsel, H.Boehncke, C.Dormagen, T.Fichter, E.Haebler, D.Hauser, D.Hoffmann-Axthelm, E.Knödler-Bunte, V.Hammann, K.Hickethier, G.Kayser, H.Schwengel, W.Siebel, D.Spreen (geschäftsf.), G.Treusch-Dieter. – Erscheint viermal jährlich, Einzelheft 20 DM, Jahresabo 76 DM inkl. Versand. – Redaktion und Verlag: Ästhetik & Kommunikation e.V., Wallstraße 60, 10179 Berlin

Hg. v. d. Ges. f. Sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i.A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben. – Redaktion: O.Briese, E.Crome, W.Hedeler, C.Johnson, W.-D.Junghans, L.Kirschner, R.Land, J.Matter, I.Oswald, H.Schmidt, U.Tietz, J.Wielgohs, R.Woderich. – Ersch. zweimonatlich, Einzelheft 15 DM, Jahresabo 70 DM, Stud. etc. 37 DM. – Anschrift: Postfach 158, 10412 Berlin



244

## Hunger und Landwirtschaft

E.Weber: Theorien zu den Ursachen von Hunger

M.Windfuhr: Vom Septemberweizen zur WTO-Reform

U.Gröhn-Wittern: Internationale Agrarforschung

M.Backes: Ohne Grund und Boden. Meilensteine der Enteignung in der Landwirtschaft

W.Hees: Liberale Landnahme. Konflikte um Brasiliens Agrarpolitik

G.Lutz: Rettung per Mausklick. Die veränderte Ästhetik im Spendenmarkt

M.Bojadzije/V.Tsianos (Kanak Attak): Antirassismus: Spuren des migrantischen Widerstands

## Politik und Ökonomie

R.Kurz und A.Osterhaus: Kontroverse zur Regulierung internationaler Finanzmärkte

R.Frey: Zum theoretischen Subtext des Genderdiskurses

C.v.Braunmühl: Modernisierte Modernisierung

S.Günther: Ecuador: Putsch der Zivilgesellschaft

4 / 2000

## Politik

H.L.Gremliza: Angela Fisch-Schrödermerkel. Über den ideellen Gesamtpolitiker

C.Schuhler: Die Aktivitäten der CDU-Wirtschaftsprüfer

O.Köhler: Die Vor-Geschichte der Fusion von Deutscher und Dresdner Bank

W.Pomrehn: Deutschlands Kampfansage gegen die USA

W.Wolf: Gregor Gysis Versuch, die PDS auf »Regierungsfähigkeit« einzuschwören

D.Lang: Kopf offen. Mit der PDS in den Krieg

R.Schröder: Die deutsche Tschetschenien-Propaganda

J.Elsässer: Die Westen bereitet den nächsten Balkan-Krieg vor

G.Jacob: Das Verschwinden des Holocaust im Schwarzbuch Kapitalismus

G.Fülberth: Kurze Sprünge. Über die Zukunft des Kapitalismus

A.Bogner: Kontrollierter Anbau. Über den Marsch der Bundesärztekammer in die Eugenik

G.Seeblen: Das Leben, ein Traum. Über den Film »Zug des Lebens«

## 2 / 2000

### *Über Frauen und Frauenarbeit*

G.Steineckert: Gleiche Unfreiheiten wie die Männer?

S.Bauermann: Frauen und Technik: Die unsichtbaren Mauern des Kapitalismus

U.Schröter: Ostdeutsche Frauen – die widerständigen Verliererinnen

S.Kebir: Frauenemanzipation in Ost und West. Zwei gegensätzliche Sozialisierungen

E.Kasten-Heitmann: Lächeln am Ohr – Call-Center als Arbeitschance für Frauen

M.Mrotzek: Zur Entwicklung der Frauenarbeitsarbeit in einer Industriestadt

Interview mit Ayse Düzkan: Feministische Arbeit in der Türkei (G.Blomberg)

### *Positionen*

J.Miehe: Zur Entwicklung des Imperialismus

P.Patnaik: Kapitalismus in Asien zur Jahrtausendwende

38. Jg. 2000

## 118

### *Re-Regulierung der Weltwirtschaft*

C.Scherrer: Global Governance: Vom fordistischen Trilateralismus zum neoliberalen Konstitutionalismus

H.Dieter: Re-Regulierung der internationalen Finanzmärkte

S.Lütz: Globalisierung und die politische Regulierung von Finanzmärkten

U.Brand/C.Görg: Die Regulierung des Marktes und die Transformation der Naturverhältnisse

C.Jakobeit: Regimetheoretische Überlegungen zur Re-Regulierungsdiskussion am Beispiel der Weltumweltordnung

D.Messner: Die Transformation der Politik in der »Ära des Globalismus«

F.Nuscheler: Kritik der Kritik am Global Governance-Konzept

J.O'Connor: Die Konferenz von Seattle und die Anti-WTO-Bewegung

30. Jg. 2000

Herausgeberkreis: G.Binus, N.Hager, J.Hetscher, H.H.Holz, P.Knappe, B.Landefeld, F.Schmid, W.Seppmann, H.Stehr, P.Srutynski, W.Teuber. Red.: G.Deumlich, L.Geisler, W.Gerns, C.Hesse, M.Idler (v.i.S.d.P.), H.Kopp, H.Lederer, D.Lohaus, U.Möllenberg, R.Steigerwald, K.Wagener. – Erscheint 6mal jährlich. Einzelheft 13,50 DM, Jahresabo 79,- DM, verbilligt 49,- DM zzgl. Versand. – Marxistische Blätter, Hoffnungstraße 18, 45127 Essen

Herausgeber: Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. – Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, V.Lorek, B.Mahnkopf, M.Mayer, K.Müller, P.Schaper-Rinkel, D.Schmidt, I.Scholz – Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 20,- DM, Jahresabo 64,- DM zzgl. Porto. – Redaktionsanschrift: Postfach 100529, 10565 Berlin. – Verlag Westfälisches Dampfboot, Dorotheenstraße 26a, 48145 Münster

112

*Magazin*

D.Schmidt: Das Scheitern der Sanktionspolitik. Für eine neue Strategie für den Irak

M.Schürg: Zwangsarbeiter – Gib Dich zufrieden und halt stille

E.Göll: Neue Gesellschaft und neuer Mensch. Vor 100 Jahren wurde Erich Fromm geboren

F.Schauff: Politisches Denken im 20. Jahrhundert

U.Biermann/R.Krämer: Frauenbilder 2 – »Die weibliche Wirklichkeit ist anders «

*Arbeit und Demokratie*

R.Krämer: Arbeit und Demokratie heute

F.Vilmar: Wirtschaftsdemokratie – Zielbegriff einer alternativen Wirtschaftspolitik

F.Welti: Formwandel der Arbeitskraft im flexibilisierten Kapitalismus

K.Benz-Overhage: 28 Jahre Betriebsverfassungsgesetz – Plädoyer für Veränderung

E.Wehner: Mitbestimmung muss Gegenmacht bleiben

B.Bleckmann: Menschenrechte als Herrschaftsinstrument

F.Vilmar: Soziale Liquidation oder Diskriminierung ostdeutscher Eliten

U.Brand: Zur beginnenden Debatte um »Global Governance«

23. Jg. 2000

Hg.: H.Albrecht, E.Bulmahn, K.Benz-Overhage, D.Dehm, K.Fuchs, C.Hanewinkel, U.Kremer, D.v.Larher, S.Möbbeck, P.v.Oertzen, H.Peter, S.Skarpelis-Sperk, A.Wehr, T.Westphal. – Redaktion: U.Biermann, M.Düwel, R.Krämer, C.Meyer, R.Rünker, G.Schulze, J.Schuster, C.Walther, F.Wilhelmy, R.Zugehör. – Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 63 DM; Einzelheft 9,50 DM. – Redaktion und Verlag: Fresienstraße 26, 44289 Dortmund

113

F.Haug: Ein Denkmal für Rosa Luxemburg

*Gesellschaft – Analysen & Alternativen*

F.J.Hinkelammert: Wieviel Markt hält der Mensch noch aus?

L.Bransch: Soziale Sicherheit als Zivilisationsgewinn

E.Wittich: Politische Bildung in der Rosa Luxemburg Stiftung

*Herrschaft und Demokratie*

V.Weinert/J.Mattern: Eine Annäherung an Hannah Arendts Analyse totaler Herrschaft

R.W.Schindler: Hannah Arendt über Parteidemokratie und Rätesewen

114

H.Wolff: Geschichten aus einem langen Leben. Aufgeschrieben von U.Weiß

*Gesellschaft – Analysen & Alternativen*

E.Altvater: Schwierigkeiten mit der neoliberalen »pensée unique«

*Internationale Politik*

G.Schirmer: Die Charta der Vereinten Nationen und die PDS

L.Schröter: Von der »NATO I« zur »NATO II«

R.Saage: Das Paradies als Hölle. Zu Aldous Huxleys »Schöne, neue Welt« (1932)

9. Jg. 2000

Herausgeber: Förderverein Konkrete Utopien e.V. unter Vorsitz von G.Kohlmeier und H.Steiner. – Redaktion: Wolfgang Adolphi, Arndt Hopfmann, Marion Kunze, Ulla Plener, Arnold Schölzel, Jörn Schüttrumpf. – Einzelheft 10,- DM; Jahresabo 108,- DM incl. Versand. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-16, 10718 Berlin

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
sozialistischen Politik

# Widersprüche

38

## Globalisierung und Widerstand

C.Scherrer: Freihandel als hegenoniales Projekt. Zur Geschichte der Außenwirtschaftspolitik in den USA

R.Falk: Die Weltwirtschaft am Beginn des 21. Jahrhunderts

J.Bischoff: Herrschaft der Finanzmärkte

E.Altvater/B.Mahnkopf: Entschleunigung der Finanzströme durch die Tobin-Steuer

B.Young: Globalisierung und die Re-Konstruktion von ›class, gender and race‹

M.Krätker: Globalisierung und die Ohnmacht der Nationen. Eine Herausforderung an die Linke

C.Butterwegge: Globalisierung, Standortnationalismus und Sozialstaat

W.Brüggen/E.Peine: Globalisierung, Deutschland und Japan – neue Regionalisierungsstrategien

H.Schäppi: Globale Strategien der Pharmaindustrie und die Gewerkschaften

F.Koehlin: Patente auf Lebewesen. Gegen die Kontrolle der Ernährungsgrundlagen durch Agrokonzerne

29. Jg. 1999/2000

75

## Der »Dritte Sektor«: Modernisierung von Markt und Staat?

R.Bauer: Zur Kritik begrifflicher Nivellierung und über die Notwendigkeit von Reformen

M.Lindenberg: Zur deutschen Debatte um den Dritten Sektor und sein Verhältnis zum staatlichen Handeln

F.Düchting: Vom deutschen Verein zum »Dritten Sektor«

G.Notz: Der Dritte Sektor und die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung

K.Birkhölzer: Das Dritte System als innovative Kraft: Versuch einer Funktionsbestimmung

C.Butterwegge: Alternative zur neoliberalen Modernisierung oder Neoliberalismus in Rot-Grün?

20. Jg. 2000

Herausgeber und Redaktion: R.Amsler, H.Aubert, P.Franzen, R.Graf, S.Howald, W.Schöni, U.Sekinger, J.Tanner, E.Tomforde Schöni, P.Ziltener. – Ersch. halbjährlich, Einzelheft 21 Fr./DM; Jahresabo 36 Fr./38 DM inkl. Versand. – Redaktionsadresse: Postfach, CH-8026 Zürich. – Redaktionsort: c/o Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Quellenstraße 25, CH-8005 Zürich

Hg.: Sozialistisches Büro. Redaktion: H.Bartjes, M.Bitzan, E.Bolay, K.A.Chassé, F.Düchting, D.Gipser, U.Hirschfeld, K.Huckenbeck, T.Kunstreich, M.Lindenberg, F.Manke, M.May, F.Peters, W.Plum, B.Rose, A.Schaarschuch, H.Schmidt-Semisch, F.Schütte, V.Schöneburg, H.Sünker, W.Völker, H.Zillmer. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft: 21 DM, Jahresabo: 70 DM zzgl. Versand. – Redaktionsadresse: Sozialistisches Büro, Pf. 10 20 62, 6320 Offenbach. – Kleine Verlag, Pf. 10 16 68, 33516 Bielefeld

## 50/51

Krieg ist Frieden, Lüge ist Wahrheit, Freiheit ist Sklaverei

Linke Bellizisten – und andere Texte zum Hintergrund des Kriegs

Indonesien/Ost-Timor: der nächste »Brandherd«

## 52/53

Krieg, »Dritter Weg« und Klassenverhältnisse  
Der Krieg in Jugoslawien – ein Krieg gegen die Arbeiterklasse

Leiharbeit: START in die schöne neue Arbeitswelt

G.Dauvé/F.Martin: »Niedergang und Wiederkehr der kommunistischen Bewegung«

## 54

Osttimor – gegen die humanitären Kriegstreiber  
Gewerkschaften und Leiharbeit

Kritik am »Manifest gegen die Arbeit«

## 55

Seattle: Reform der WTO oder Zerstörung des Kapitalismus

F.Moseley: USA: Boom oder Krise

SMART: Streik in der Modellfabrik

Frankreich: »35 Stunden« gegen das Proletariat

Wildcat-Zirkular, Shiraz e.V., Pf. 301 206, 50782 Köln,  
e-mail: wildcat@link-lev.de – Einzel exemplar 5 DM, Abo für 6 Hefte 30 DM (inkl. Versand) – Bestellung schriftl. (Brief oder e-mail) und Überweisung an Shiraz e.V., Kto.Nr. 7 064 509, BLZ 370 100 50

## 41

*Umbrüche: Arbeit, Lebensweise, subjektive Verarbeitung*

K.Pickshaus: Der Zugriff auf den ganzen Menschen. Neue Kapitalstrategien

B.Stolz-Willig: Flexibilisierung der Arbeit – Chance für ein neues Geschlechterverhältnis?

H.G.Bell: NRW: Strukturbruch im sozialdemokratischen Kernland

M.Chrapa: Umbrüche in Lebensweise und Lebensgefühl bei Ostdeutschen nach zehn Jahren Einheit

H.Werner: Die Bewußtseinsform des Wettbewerbskorporatismus

*Medienherrschaft und Informationsgesellschaft*

P.Bourdieu: Die Zukunft kultureller Güter im Zeitalter grenzenloser Marktlogik

U.Briefs: Mythos »Informationsgesellschaft«

J.Bischoff/H.Hüning: Kapitalismuskritik und moderner Sozialismus

L.Peter: Korporatismus des Universellen? Das Thema der Intellektuellen in der Theorie von Bourdieu

H.H.Holz: Dialektik im Lichte ihrer Geschichte

K.Unger: Kosovokrieg: Die Mythen der Presse

11. Jg. 2000

Hg. v. Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt) und vom IMSF e.V. – Redaktionsbeirat: J.Bischoff, U.Briefs, D. Boris, F.Deppé, W.Goldschmidt, H.Heininger, J.Huffschmid, U.Schumm-Garling, H.Werner. – Redaktion: K.D. Fischer, A.Leisewitz, K.Michelsen, J.Reusch, R.Schweicher. – Erscheint vierteljährlich. Abopreis 60 DM, Einzelheft 18 DM. – Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift Marxistische Erneuerung, PF 500936, 60397 Frankfurt/M

## Summaries

### **Wolfgang Fritz Haug: Are We Living in the Epoch of the »General Intellect«?**

Starting from actual debates (Negri, Virno, a.o.) on »mass intellectuality« and Marx' notion of »general intellect«, the article aims at clarifying their conceptual background and empirical validity. The first part offers a careful contextual reconstruction of the term »general intellect« in Marx' *Grundrisse* (in the chapter on the scientific-technological development of the productive forces and on the social impacts of this development). The second part reconstructs the emergence and career of »general intellect« in the framework of Post-Operaist ideology. Under the present high-tech mode of production science has indeed become the principal productive force, as Marx anticipated. Nevertheless it is illusive to proclaim, that we are already living in an epoch controlled by the »general intellect«, as Negri and others seem to believe. In the author's view it is, however, of vital importance to analyze the contradictions between the basic scientific-technical rationality of the mode of production, the correspondig forms of subjectivity, and systemic irrationality of transnational capitalism.

### **Frigga Haug: Immaterial Labour and Automation**

The essay follows the concept of immaterial labour as it is used by Negri and Lazzarato. The concept is put to the test whether it can answer some of the urgent questions which have emerged out of the computerized mode of production. The author shows that mostly analytical and radical thinking has been substituted by wishful thinking.

### **Ella von der Haide, Andrea J. Korb: A Feminist Critique on Negri's »Ready-Mix«**

The article analyzes Negri's concept of »becoming female« of work/labour from a critical feminist standpoint. Negri refers to Deleuze's and Guattaris's »devenir femme« and avoids to see the parallels to the ongoing tendencies of a feminisation of work, i.e. the reality of gendered and ethnicised poverty and exploitation in a globalized economy.

### **Carola Möller: Immaterial labour and value**

Soon four of five employees will be occupied with immaterial labour. Postfordistic organization of labour turns workers into entrepreneurs of their own working power. The delimitation of labour and privat life and the rising exploitation of unpaid work determines the new mode of production. The Italian Operaists are as well looking for a new societal subject and possibilities of resistance.

### **Ingrid Galster: The Reception of Beauvoirs »Second Sex« in 1949**

Based on a research on book-reviews the article gives an insight into the scandal caused by Simone de Beauvoir's »Second Sex« in 1949 and into the intellectual horizon of this epoch.

### **Mario Candeias: Force of Globalization**

The neoliberal form of globalization leads to growing fragmentation of »world society« and weakens social regulatory mechanisms of national states, especially in the capitalist periphery. What often follows is the erosion of these states, the emergence of authoritarian-nationalist regimes and the repression of subordinated social and/or ethnic groups up to military conflicts. But these regional conflicts caused by economic destabilization threaten the model of a neoliberal global economy. So military intervention under US-neo-hegemony is its geopolitical twin in the new global disorder, and the human right discourse provides the arguments for a new/old humanitarian imperialism.

<i>Galtung, Johan: Die andere Globalisierung. Perspektiven für eine zivilisierte Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert (C.Rosenthal)</i> .....	298
<i>Gehrke, Bernd, und Wolfgang Rüdtenklau (Hg.): ... das war doch nicht unsere Alternative. DDR-Oppositionelle zehn Jahre nach der Wende (H.Steiner)</i> ....	299
<i>Czichon, Eberhard, und Heinz Marohn: Das Geschenk. Die DDR im Perestroika-Ausverkauf (S.Bollinger)</i> .....	301
<i>Roesler, Jörg: Zum Anschluss von Staaten in der modernen Geschichte Eine Untersuchung aus aktuellem Anlass (S.Bollinger)</i> .....	302
<i>Klein, Fritz: Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR, Erinnerungen (M.Middell)</i> .....	304

## Ökonomie

<i>Luttwak, Edward: Turbo-Kapitalismus. Gewinner und Verlierer der Globalisierung (H.-J.Bieling)</i> .....	306
<i>Krugman, Paul: Die Große Rezession. Was zu tun ist, damit die Weltwirtschaft nicht kippt (A.Hopfmann)</i> .....	307
<i>Huffschmid, Jörg: Politische Ökonomie der Finanzmärkte (C.Girschner)</i> ....	308
<i>Menz, Wolfgang, Steffen Becker und Thomas Sablowski: Shareholder-Value gegen Belegschaftsinteressen. Der Weg der Hoechst-AG zum »Life-Sciences«-Konzern (U.Brand)</i> .....	309
<i>Heß, Martin: Glokalisierung, industrieller Wandel und Standortstruktur Das Beispiel der EU-Schienefahrzeugindustrie (F.Eckhardt)</i> .....	310
<i>Crossover (Hg.): Regionales Wirtschaften als linke Reformperspektive (M.Candeias)</i> .....	311
<i>Scheele, Jürgen: Zwischen Zusammenbruchsprognose und Positivismusverdikt. Studien zur politischen und intellektuellen Biografie Henryk Grossmanns (1881-1950) (M.Tullney)</i> .....	313

ISSN 004-1157

Das Argument erscheint 2000 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 960 (900 + LX) Seiten. – Einzelheft 18,- DM; Jahresabo 93,- DM (statt 108,- DM) zzgl. Versand; ermäßigt 69,- DM (nur für Studenten, Auszubildende. Erwerbslose gegen Kopie entsprechender Bescheinigung) zzgl. Versand. – Kündigungsfrist: Acht Wochen vor Ende des Bezugszeitraums. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 30000, Rezensionen 6000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen (zweifache Ausfertigung und Diskette). Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. – Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Bankverbindung: Deutsche Bank, Hamburg, Kto 3665 445 (BLZ 200 700 00). – Satz: Steinhardt, Berlin. – Druck: alfa Druck, Göttingen. – Heft 2. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7.